

ZEITGUT

Taschenbuch

Band
24

Schwarz über die grüne Grenze

Als Flucht noch möglich war
1945-1961



Zeitzeugen erzählen

Von 1949 bis 1961 flüchteten etwa 2,6 Millionen Menschen aus der DDR in den Westen, ab 1952 überwiegend über Berlin. Die Reaktion der DDR-Führung auf die Fluchtwelle war ein immer strengeres Abriegeln der Grenzen.

Die Zeitzeugen-Erinnerungen dieses Buches zeigen lebendig, was es im täglichen Leben bedeutete, in Deutschland hinter dem eisernen Vorhang leben zu müssen. Schlimmste Eingriffe erlitten jene Menschen, die in der DDR in Grenznähe lebten. Die Geschichte des Thüringers Walter Hart schildert das beispielhaft.

1961 beendete der Mauerbau die Fluchtmöglichkeiten. Erinnerungen an die Jahre 1961 bis 1989 sind im Folgeband 25 „Mauerzeit“ zu lesen.

„Es sind unglaubliche Dinge, die damals passieren konnten und manchmal das ganze weitere Leben bestimmten. Ereignisse, die verwundern und betroffen machen.“

Das Parlament

Aus dem Inhalt

Letzter Ausweg: Flucht! • Gefahr für Leib und Leben • Deutsch-deutsche Brieffreundschaften • Willkommene Westpakete • Zerrissenheit • Glücksmomente • Heringe in der Saale • Aktion Ungeziefer • Was wollt ihr Flüchtlingspack hier? • Nach Schule und Lehre – Abhauen statt Volksarmee • Das konnte schiefgehen • Freud und Leid in der geteilten Stadt • Eine unbehauste Jugend zwischen Ost und West • „Aktion Blitz“ • Als Fluchthelfer mit Hubert nach Berlin • Die Mutprobe • Vorbereitung einer Flucht • Das ausgeliehene Besteck • Aus Deutsch • Die Zeit ist reif • Die Stasi im Nacken • Der Koffer von Marienfelde • Das Notaufnahmelager Marienfelde in Berlin

www.zeitgut.com



Zeitgut Verlag

ISBN 978-3-86614-158-2



Band 24

Schwarz über die grüne Grenze

Als Flucht noch möglich war
1945-1961

21 Geschichten und Berichte von
Zeitzeugen

Herausgegeben von Jürgen Kleindienst & Ingrid
Hantke

Zeitgut Verlag

Umschlagbild Vordergrund: Flüchtlinge bei der Meldestelle für Sowjetzonenflüchtlinge in West-Berlin, Cuno-Fischer-Strasse, 1952.

*Foto: Bild – Presse- und Informationsamt der Bundesregierung – Bildbestand
Signatur: B 145 Bild-F005322-0045*

Die in diesem Buch veröffentlichten Fotos und Dokumente stammen, soweit nicht anders vermerkt, aus dem Privatbesitz der Verfasser sowie aus folgenden Quellen: Bahner, Hirschberg/Saale, S. 101; DIZ, S. 159; Bundesarchiv Bild-ID: 66237, Fotograf: Zscheile, S.159; Bild 183-43170-0003, Fotograf: Günter Weiss, S.222; Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde, S. 307, 309, 310, 311; ullstein bild S. 169, 180, 233, 288; Zeitgut Archiv / I. Hantke, S. 183, 221, 242, 299.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2011 by Zeitgut Verlag GmbH, Berlin

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpass 14, 12107 Berlin

Telefon 030 – 70 20 93 0, Telefax 030 – 70 20 93 22

E-Mail: info@zeitgut.de

Herausgeber: Jürgen Kleindienst & Ingrid Hantke

Textauswahl, Gesamtreaktion und Zusammenstellung: Ingrid Hantke

Lektorat: Ingrid Hantke, Barbara Jacob, Helga Miesch

Umschlaggestaltung: Daniel Kreisel, Berlin

Druck: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

Gebundene Ausgabe: ISBN 978-3-86614-193-3

Taschenbuch-Ausgabe: ISBN 978-3-86614-158-2

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

www.zeitgut.de

Inhalt

Orte	7
Vorbemerkungen	9
Chronologie 1945-1961	11
<i>Ewald Schmidt</i> Letzter Ausweg: Flucht!.....	26
<i>Ingeborg Osbar</i> Gefahr für Leib und Leben.....	53
<i>Luise Beyerlein</i> Deutsch-deutsche Brieffreundschaften.....	71
Willkommene Westpakete	73
<i>Brunhilde Barwick</i> Zerrissenheit	74
<i>Marianne Doerfel</i> Glücksmomente.....	78
<i>Jürgen Kaufmann</i> Heringe in der Saale.....	100
<i>Walter Hardt</i> «Aktion Ungeziefer».....	105
<i>Ingrid Hagenbücher</i> Was wollt ihr Flüchtlingspack hier?	120
<i>Jürgen Kaufmann</i> Nach Schule und Lehre – Abhauen statt Volksarmee..	128
<i>Claus Fritzsche</i> Das konnte schiefgehen	154

<i>Udo Wanke-Kreh</i>	
Freud und Leid in der geteilten Stadt	165
<i>Erich Kühnast</i>	
Eine unbehauste Jugend zwischen Ost und West	184
<i>Helmut Klein</i>	
«Aktion Blitz».....	204
<i>Claus Fritzsche</i>	
Als Fluchthelfer mit Hubert nach Berlin.....	212
<i>Bernd Udo Schwenzfeier</i>	
Die Mutprobe	225
<i>Alfredo Grünberg</i>	
Vorbereitung einer Flucht	239
<i>Meinhard Schröder</i>	
Das ausgeliehene Besteck	252
<i>Annemarie Sondermann</i>	
Aus Deutsch.....	260
<i>Günter Malikowski</i>	
Die Zeit ist reif.....	271
Die Stasi im Nacken	291
<i>Ingrid Eisenbart</i>	
Der Koffer von Marienfelde	298
<i>Bettina Altendorf</i>	
Das Notaufnahmelager Marienfelde in Berlin	306
Verfasser	314
Aus dem Verlagsprogramm.....	318

Orte

A

Altheim 184

Angermünde 271

Augustdorf 184

B

Bad Freienwalde 204

Berlin 78, 120, 154, 165, 184,
204, 212, 225, 239, 252,
271, 298, 306

Bettenhausen 105

Bielefeld 184 Blankensee 120

Bremerhaven 26

Brandenburg/Havel 120

Branderode 26

Bremervörde 184

C

Coswig 184

D

Dessau 184

E

Eggesin 271

Ellrich/Walkenried 53

Essen 184

F

Falkensee 271

Förste 26

Freudenberg 204

Freyburg/Unstrut 26

G

Geltow 271

Gera 128

Glienicke 204

Grimmen 184

Grimmenthal 105

H

Halle/Saale 184

Hamburg 53, 78, 260

Herleshausen 26

Hirschberg/Saale 100, 128

Holbach 26

K

Kakau 184

Königswinter/Rhein 260

L

Leipzig 239

Leonberg 128

Lübeck 53, 120

M

Magdeburg 78, 154, 212

Meiningen 105

N

Nesse 26

Neustadt/Aisch 71
Nürnberg 260

O

Oebisfelde 78
Osterode 26

P

Pinnow 271
Potsdam 252
Potsdam-Babelsberg 154
Prenzlau 271

R

Rostock 53, 71

S

Saarbrücken 260
Sandbostel 184
Schwarza 105
Schwerin 252, 271
Stuttgart 128

T

Teltow 225

Tettenborn 26
Travemünde 120

U

Uelzen 120

W

Walkenried/Harz 26
Wesel 184
Wildpark 252
Wipperfürth 74
Wismar 260
Wohlmirstedt 26
Wolfsburg 78

Vorbemerkungen

Dem im Jahr 2001 erschienenen ZEITGUT-Band 11 «Von hier nach drüben. Grenzgänge, Fluchten und Reisen 1945-1961» folgt mit «Schwarz über die grüne Grenze» die inhaltliche Fortschreibung des Lebens an und mit der innerdeutschen Grenze während dieser Jahre. Aus der ursprünglichen Demarkationslinie zwischen den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges – der Sowjetunion und den westlichen Kriegsalliierten USA, Grossbritannien und Frankreich – wurde in der Folge der politischen Entwicklung der Nachkriegszeit nun eine deutsch-deutsche Grenze. Von 1961 bis 1989 entstand schrittweise ein hochtechnisiertes Bauwerk mit tödlichen Selbstschussanlagen, Minenfeldern, Stolperdrähten und nächtlicher Beleuchtung – eine der bestbewachtesten Grenzen dieser Erde. Mit dem Zusammenbruch der DDR und mit der Wiedervereinigung Deutschlands erhielt diese Grenze wieder ihre historische Funktion als Verlauf deutscher Ländergrenzen und hat Deutschland eine Zeitlang zu einem der glücklichsten Länder der Welt gemacht.

Doch bis es dazu kam, verfolgen wir mit den Zeitzeugen-Erinnerungen dieses Buches erst einmal die Verwerfungen der Kriegsfolgen in der Mitte Deutschlands, unter denen die Menschen tagtäglich zu leiden hatten. Für Reisende war das Grenzgebiet nur ein Durchgangsbereich, der allerdings durch die stets selbstherrlich abgewickelten Kontrollen der DDR-Grenzer ständig Angstgefühle erweckte. Möglichst rasch wollte man solche Kontakte hinter sich bringen.

Und wer in Ost oder West neben der Grenze lebte und arbeitete gewöhnte sich zwangsläufig bald an die einseitige hermetische Verriegelung seiner Lebenswelt.

Ab Seite 105 erzählt der inzwischen verstorbene Thüringer Walter Hart vom brutalen Eingriff in sein Leben an der thüringisch-hessischen Grenze im Sommer 1952. Weil seine Eltern selbständige Bauern und Handwerker waren, galten sie bei SED-Genossen im Grenzdorf Bettenhausen als politisch unzuverlässig. Und als die DDR-Führung damals den Grenzstreifen ausbaute, verloren die Harts zusammen mit 14 anderen Familien aus dem Dorf Haus, Hof und ihre Existenz. Innerhalb eines Tages wurden sie im Rahmen der «Aktion Ungeziefer» brutal und unvorbereitet aus ihren Häusern vejagt und weit entfernt in anderen Gegenden zwangsweise neu angesiedelt.

Von 1949 bis 1961 flüchteten etwa 2,6 Millionen Menschen aus der DDR in den Westen, ab 1952 überwiegend über Berlin. Hier bot die Sonderregelung der alliierten Siegermächte für die alte deutsche Hauptstadt mit dem Viermächte-Statut ein letztes Schlupfloch für die Flucht. Erst der Mauerbau 1961 riegelte jeglichen Fluchtweg ab. Und abermals, wie bereits 1952, wurden im Oktober 1961 mehrere tausend Grenzbewohner der DDR zwangsweise umgesiedelt. Etwa 12.000 Menschen waren seinerzeit längs der gesamten DDR-Zonengrenze von diesen Aktionen betroffen.

«Letzter Ausweg: Flucht» heisst ein Beitrag in diesem Buch. Mit dem Jahr 1961 endete diese Möglichkeit als Lebens-Alternative. Wer die Flucht jetzt noch in Erwägung zog, spielte mit Leben und Tod. Die Erinnerungen aus diesen Jahren sind im Buch «Mauerzeit», Band 25 der Reihe Zeitgut, zu lesen.

Ingrid Hantke und Jürgen Kleindienst
August 2011

Chronologie 1945-1961

1945

- | | |
|-------------------------|--|
| 7. Mai | Ende des Zweiten Weltkriegs für Deutschland mit der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation in Reims. |
| 8. Mai | Wiederholung der Unterzeichnung in Berlin-Karlshorst. |
| 5. Juni | Die Alliierten übernehmen die oberste Regierungsgewalt in Deutschland. |
| 9. Juni | Die Siegermächte bilden Militärregierungen. |
| 21. Juni | Einrichtung der vier Besatzungszonen Deutschlands und der vier Sektoren in Berlin mit dem Viermächtestatus für Berlin. |
| 26. Juni | In San Francisco gründen 51 Staaten die UNO. |
| 14. Juli | In der britischen und in der amerikanischen Zone Deutschlands wird das Fraternisierungsverbot gelockert. |
| 17. Juli -
2. August | «Potsdamer Konferenz». Attlee (Grossbritannien), Truman (USA) und Stalin (Sowjetunion) vereinbaren Grundsätze zur Behandlung Deutschlands: Entmilitarisierung, Dezentralisierung, wirtschaftliche Einheit, Reparationen und Verschiebung der polnischen Westgrenze bis an Oder und Neisse. |
| 6. August | Auf die japanische Stadt Hiroshima wird die erste Atombombe abgeworfen. 110.000 Menschen sterben. |
| 12. August | Eröffnung der Salzburger Festspiele. |
| 15. August | Japan kapituliert, Ende des II. Weltkrieges. |
| 2. September | Beginn der Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone. Entschädigungslose Enteignung von Landwirten mit mehr als 100 ha Land («Junkerland in Bauernhand»). |
| 18. Oktober | Das Rote Kreuz richtet einen Suchdienst zur Auffindung vermisster Personen ein. Rund zwei Millionen Deutsche sind verschollen. |
| 30. Oktober | Beginn der Verstaatlichung von Industriebetrieben in der sowjetischen Besatzungszone |
| 20. November | Beginn der «Nürnberger Prozesse» gegen 21 führende deut- |

sche Nationalsozialisten durch einen Internationalen Militärgerichtshof.

Der Alliierte Kontrollrat beschliesst für Deutschland einen Umsiedlungsplan für 6,3 Millionen Vertriebene.

Mit dem Kriegsende geraten 7,5 Millionen deutsche Soldaten in Gefangenschaft, insgesamt sind jetzt rund 11,1 Mio. Soldaten gefangen. Durch die im Potsdamer Abkommen vereinbarte «geordnete Umsiedlung» der Deutschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten (praktisch Flucht und Vertreibung) sind bereits Ende 1945 etwa 6 Millionen Menschen auf der Suche nach einer neuen Heimat.

Ein Jahr später, Ende Oktober 1946, ist deren Zahl dann auf ca. 9,4 Millionen angewachsen; davon 5,8 Millionen in den Westzonen und ca. 3,6 Millionen in der sowjetischen Zone.

Die Anbaufläche der Landwirtschaft ist durch den Fortfall der Ostgebiete um etwa ein Drittel geschrumpft.

1946

- | | |
|-------------|--|
| 7. Januar | Die Berliner Schering AG produziert als erstes deutsches Pharma-Unternehmen Penicillin. |
| 24. Januar | In der französischen Zone nimmt der Südwestfunk in Baden-Baden seinen Sendebetrieb unter Militärkontrolle auf. |
| 28. Januar | Polen meldet die Ansiedlung von zwei Millionen Polen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten. |
| 21. Februar | Erste Ausgabe der Wochenzeitung «Die Zeit» erscheint. |
| 5. März | Winston Churchill, ehemaliger Premierminister Grossbritanniens spricht in Fulton, USA, erstmals von einem «Eisernen Vorhang», der sich von Stettin bis an die Adria über Europa gesenkt habe. Diese Rede markiert den Beginn des Kalten Krieges. |
| 7. März | Gründung des Jugend-Einheitsverbandes «Freie Deutsche Jugend» (FDJ) für die sowjetische Zone. |
| 29. März | In der Sowjetischen Besatzungszone Beginn der Demontage der elektrischen Eisenbahn-Streckeneinrichtungen und Ablieferung aller Elektrolokomotiven an die UdSSR. |
| 31. März | In den Westsektoren Berlins sprechen sich mehr als 70% der SPD-Mitglieder gegen eine Fusion mit der KPD aus. |
| 22. April | In der Sowjetischen Besatzungszone werden SPD und |

- KPD zwangsweise zur SED vereinigt.
6. Juni Die US-Hilfsorganisation CARE erhält die Genehmigung, Lebensmittelpakete auch an Deutsche zu liefern.
2. August Die Unterzeichnerstaaten der Londoner Reparationskonferenz dürfen deutsche Patente frei nutzen.
5. September Unter amerikanischer Aufsicht nimmt der Rundfunksender RIAS mit einem deutschen Intendanten in Berlin seinen Sendebetrieb auf.
1. Oktober Der Internationale Militärgerichtshof in Nürnberg erlässt 12 Todesurteile gegen deutsche Hauptkriegsverbrecher, die am 16. Oktober vollstreckt werden (Göring begeht Selbstmord).
15. Oktober Premiere von Wolfgang Staudtes DEFA-Film «Die Mörder sind unter uns».
20. Oktober Kreis- und Landtagswahlen in den fünf Ländern der sowjetischen Besatzungszone.
21. Oktober Beginn der Deportation von mehreren tausend deutschen Fachkräften und Ingenieuren in die Sowjetunion, unter anderem zum Aufbau in Deutschland demontierter Eisenbahnanlagen und Betriebseinrichtungen.
24. Oktober Die Tschechoslowakei schliesst die Aussiedlung von 2,8 Millionen Deutschen ab.
9. November Die USA haben die deutsche V2-Rakete fortentwickelt. Erfolgreicher Start mit Messinstrumenten.
10. Dezember Hermann Hesse erhält den Nobelpreis für Literatur.
15. Dezember Erste Ausgabe der Programmzeitschrift «Hör zu».

1947

1. Januar Die amerikanische und die britische Zone werden zur «Bi-Zone» vereinigt. Die Leitung obliegt einem deutschen Exekutivrat, Gesetzgebung durch parlamentsähnlichen Wirtschaftsrat, Überwachung durch Zweimächtigkontrollamt.
4. Januar Februar Erste Ausgabe des Nachrichtenmagazins «Der Spiegel». Extreme Kältewelle auf der Nordhalbkugel. Brennstoffmangel in Grossbritannien, in den USA sind die Niagarafälle eingefroren.
3. Februar Die CDU der britischen Besatzungszone beschliesst mit ihrem «Ahlener Programm» die Neuordnung der Wirtschaft im Sinne christlicher Gesellschaftsreform.

-
25. Februar Durch ein Gesetz des Alliierten Kontrollrats wird der Staat Preussen formal aufgelöst.
12. März Proklamierung der sogenannten Truman-Doktrin, wonach die USA jedem freien Volk der Welt militärische und wirtschaftliche Hilfe gegen kommunistischen Einfluss gewähren wird.
- März Im Oderbruch stehen nach Damnbrüchen 55.000 Hektar Ackerland unter Wasser.
2. April Polen beginnt, weitere 500.000 Deutsche auszuweisen.
18. April Helgoland wird durch eine gewaltige Sprengung deutscher Militäranlagen unbewohnbar. (Die Insel wird am 1.3.1952 an die Bevölkerung zurückgegeben.)
3. Juni Der internationale Schriftstellerverband Pen-Club nimmt den deutschen Verband wieder auf.
5. Juni Die USA kündigen zum wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas den Marshallplan an (nach dem US-Aussenminister George Marshall).
15. Juni Frankreich führt im Saarland die «Saarmark» ein.
23. Juli Das ehemalige KZ Auschwitz wird Gedenkstätte.
18. August Eröffnung der Ersten Hannover-Messe.
8. Oktober Zweimillionstes CARE-Paket trifft in Deutschland ein.
7. November Die USA beschliessen, 5,7 Milliarden Dollar für den Marshallplan für 1948 bereitzustellen.
8. November Erstes Jahrestreffen der literarischen «Gruppe 47» (Initiator: Hans Werner Richter) in Ulm.
20. November Der Schriftsteller Wolfgang Borchert stirbt 26jährig.
21. November Uraufführung des Borchert-Bühnenwerkes «Draussen vor der Tür» in Hamburg.

1948

30. Januar Beginn der Olympischen Winterspiele in St. Moritz, Schweiz. Deutschland und Japan sind nicht eingeladen.
11. Februar Gründung der FDP Der spätere Bundespräsident Theodor Heuss wird Parteivorsitzender.
25. Februar Durch einen Staatsstreich erhält die Tschechoslowakei als letzter Staat Osteuropas eine kommunistische Regierung.
1. März In Frankfurt am Main wird die Bank Deutscher Länder gegründet.

-
11. März In Bremen treffen 300 Tonnen von amerikanischen Bürgern gespendete Lebensmittel ein.
20. März Letzte Tagung des Alliierten Kontrollrates für Deutschland mit allen Mitgliedern.
3. April In den USA tritt das Gesetz über den Marshallplan für Europa in Kraft.
23. April Gründung der Vereinigung Volkseigener Betriebe (VVB) in der Sowjetischen Besatzungszone.
6. Mai Im Aufnahmelager Gronefeld bei Frankfurt/Oder wird der 500'000. Heimkehrer aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft registriert.
13. Mai In der amerikan. Besatzungszone dürfen ehemalige NSDAP-Mitglieder wieder offiziell angestellt werden.
14. Mai Proklamation der Gründung des Staates Israel durch David Ben Gurion. Ein Tag später wird Israel von seinen arabischen Nachbarstaaten angegriffen. Waffenstillstand erfolgt 1949.
2. Juni Sechs-Mächte-Konferenz in London bereitet die Gründung eines deutschen Weststaates vor.
21. Juni Währungsreform in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands: Die Deutsche Mark (DM) wird offizielles Zahlungsmittel, jeder Einwohner kann 40 Reichsmark im Verhältnis 1:1 umtauschen («Kopfquote»). Der Direktor der Wirtschaftsverwaltung der deutschen Bi-Zone Ludwig Erhard setzt das Ende der staatlichen Lenkung der Verbrauchsgüter-Produktion durch.
23. Juni Sowjetischer Befehl zur Durchführung einer Währungsreform und Einführung einer eigenen Währung in der Sowjetischen Besatzungszone und in ganz Berlin.
24. Juni Protest der Alliierten gegen die Währungsreform in den westlichen Sektoren Berlins. Sowjetunion blockiert den Warentransport zwischen Berlin (West) und den westlichen Besatzungszonen. Sperrung der Strom- und Lebensmittel-Lieferungen nach West-Berlin.
26. Juni Beginn der Versorgung Berlins durch Flugzeuge Grossbritanniens und der USA (bis 30.9.1949).
29. Juli Beginn der Olympischen Spiele in London.
1. September Parlamentarischer Rat tritt in Bonn zusammen, um ein Grundgesetz für den deutschen «Weststaat» zu er-

- arbeiten. Die 65 Mitglieder sind von den Parlamenten der elf westdeutschen Länder gewählte Abgeordnete.
1. Oktober Neugründung des Deutschen Patentamtes. Deutsche Erfindungen haben wieder internationalen Schutz.
13. Oktober In der Sowjetischen Besatzungszone überbietet der Bergarbeiter Adolf Hennecke die Arbeitsnorm um 387 Prozent. Damit wird eine «Aktivisten-Bewegung» zur Produktivitätssteigerung nach dem Vorbild der sowjetischen «Stachanow-Bewegung» gestartet.
31. Oktober Max Schmeling verabschiedet sich vom aktiven Boxsport.
4. Dezember Gründung der Freien Universität Berlin in West-Berlin als Reaktion auf politische Einmischungen der Sozialistischen Einheitspartei (SED) an der im sowjetischen Sektor gelegenen Humboldt-Universität.
31. Dezember 100.000. Landung eines westalliierten Versorgungsflugzeuges der Luftbrücke für West-Berlin.
- 1949**
26. Januar Zwischen Österreich und Deutschland gestatten die Alliierten einen «kleinen Grenzverkehr».
4. Februar Als Reaktion auf die Berlin-Blockade unterbrechen die Westalliierten die Verbindung der sowjetischen Besatzungszone zu den Westzonen und nach Westeuropa.
5. April Zehn westeuropäische Staaten sowie die USA und Kanada gründen die NATO als Verteidigungs-Bündnis.
8. April Die Westlichen Alliierten (USA, Grossbritannien und Frankreich) beschliessen ein Besatzungsstatut für einen neuen deutschen Weststaat.
28. April Abkommen über internationale Kontrolle des Ruhrgebietes (Ruhrstatut). Die Regelung wird 1953 nach Errichtung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl aufgehoben.
6. Mai Zehn westeuropäische Staaten beschliessen die Gründung des Europarates.
10. Mai Der parlamentarische Rat für den deutschen Weststaat bestimmt Bonn zur «vorläufigen Hauptstadt».
12. Mai Nach 262 Tagen hebt die Sowjetunion die Berlin-Blockade auf.
23. Mai Verkündung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland für die bisherigen Westzonen in Bonn.
30. Mai In der Sowjetischen Besatzungszone beschliesst der 2.000

-
- Mitglieder umfassende Volkskongress die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR). Er wählt gleichzeitig das Nationalparlament (Volksrat), in dem die SED über die absolute Mehrheit verfügt.
25. Juli Der im amerikanischen Exil lebende Schriftsteller Thomas Mann besucht anlässlich des Goethe-Jahres Frankfurt am Main und Weimar.
7. August Erstes Autorennen auf dem Nürburgring seit Ende des Krieges.
14. August Wahlen zum ersten Deutschen Bundestag mit 402 Abgeordneten. Die CDU/CSU erringt 139, die SPD 131 Sitze. Insgesamt ziehen 11 Parteien in den Bundestag (CDU/CSU 31%, SPD 29,2%, FDP/DVP 11,9%, KPD 5,7%, Bayernpartei 4,2%, Deutsche Partei 4%).
18. August Gründung der deutschen Nachrichtenagentur DPA.
12. September Die Bundesversammlung der Bundesrepublik Deutschland wählt den 65jährigen FDP-Politiker Theodor Heuss zum ersten Bundespräsidenten.
15. September Der CDU-Vorsitzende in der britischen Besatzungszone, Konrad Adenauer, wird 73jährig zum ersten Bundeskanzler gewählt.
20. September Adenauer stellt sein Kabinett mit 13 Ministern aus CDU/CSU, FDP und DP vor.
7. Oktober In der Sowjetischen Besatzungszone proklamiert der Volksrat die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) und beschliesst ein provisorisches Parlament und eine provisorische Regierung. Mit der Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland und der DDR wird 1949 aus der Zonengrenze eine Staatsgrenze. Im allgemeinen und amtlichen Sprachgebrauch bleiben *Zonengrenze* und *innerdeutsche Grenze* weiter erhalten.
8. Oktober BRD und DDR schliessen ein Interzonenabkommen zur Regelung der Handelsbeziehungen ab.
11. Oktober Per Akklamation wählen in der DDR die neue Volkskammer und Länderkammer in gemeinsamer Sitzung den 73jährigen SED-Vorsitzenden Wilhelm Pieck zum Staatspräsidenten. Ein Tag später wird Otto Grotewohl (SED) zum ersten Ministerpräsidenten der DDR gewählt.

1949 flüchten 125.000 Personen aus der SBZ/DDR in den Westen.

1950

28. Februar

Der amerikanische Hochkommissar für Deutschland, John McCloy, schlägt gesamtdeutsche Wahlen vor.

22. März

Die Bundesregierung veröffentlicht eine Erklärung zur Wiederherstellung der deutschen Einheit unter der Voraussetzung, dass gesamtdeutsche Wahlen unter internationaler Kontrolle durchgeführt werden.

1. Mai

In der Bundesrepublik Deutschland werden die Lebensmittelkarten abgeschafft.

9. Mai

Frankreichs Aussenminister Robert Schuman schlägt die Gründung einer Europäischen Gemeinschaft vor (Schuman-Plan).

15. Mai

Helmut Käutners Film «Unter den Brücken» von 1944 startet in den deutschen Kinos.

20. Mai

In der Zeche Dahlbusch, Gelsenkirchen sterben durch eine Explosion 78 Bergleute.

10. Juni

In West-Berlin wird die Waldbühne mit 22.000 Plätzen als grösstes Freilichtkino der Welt eröffnet.

16. Januar

Die sowjetische Kontrollkommission erklärt die Arbeitslager Sachsenhausen, Buchenwald und Bautzen für aufgelöst.

8. Februar

Die Volkskammer stimmt der Bildung des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) zu.

24. März

Die Berliner Akademie der Künste wählt den Schriftsteller Arnold Zweig zu ihrem ersten Präsidenten.

25. März

Die UdSSR entlässt die DDR in die Souveränität.

17. Mai

DDR senkt Volljährigkeitsalter von 21 auf 18 Jahre.

27. Mai

Deutschlandtreffen der Freien Deutschen Jugend (FDJ) in Ost-Berlin mit 500.000 Teilnehmern.

4. Juni

Flucht der gesamten Fussballmannschaft SG Dresden-Friedrichstadt nach West-Berlin.

6. Juli

Im Görlitzer Abkommen erkennt die DDR gegenüber Polen die Oder-Neisse-Linie als Ostgrenze an.

*) aus Platzgründen stehen hier die lange Zeit umstrittenen Abkürzungen für Bundesrepublik Deutschland und Deutsche Demokratische Republik

11. Juni

Der Nordwestdeutsche Rundfunk nimmt Fernseh-Testsendungen aus einem Studio in Hamburg auf.

15. Juni

Der Deutsche Bundestag beschliesst den Beitritt der BRD zum Europarat, Mitgliedschaft ab 7. August.

22. Juni

Borgward stellt seinen Kleinwagen Lloyd 300, den legendären «Leukoplastbomber», vor.

25. Juni

Beginn des Koreakrieges.

22. August

Gesetz über Anerkennung politischer Flüchtlinge (Notaufnahmegesetz), gilt ab 1952 auch für West-Berlin

27. August

Auf der Düsseldorfer Funkausstellung werden erstmals in Deutschland UKW-Radiogeräte vorgestellt.

29. August

Einrichtung des Amtes für Verfassungsschutz.

26. Oktober

Einrichtung des «Amtes Blank» (Vorstufe des Verteidigungsministeriums).

22. November

Im ersten Fussball-Länderspiel nach dem Krieg schlägt Deutschland (West) die Schweiz mit 1:0.

22. Juli

Die SED verabschiedet den ersten Fünfjahrplan in der DDR.

25. Juli

Walter Ulbricht wird erster Generalsekretär der SED.

7. August

Regierung der DDR verabschiedet den Ersten Fünfjahrplan, der eine zentrale staatliche Planwirtschaft zur Verdoppelung der Industrieproduktion und Steigerung der Arbeitsproduktivität vorsieht.

7. September

Beginn der Sprengungen des Berliner Stadtschlusses in Ost-Berlin auf Betreiben des SED-Generalsekretärs Walter Ulbricht.

29. September

Aufnahme der DDR in den Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW).

15. Oktober

Volkskammerwahlen; die Einheitsliste der Nationalen Front erhält über 99%.

30. November

DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl schlägt der Bundesregierung die Bildung eines «Gesamtdeutschen Konstituierenden Rates» vor. Die Aktion «Deutsche an einen Tisch» hatte die Prager Aussenministerkonferenz empfohlen.

1950 flüchten 198'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1951

15. Februar

Bundesgrenzschutz gegründet.

6. März

Revision des Besatzungsstatutes: weitere aussenpolitische Vollmachten.

10. April

Gesetz zur Montanmitbestimmung: Paritätische Besetzung der Aufsichtsräte in der Bergbau- und Stahlindustrie.

20. September: Abkommen über den Interzonenhandel.

1951 flüchten 166'000 Personen aus der DDR in den Westen.

17. März

Das ZK der SED spricht sich gegen «Formalismus in der Kunst» aus, Propagierung des «Sozialistischen Realismus».

8. Oktober

Aufhebung der Rationierung aller Lebensmittel (ausser Fleisch, Fett und Zucker).

1952

8. Februar

Der Bundestag spricht sich (gegen Stimmen der SPD) für einen deutschen Verteidigungsbeitrag aus.

16. März

Stalin-Note: Verhandlung über Wiedervereinigung gegen Neutralität Deutschlands. Adenauer lehnt ab.

25. April

Bildung des Landes Baden-Württemberg.

19. Juli

Betriebsverfassungsgesetz: Mitbestimmung der Betriebsräte.

10. September

Unterzeichnung des Wiedergutmachungsabkommens mit Israel.

8. Mai

Ankündigung von «Nationalen Streitkräften der DDR».

26. Mai

Ministerrat beschliesst eine Verordnung zum Ausbau der Grenze zur BRD. (Errichtung einer 5-km-Sperrzone mit Schutz- und Kontrollstreifen, Schliessung von Grenzübergängen, Trennung des Telefonnetzes zwischen Ost- und West-Berlin, Einschränkung von Fernspreerverbindungen zwischen West-Berlin und der BRD.)

Mai/Juni

Aktion Ungeziefer»: In einer Nacht- und Nebelaktion werden aus dem innerdeutschen DDR-Grenzgebiet 11'000 Menschen zwangsumgesiedelt, die als «feindliche und kriminelle Elemente» bezeichnet werden.

23. Oktober

Verbot der rechtsradikalen Sozialistischen Reichspartei (SRP) durch das Bundesverfassungsgericht.

9.-12. Juli

Die II. Parteikonferenz der SED beschliesst den «planmässigen Aufbau des Sozialismus».

23. Juli

Aufteilung der fünf Länder Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen in 14 Bezirke und 217 Kreise.

1952 flüchten 182'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1953

5. März: Tod des sowjetischen Staatschefs Stalin.

14. April

Eröffnung des Notaufnahmелagers Berlin-Marienfelde.

6. September Bundestagswahl:

CDU 45,2%, SPD 28,8%, FDP 9,5%, GB/BHE 5,9%, DP 3,3%.

Zweites Kabinett Adenauer.

17. Mai

ZK der SED beschliesst erhöhte Arbeitsnormen, Unruhe in der Bevölkerung.

16. Juni

Bauarbeiterstreik in Ost-Berlin.

17. Juni

Massenstreiks in mehreren Grossstädten, Niederschlagung durch Einsatz sowjetischer Truppen.

1953 flüchten 391'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1954

19.-23. Oktober

Pariser Verträge: Die Bundesrepublik tritt der NATO und der WEU bei, erhält Souveränität. Saarstatut mit Frankreich: Autonomie des Saarlandes.

23. Januar

«Säuberungsaktion» in der SED (als Folge des 17. Juni 1953) abgeschlossen.

25. März

UdSSR erklärt DDR für souverän.

17. Oktober

Volkskammerwahlen: 99,46% stimmen für die Einheitslisten.

1954 flüchten 184'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1955

- | | |
|--|---|
| <p>5. März
Volle Souveränität der Bundesrepublik.</p> <p>6. Juni
«Amt Blank» wird Bundesministerium der Verteidigung.</p> <p>9.-13. September
Staatsbesuch Adenauers in Moskau: Aufnahme diplomatischer Beziehungen, Rückführung der letzten deutschen Kriegsgefangenen.</p> <p>23. Oktober
67,7% der Wähler des Saarlandes lehnen das Saar statut ab.</p> | <p>18. Februar
Die Volkskammer schlägt dem Bundestag die Vorbereitung gesamtdeutscher Wahlen vor.</p> <p>27. März
Erste Jugendweihe in der DDR.</p> <p>11.-14. Mai
Abschluss des Warschauer Vertrages, eines militärischen Beistandspaktes «sozialistischer Bruderländer». DDR ist Gründungsmitglied.</p> <p>20. September
Bestätigung der vollen Souveränität für die DDR durch die UdSSR.</p> |
|--|---|

1955 flüchten 253'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1956

- | | |
|--|---|
| <p>1. Mai
Vor dem Rathaus Schöneberg in West-Berlindemonstrieren 100.000 Menschen für die Wiedervereinigung Deutschlands.</p> <p>7. Juli
Der Bundestag verabschiedet das Wehrpflichtgesetz.</p> <p>17. August
Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) wird durch das Bundesverfassungsgericht verboten.</p> | <p>18. Januar
Die Volkskammer beschliesst Schaffung der «Nationalen Volksarmee».</p> <p>27.-29. Juli
Das ZK der SED rehabilitiert mehrere prominente Mitglieder, die nach dem 17. Juni 1953 aus Partei und ZK ausgeschlossen worden waren.</p> <p>1. September
Einführung des obligatorischen Werkunterrichts an den Schulen.</p> |
|--|---|

1956 flüchten 279'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1957

1. Januar

Das Saarland wird Teil der Bundesrepublik.

15. September Bundestagswahl: CDU 50,2%, SPD 31,8%, FDP 7,7%, GB/BHE 4,6%, DP 3,4%.

Dritte Regierung Adenauer.

19. Oktober

Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Jugoslawien, da dieses die DDR anerkennt.

1957 wurden 25'000 Bauern und Landarbeiter LPG-Mitglieder, 317 neue LPGs wurden gegründet. Ein Viertel der landwirtschaftlichen Fläche der DDR ist nun in Genossenschaftseigentum.

1957 flüchten 262'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1958

23. März

SPD und DGB gründen Ausschuss «Kampf dem Atomtod», der sich gegen eine atomare Bewaffnung der Bundeswehr richtet.

2. Juli

Der Bundestag fordert die Bildung eines Viermächte-Gremiums für die Lösung der deutschen Frage.

13. Februar

Einrichtung der Staatlichen Plankommission zur Kontrolle der Wirtschaftspläne.

29. Mai

Abschaffung der Lebensmittelkarten.

10.-16. Juli

Auf dem X. Parteitag der SED wird der «Übergang zur Vollendung des Sozialismus» verkündet.

10. November: Chruschtschow verkündet Berlin-Ultimatum: In sechs Monaten soll West-Berlin «entmilitarisierte Freie Stadt» werden.

16. November

Volkskammerwahlen: 99,87% stimmen für die Einheitsliste.

1958 flüchten 204'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1959

Heinrich Lübke (CDU) wird Bundespräsident.

15. November

SPD verabschiedet das «Godesberger Programm», mit dem sie sich als «entideologisierte Volkspartei» präsentiert.

23. April

1. Bitterfelder Kulturkonferenz unter dem Motto: «Greif zur Feder, Kumpell!»

2. Dezember

Volkskammer beschliesst Einführung der zehnklassigen Polytechnischen Oberschule, 10 Jahre Schulpflicht.

1959 flüchten 144'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1960

10. Februar

«Nationaler Verteidigungsrat» unter Vorsitz von Walter Ulbricht geschaffen.

14. April

Die Kollektivierung der Landwirtschaft ist abgeschlossen. In der DDR bestehen nun über 19.000 LPG's mit einem Anteil von 84% an der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche. Zahlreiche Bauernfamilien ziehen jedoch die Flucht in den Westen der Kollektivierung vor.

29. August: DDR beschränkt Reiseverkehr zwischen Ost- und West-Berlin; Bundesrepublik kündigt daraufhin Interzonenabkommen über Reiseverkehr.

12. September

Nach dem Tod Wilhelm Piecks (7. September) Abschaffung des Präsidentenamtes, W Ulbricht wird Vorsitzender des neugeschaffenen «Staatsrates».

1960 flüchten 199'000 Personen aus der DDR in den Westen.

1961

15. Juni DDR-Staatsratsvorsitzender Walter Ulbricht erklärt: «Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.»
9. Juli Die DDR verbietet die Durchführung des gesamtdeutschen Evangelischen Kirchentages vom 19. bis 23. Juli in Ost-Berlin. Reisen von DDR-Bürgern zum Kirchentag nach West-Berlin sollen nicht gestattet werden.
5. August Der Warschauer Pakt genehmigt die «Operation Chinesische Mauer».
13. August Abriegelung West-Berlins und der innerdeutschen Grenze, Beginn des Baues der Berliner Mauer.

1961 flüchten bis zum 15. August 160'000 Personen aus der DDR in den Westen.

Insgesamt flüchten zwischen 1949 und 1961 etwa 2,8 Millionen Menschen aus der DDR in den Westen.

15. August Erste Proteste der Westmächte.
19. August Die Vereinigten Staaten schicken demonstrativ den US-Vizepräsidenten Lyndon B. Johnson nach Berlin.
20. August Die USA verstärken ihre militärische Präsenz in Berlin um 1'500 Soldaten, die über die Autobahn nach Berlin fahren.
24. August Erstmals wird ein Flüchtling an der Mauer erschossen.
22. August Bundeskanzler Konrad Adenauer besucht West-Berlin. Die Grenzpolizei der DDR wird als Grenztruppe dem Ministerium für Nationale Verteidigung unterstellt. Verlegung erster Bodenminen an der Grenze.
15. September
25. Oktober Panzer der USA und der UdSSR stehen sich in Berlin am alliierten Grenzübergang Checkpoint Charly gegenüber.

An der sogenannten Staatsgrenze West wird der Stacheldrahtzaun verdoppelt und mit Betonpfosten verstärkt. Zusätzlich wird längs der gesamten Grenze ein sechs Meter breiter Spurensicherungsstreifen angelegt, die Verminung der Grenze beginnt.

Im Oktober werden in der Aktion «Kornblume» abermals (wie 1952) mehrere tausend Grenzbewohner zwangsweise umgesiedelt. Kampfgruppeneinheiten holen sie in den frühen Morgenstunden ohne Ankündigung mit offenen LKW's ab und laden ihr Mobiliar auf. Innerhalb weniger Stunden müssen die Menschen ihre Heimat verlassen.

[Wohlmirstedt bei Freyburg/Unstrut, Sachsen-Anhalt – Nesse bei Bremerhaven – Förste bei Osterode – Branderode – Holbach – Tettenborn – Walkenried/Harz – Herleshausen; 1945 – 1956]

Ewald Schmidt

Letzter Ausweg: Flucht!

Die russischen LKW rollten dahin durch unser schönes Unstruttal. Es war Herbst 1945, Weinlesezeit in friedlicheren Jahren auch im Umkreis meines Heimatdorfes Wohlmirstedt, nicht weit entfernt von Freyburg, der Stadt des Rotkäppchensektes. Die beiden Militärlaster kamen aus unserer Kreisstadt Köllda, wo eine Garnison der Russen stationiert war. Auf der Ladefläche standen dicht gedrängt alle arbeitsfähigen jungen Männer meines Dorfes. Mit meinen 17 Jahren war ich einer der Jüngsten. Die Ältesten waren gerade aus dem Krieg heimgekehrt in ihre Familien und nun schon wieder auf einem unfreiwilligen Weg ins Ungewisse. Denn keiner von uns wusste, wohin die Reise gehen sollte. Ich dachte an meine Familie daheim auf unserem Bauernhof. In Angst und Schrecken hatte ich sie zurücklassen müssen. Noch fuhren wir durch Sachsen-Anhalt ...

Meine Eltern, meine Grosseltern väterlicherseits, mein acht Jahre jüngerer Bruder, eine Tante und ich wohnten und bewirtschafteten einen Bauernhof in Wohlmirstedt. Trotz des Krieges war mir eine relativ sorgenfreie, unbeschwerte Jugend beschert gewesen.

Bei Kriegsende im April 1945 marschierten erst die US-Truppen ein. Sie waren nur zwei Tage im Dorf und zogen dann weiter. Von grösseren Vorfällen wurde nichts bekannt.

Bei meinen Grosseltern hatte sich ein Unteroffizier in voller Montur auf das Sofa im Wohnzimmer gelegt. Aber nicht lange; denn meine Grossmutter lamentierte und zeigte so vehement zur Tür, bis der Soldat schnellstens abzog und es sich in seinem Jeep, der auf unserem Hof stand, bequem machte. Nach ein paar Tagen kam noch einmal ein US-Offizier mit einigen Soldaten ins Dorf und verpflichtete den alten Bürgermeister, seine Aufgaben vorerst weiter zu erfüllen. Dadurch verlief der Übergang von der alten zur neuen Verwaltung reibungslos.

Anfang Juni wurde auch mein Vater aus englischer Gefangenschaft entlassen. Er erzählte, dass wir bald von den Russen besetzt würden. Dies wollte ihm aber niemand glauben. Dann war es doch so weit: Im Sommer, kurz vor der Getreideernte, sollten wir nun zum zweiten Mal «befreit» werden. Obwohl der Krieg schon drei Monate zu Ende war, kam jetzt erst die richtige Besetzung. Für die überwiegende Mehrheit der Einwohner unseres Dorfes war es ein Schock. Nur bei wenigen zeigte sich Freude, dass ihre «roten Brüder» nun endlich gekommen waren. Die Russen zogen nicht nur durch wie die Amerikaner, sondern blieben, wenn auch nur wenige Tage. Aber das genügte! Sie rückten nur mit wenigen Autos, doch umso mehr Panjewagen an.

Im Dorf quartierten sich die Offiziere ein, der grosse Tross hatte auf den Getreidefeldern, Klee- und Wiesenstücken sein Lager bezogen. Immer wieder kamen die Soldaten auf unseren Hof und wollten Wurst, Eier, Brot, Kartoffeln und Mehl haben. Die meisten Lebensmittel waren natürlich versteckt worden. Das Vieh liessen sie in Ruhe, nur ein paar Hühner wurden ihre Beute. Einige der Russen sprachen gut Deutsch. Übergriffe waren selten. Zu Vergewaltigungen war es nicht gekommen. Die jungen Frauen und Mädchen hatten sich immer versteckt oder wie alte Frauen verummt. Sie waren gebückt gegangen, wenn sie aufs Feld mussten. Nur die Alten hatten beim Bäcker oder Kaufmann eingekauft.

Die Offiziere sorgten für Ordnung und verhielten sich Soldaten gegenüber, die unter der Zivilbevölkerung handgreiflich wurden oder auch nur den Versuch dazu unternahmen, nicht zimperlich. An Ort und Stelle wurden die Ertappten zum Teil schlimm verprügelt. Nach ihrem Abzug brannten die Bauern die Plätze ab, auf denen die Russen kampiert hatten; denn da war nicht nur alles zertrampelt worden, Mensch und Tier hatten auch ihre Notdurft hier verrichtet. Bei den hochsommerlichen Temperaturen stank es zum Himmel. Danach ging ein Aufatmen durchs Dorf. Doch nicht für lange.

Zur Demontage in Wolfen

An dem Morgen im Herbst 1945, von dem ich eingangs erzählte, waren zwei Militärlastwagen und mehrere Jeeps ins Dorf gekommen. Alle jungen Männer zwischen 17 und 30 Jahren mussten sich vor dem Bürgermeisteramt einfinden. An den Dorfausgängen standen Rotarmisten. Ausreissen war also nicht möglich. An Verstecken war auch nicht zu denken, denn der von den Russen eingesetzte neue Bürgermeister hatte ja alle Namen und wusste, wer sich im Dorf aufhielt. Er war ein willfähriger Vasall der neuen Herren, obwohl er im Dritten Reich Parteigänger gewesen war. Was wollten wohl die Russen von uns?

Sie waren gut vorbereitet. Nach einer Liste wurden wir aufgerufen und begutachtet. Nur die Schwächlichen und im Krieg Verwundeten konnten wieder nach Hause gehen. Ich war bei denen, die sie gebrauchen konnten. Wir sollten uns Arbeitssachen «für kurze Zeit» holen und wiederkommen. Was würde mit uns geschehen?

Angst hatten wir alle, denn wie es unseren Kriegsgefangenen in der Sowjetunion ergangen war, wusste jeder. Als sich alle wieder eingefunden hatten, mussten wir auf die LKW steigen, und los ging es aus dem Dorf hinaus. Die Reise endete auf dem Güterbahnhof unserer damaligen Kreisstadt Köllda. Ein Versuch zu fliehen, war auch hier nicht ratsam. Das gesamte Bahnhofsgelän-

de war von Rotarmisten umstellt. Wir mussten in Güterwagen umsteigen, die sofort verschlossen wurden, sobald sie voll beladen waren. An den Schildern der Bahnhöfe Naumburg, Weissenfels und Halle konnte man während der Fahrt sehen, dass es ostwärts ging. Die Angst, nach Russland verschleppt zu werden, wurde mit jedem neuen Bahnhofsschild grösser. Auf der langen Fahrt bekamen wir von den Russen nichts zu essen und kaum zu trinken. Vor und durch Bitterfeld kroch der Zug nur im Schneckentempo, als ob er nicht wüsste, wohin er sollte. Dann war endlich unser Ziel erreicht, die Chemiestadt Wolfen. Der Zug hielt auf einem riesigen Fabrikgelände.

Am nächsten Morgen wurden wir in Gruppen eingeteilt und mussten alles, was in den Werkhallen nicht niet- und nagelfest war, demontieren. Die Teile wurden nummeriert und in Kisten verpackt. Wenn eine Maschinengruppe abgebaut und verstaut war, wurde sie verladen. Entgegen den strikten Anweisungen versuchten wir immer wieder, die Stücke durch falsche Numerierung zu vertauschen. Was wäre passiert, wenn die Russen uns dabei erwisch hätten?

Es war eine Knochenarbeit. Ohne Prellungen, Quetschungen oder Schnittwunden kam keiner davon. Von einer umgestürzten Maschine wurden mehrere Männer so schwer verletzt, dass sie ins Krankenhaus gebracht werden mussten. Die Maschinen waren zum Teil tonnenschwer, die Arbeitszeit lang; von morgens 7.00 bis abends 18 Uhr und manchmal noch länger. Der Sonntag war arbeitsfrei. Das Essen entsprach nicht der kräftezehrenden Arbeit. Das gesamte Betriebsgelände wurde bewacht, keiner wagte zu türmen. Ständiger Begleiter in dieser Zeit war die Angst. Wir wussten ja nicht, was nach der Demontage der Fabrikanlage noch auf uns zukam.

Die Quälerei hatte nach sechs langen Wochen ein Ende. Mit Galgenhumor konnte man nun von den Werkhallen frei nach Schiller sagen: «In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.»

Ähnlich öde, leer und ausgebrannt sahen auch wir aus. Wir durften die Heimreise antreten mit der Verpflichtung, über die hier geleistete Arbeit nichts zu erzählen. Nach und nach wurde es aber doch im Dorf bekannt.

Ein unnötiges Wagnis

Im späten Frühjahr 1946 wurden wir Männer wieder zusammengetrommelt, und die Prozedur begann von Neuem, diesmal aber fuhr der Güterzug von der Kreisstadt aus in westlicher Richtung bis nach Erfurt. Hier sollten wir einen riesigen Holzlagerplatz räumen. Auf den Gleisen standen immer zwei Güterzüge, die mit dem gelagerten Holz beladen werden mussten, das ebenfalls für die Sowjetunion bestimmt war. Soviel gesägtes Holz, Bretter und Balken jeder Grösse hatte ich noch nie gesehen. Die Stapel waren vier bis sechs Meter lang, vier Meter breit und vier bis fünf Meter hoch. Die Gänge dazwischen muteten wie Strassen an. Schon nach wenigen Stunden waren die Hände voller Splitter und aufgerissen. Von den Schultern lief uns das Blut. Schutzhandschuhe gab es nicht.

Die Soldaten, die uns bewachten, waren nicht mehr jung. Vielleicht hatten sie oder ihre Angehörigen im Krieg viel gelitten, und wir bekamen das jetzt zu spüren. Das Essen war auch hier mehr als dürftig, noch dazu bei dieser schweren Arbeit. Doch die Erfahrung des vorigen Jahres hatte uns gelehrt, für Zubrot zu sorgen. Hinzu kam die fröhsommerliche Wärme.

Je niedriger die Holzstapel wurden, desto mehr Russen bewachten uns. Das Gerücht ging um, dass wir nach dem Räumen des Platzes noch an einer anderen Stelle eingesetzt werden sollten. Unsere Angst wurde umso grösser, je weniger Holz wir zu schleppen hatten. Als dann das letzte Brett und der letzte Balken verladen waren, mussten auch wir den Zug besteigen. Wieder war es eine Fahrt ins Ungewisse und wie beim ersten Mal konnten wir an den Bahnhofsschildern sehen, dass es nach Osten ging.

Mein Freund Erich Kirschmann und ich hatten uns abgesprochen, bei passender Gelegenheit das Weite zu suchen. Alle anderen wollten nicht mit. Wie sich später herausstellte, waren wir tatsächlich die einzigen, die Reissaus genommen hatten. Die intensive Bewachung auf der Fahrt hatte unser Vorhaben eher noch bestärkt. Unsere Chance kam, als der Zug den Bahnhof Naumburg verliess und nur langsam weiterfuhr. Kurz entschlossen sprangen wir ausserhalb des Bahnhofsgeländes ab und liessen uns die Böschung hinunterrollen. Hier standen viele kleine Büsche und Bäume, die die Flucht begünstigten. Wir wurden von den Soldaten, die im letzten Wagen sassen, nicht bemerkt. Als der Zug nicht mehr zu sehen war, marschierten wir zum Bahnhof zurück und fuhren mit dem nächsten Zug nach Billroda, unserer Bahnstation. Bald waren wir wieder in Wohlmirstedt.

Unsere Rückkehr ging wie ein Lauffeuer durch unser Heimatdorf. Jeder wollte wissen, wo die anderen geblieben waren. Wir sagten: «Die kommen bald.» Wenige Tage später waren dann zu meinem Erstaunen tatsächlich alle wieder zu Hause. Unsere Flucht hatten wir also umsonst riskiert.

Versuch einer Anwerbung

Nach einigen Wochen, ich war mit meinen Eltern bei der Feldarbeit, kam Robert Bischoff, der Gemeindediener, zu uns und beorderte mich zum Bürgermeister. Den konnte ich nicht leiden, obwohl er mein Patenonkel war. Nach dem Einmarsch der Sowjets war der alte Bürgermeister sofort durch meinen Patenonkel ersetzt worden. Die meisten Einwohner hatte das verwundert, weil auch er Mitglied einer NS-Organisation gewesen war. Jetzt sagte Robert zu mir: «Ewald, die Russen sind da und wollen mit dir sprechen.»

Ich nahm an, das habe mit unserem Ausreissen zu tun, und erwartete, dort auch Erich zu treffen, doch der war nicht da. Vor der Toreinfahrt des Bürgermeisters stand ein Jeep mit einem russischen Soldaten. Im Flur des Hauses musste ich an meinem Paten-

onkel Ewald und seiner Frau vorbei, die mich höhnisch angrinsten. In der Bürgermeisterei, die damals in der «guten Stube» meines Patenonkels untergebracht war, sassen auf dem Sofa drei hochdekorierte russische Offiziere, von denen einer eine sehr attraktive, gutaussehende Frau war, die zwischen den beiden Männern sass. Ich wurde freundlich und mit Handschlag von allen dreien begrüsst und aufgefordert, vor dem Tisch Platz zu nehmen. Die Frau sprach mit mir in einem fast akzentfreien Deutsch. Die beiden Männer taten anfangs fast gelangweilt und sagten kein Wort. Die Frau unterhielt sich mit mir über meine ganze Verwandtschaft und fragte auch nach den Namen meiner Freunde und unserer Nachbarn sowie nach Verwandten und Bekannten in den Westzonen und in Berlin. Auch, ob mein Vater Soldat gewesen sei und wo er im Krieg eingesetzt war, welchen Dienstrang und welche Auszeichnungen er hatte. Die Fragen wiederholten sich zum Teil immer wieder. Zuletzt wollte sie wissen, ob ich eine Freundin hätte, was ich verneinte. Sie notierte alle Daten und Namen. Auch von meinem gesamten Schuljahrgang wollte sie die Namen wissen, schrieb sie jedoch nicht auf.

Die beiden Männer unterhielten sich sehr leise auf Russisch. Zwischendurch waren lange Gesprächspausen, wobei ich immer nur angesehen wurde. Diese Stille lehrte mich das Fürchten. Die Verabschiedung geschah, genau wie die Begrüssung, wieder mit Handschlag.

Als ich das Zimmer verlassen wollte, wurde ich aufgefordert, mich noch einmal hinzusetzen. Ich sollte doch noch erzählen, ob ich im Jungvolk oder in der Hitlerjugend gewesen sei und was ich da gemacht hätte. Auch die Teilnahme an Zeltlagern und Schulungen interessierte sie. Da etwas zu leugnen, hatte wohl keinen Sinn, weil ich an mehreren teilgenommen hatte und die meisten im Dorf davon wussten. Nach fast zwei Stunden konnte ich gehen, nachdem ich ermahnt worden war, mit niemandem über das Ge



Das Foto zeigt mich als Fähnleinführer 1941. Als die drei sowjetischen Offiziere mich als Spitzel werben wollten, wurde die Tatsache, dass ich Fähnleinführer der Hitlerjugend gewesen war, als Druckmittel benutzt.

sagte zu sprechen, auch nicht mit meinen Eltern. Ihnen und meinem Freund Alfred Gerlach erzählte ich jedoch danach alles.

Am nächsten Mittwoch, genau eine Woche später, holte mich Robert Bischoff zur gleichen Uhrzeit wieder ab, und dieselben Offiziere sassen auf dem Sofa. Die Begrüssung war wie beim ersten Mal freundlich, wieder gaben mir alle die Hand. Und auch das Gespräch drehte sich zunächst wieder um vollkommen belanglose Dinge.

Dann aber änderte sich mit einem Mal abrupt das Thema: Weil ich in der Hitlerjugend und noch dazu Fähnleinführer gewesen

wäre, hätte ich die Jugend gegen das Sowjetvolk aufgehetzt. Ich wäre dadurch mit am Krieg und am grossen Völkermord schuldig geworden. Dann wurde mir auch noch vorgeworfen, ich hätte ohne Abmeldung die «Aufräumungsarbeiten» in Erfurt verlassen. Ihnen war also alles bestens bekannt. Auch heute sprach immer nur die Frau. Ich sollte die Schuld begleichen, die ich dem Sowjetvolk angetan hätte. Es wären nur Kleinigkeiten, die sie von mir wollten.

Als ich fragte, welche das seien, bekam ich erst einmal keine Antwort. Alle drei sahen mich nur wieder ruhig an. Die Totenstille jagte mir noch mehr Angst ein, als ich sowieso schon hatte. Ich versuchte trotzdem, ruhig zu bleiben.

Die Ruhe wurde von den beiden Offizieren unterbrochen, die nun ebenfalls ein gutes Deutsch sprachen. Das bisherige Schweigen der beiden war also nur Taktik gewesen. In leisen, aber scharfen Worten forderten sie, ich solle jede Woche einen schriftlichen Bericht über die neuen «Würdenträger» abliefern, also über den Bürgermeister und die Vorsitzenden von KPD und SPD. Als ich fragte, ob auch die ehemaligen Parteiführer aus dem Dritten Reich dabei sein sollten, wurde mir beschieden, die kämen später noch dran. Falle aber etwas Besonderes im Dorf vor, sollte ich auch mehrere Berichte, jedoch getrennt nach Personen, verfassen. Am meisten wunderte mich, dass die Vorsitzenden von KPD und SPD, die beide jahrelang im KZ Buchenwald gesessen hatten, zu denen gehörten, die ich bespitzeln sollte. Auf meine Frage, wieso auch diese beiden, erhielt ich keine Antwort. Stattdessen legten sie mir ein beschriebenes Blatt Papier auf den Tisch, das ich durchlesen und unterschreiben sollte. Ersteres tat ich, eine Unterschrift lehnte ich ab, denn das war ein Vertrag über Zusammenarbeit mit der Sowjetunion.

Jetzt wurden die beiden Männer laut und rabiät im Ton. Ich sollte mir genau überlegen, was ich sagen oder tun würde. Ich bat um einige Tage Bedenkzeit. Nach einer kurzen Unterhaltung in Russisch kam die Antwort: Aber nicht zu lange.

Dann konnte ich gehen, diesmal aber ohne Handschlag, doch wieder mit der drohenden Bemerkung, mit niemandem über das Gesprochene zu reden. Sie wollten in zwei Wochen wiederkommen. Auch diesmal erzählte ich meinen Eltern sofort, meinem Freund Alfred noch am gleichen Abend, was bei dem Gespräch von mir verlangt worden war.

Die Vorladungen zu den Russen waren im Dorf nicht verborgen geblieben; jeder wollte wissen, was die Russen gewollt hatten; einige gingen mir und meinen Eltern bereits vorsichtig aus dem Weg.

Es gab nur noch eine Lösung

Nachdem ich wusste, was die Russen von mir erwarteten, stand für mich fest, der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) den Rücken zu kehren, denn das Verlangte wollte ich keineswegs tun. Hilfe erhoffte ich mir durch Herrn Zeh, der seit Herbst 1945 in unregelmässigen Abständen aus Leipzig zu meinen Eltern und auch zu anderen Bauern im Dorf kam, um zu «kunkeln». Das war die damals übliche Bezeichnung für Tauschgeschäfte. Herr Zeh hatte einen Bruder im damaligen Wesermünde, das seit 1947 Bremerhaven heisst. Er fuhr über die grüne Grenze und holte von dort Fisch und Zigaretten, die es in der SBZ nicht gab. Zwischen meinen Eltern und Herrn Zeh hatte sich im Laufe der Monate ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt, und meine Eltern hatten mit ihm trotz des Verbotes über mein erstes Zusammentreffen mit den Russen gesprochen. Wie so oft während seiner Hamstertouren übernachtete Herr Zeh auch an diesem Wochenende bei uns. Bei seinem letzten Besuch hatten wir bereits über meine eventuelle Mitreise nach dem Westen gesprochen. Wie es dann dort weitergehen sollte, wussten wir allerdings noch nicht. Nun sollte diese Freundschaft auf eine wichtige Bewährungsprobe gestellt werden.

Eigentlich hatte Herr Zeh die nächste Hamsterfahrt in den Westen erst in einigen Wochen vor, doch ein grosses Wurstpaket

überzeugte ihn, mit mir im Notfall doch schnellstens über die Grenze zu gehen. Meine Mutter hatte mir schon vorsorglich einen Rucksack gepackt.

Aber die Russen warteten die angedeuteten zwei Wochen nicht ab. Schon am Montag holte mich Robert Bischoff gegen 14 Uhr erneut vom Felde ab. Diesmal war die Situation eine völlig andere. Es gab keine Begrüssung wie sonst, nur ein Nicken mit einem Wink, dass ich mich setzen sollte. Der Tisch stand jetzt mitten im Raum und die drei Uniformierten hatten sich auf Stühlen dahinter plaziert. In der Mitte auf dem Tisch lag die mir bekannte Verpflichtungserklärung mit aufgeschraubtem Füllfederhalter, daneben eine Kartentasche, hinter dem Blatt Papier eine mit dem Lauf auf mich gerichtete Pistole. Trotz der sommerlichen Temperaturen wurde mir eiskalt.

Die Frau fragte, ob ich es mir überlegt hätte. Nach kurzem Zögern sagte ich zu, bat aber um einen vierzehntägigen Turnus für jede Berichterstattung. Damit waren sie einverstanden – zunächst. Das war mir nun vollkommen egal, denn ich hatte erst einmal Zeit gewonnen. Ich unterschrieb. Es folgte die obligatorische Schweige-Ermahnung, die ich ja auch unterschrieben hatte. Ich bekam nun Schreibpapier und Briefumschläge mit vorgedruckter Adresse der Kommandantur in Köllda. Meinen Absender sollte ich nicht angeben. Nachdem ich alles im Hemd verstaut hatte, verabschiedete sich nur die Frau mit «Auf Wiedersehen» und Handschlag von mir. Ich konnte gehen und hoffte, dass dieses Wiedersehen nie stattfinden würde.

Die rettende Schnapsflasche

Am nächsten Tag, am Dienstag, dem 9. Juli 1946, nahm ich Abschied von meinem Heimatdorf, das ich fast auf den Tag genau erst nach zehn Jahren wiedersehen sollte. Meinen Rucksack brachte mir Freund Alfred zum Bahnhof nach Billroda. Um nicht aufzufallen, benutzte ich einen anderen Weg als er. Bei ihm weck-

te der Rucksack kein Misstrauen, weil er in Naumburg die Oberschule besuchte und dort im Internat wohnte.

Mein erstes Ziel war zunächst Herr Zeh in Leipzig, der natürlich überrascht war, mich so schnell wiederzusehen. Wir traten bereits am nächsten Tag die Reise in den Westen an. Die Route sollte über Magdeburg nach Marienborn gehen. Immer, wenn ich einen Uniformierten sah, bekam ich ein flaeses Gefühl im Magen. Die erste Ausweiskontrolle gab es schon hinter Halle/Saale. Ich hatte Angst, aber sie verlief gut. Eine erneute Kontrolle fand in Magdeburg beim Umsteigen statt. Auch hier hatten wir Glück und konnten weiterfahren. Bei den Kontrollen wurde immer nach dem «Wohin» und «Warum» gefragt. Ich hatte mir während der Flucht-vorbereitung natürlich einen Grund ausgedacht, von dem ich hoffte, dass er plausibel klang: Im Grenzort Harbke hätte ich eine Tante, der ich bei der Ernte helfen wollte, weil ihr Mann noch in amerikanischer Gefangenschaft sei.

Als wir in Marienborn aus dem Zug gestiegen waren, wurden alle wieder kontrolliert und einige ins Bahnhofsgebäude gebracht, zu denen auch ich gehörte. Wir mussten unsere Koffer und Rucksäcke öffnen und den Inhalt auf Tischen ausbreiten. Wieder erzählte ich meine Geschichte und konnte gehen. Die Kontrolle führten deutsche Polizisten durch. Auf dem Bahnhofsgelände dominierten aber Rotairmisten mit umgehängten Kalaschnikows.

Herr Zeh, der nicht mit zur Durchsuchung musste, wartete ausserhalb des Ortes auf mich. Inzwischen hatte er mit einem Schleuser gesprochen, der uns gegen Bezahlung über die Grenze bringen wollte. Der Treffpunkt sollte etwas ausserhalb Marienborns sein. Wir trennten uns und marschierten einzeln los. Nach wenigen hundert Metern wurde ich von einem russischen Offizier, der deutsch sprach, angehalten. Auch ihm sagte ich mein Sprüchlein auf und konnte weitergehen. Er folgte mir ein Weilchen und kehrte dann um. Ich kam zu dem verabredeten Punkt, wo schon ein Trupp Grenzgänger wartete. Bereits zuvor war ich mit Herrn

Zeh zusammengetroffen und wir hatten verabredet, bei einer eventuellen Trennung auf dem Helmstedter Bahnhof einen Tag auf einander zu warten. Wir entrichteten unseren Obolus, 20 RM, dann marschierten wir alle los. In immer gleichem Abstand folgten uns zwei Rotarmisten. An der schmalen Strasse war auf der linken Seite Ackerland und rechts Wald. Die beiden Soldaten kamen uns immer nach. Das machte mich misstrauisch, was ich auch Herrn Zeh und dem Grenzfürher sagte, die das aber ignorierten. An einer scharfen Rechtsbiegung setzte ich mich deshalb ab und zog allein weiter in Richtung Grenze. Als der Wald zu Ende war, sah ich auf einer kleinen Anhöhe einen Bahnhof und davor den Grenzzaun. Das musste also der Westen, mein Ziel, sein. Die letzten hundert Meter waren freies Gelände. Ich wollte gerade zum Endspurt ansetzen, als plötzlich, von einer Schotterhalde herunter, der Ruf «Stoij!» ertönte. Vor Wut, Enttäuschung und auch wieder Angst kamen mir die Tränen. Das rettende Ziel schon vor Augen, musste das passieren!

Ein junger Rotarmist, nicht viel älter als ich, fragte mich: «Wo du hin?»

«Nach Hause», erwiderte ich.

Er glaubte mir nicht. Wenn er mich laufen liesse, bekäme er Schläge, nichts zu essen und werde auch eingesperrt, bekam ich daraufhin zu hören. Alles Betteln half nichts. Aber dann hatte ich die rettende Idee – den Schnaps in meinem Rucksack! Damit konnte ich ihn tatsächlich bestechen. Der Soldat riss mir den Rucksack vom Rücken, und ich nahm die Flasche Selbstgebrannten heraus. Er schnappte sich die Flasche, machte sie auf und befahl: «Du trink!»

Bevor ich aber trinken konnte, setzte er selbst an und sagte: «Du lauf!» Im Nu machte ich meinen Rucksack zu, schwang ihn auf den Rücken, und los ging es. Den Bahnhof erreichte ich ohne weitere Zwischenfälle, aber mit der Angst im Nacken, dass jeden Augenblick eine Salve aus der Kalaschnikow knallen würde. Englische Grenzsoldaten zeigten mir, wo ich durch den Stacheldraht

kriechen könne. In meiner Aufregung blieb meine Hose hängen und riss ein. Aber was machte das aus, ich hatte die Grenze überwunden! Die Soldaten gratulierten mir zur gelungenen Flucht und gaben mir die erste Coca Cola meines Lebens und eine Tafel Schokolade. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, wurde ich vernommen. Ich erzählte ihnen meine Geschichte. Da ich ein Ziel angeben konnte, wurde ich entlassen. Jetzt konnte ich in den Raum des Roten Kreuzes gehen, wo es zu trinken und zu essen gab. Es kamen noch einige Grenzgänger an, aber aus unserer Gruppe war niemand dabei. Die folgende Nacht verbrachte ich mit anderen in einem Schlafraum des Roten Kreuzes. Erst am nächsten Vormittag kam Herr Zeh, sichtlich mitgenommen und zerzaust, auf der Westseite an. Der «Grenzfürer» hatte die gesamte Gruppe den Russen zugespielt! Das war den westdeutschen Beamten bekannt. Herr Zeh aber war entkommen und hatte die Nacht im Wald verbracht.

Wir reisten gemeinsam nach Wesermünde, wo ich am nächsten Tag beim Arbeitsamt erfuhr, dass ein Landwirt in Nesse, einem Ort zwölf Kilometer von Wesermünde entfernt, einen landwirtschaftlichen Gehilfen suche. Das war das Richtige für mich. Mit dem Rucksack auf dem Rücken machte ich mich sogleich zu Fuss auf den Weg dorthin. Das Glück war auf meiner Seite, und ich konnte gleich dableiben. Ich wohnte mit zwei anderen Gehilfen in einer Kammer im Stall. Geschlafen wurde in einem Etagen- und in einem Einzelbett. Ich als Jüngster schlief im oberen Bett und hatte dort die grösste Fliegenplage zu erleiden. Hinter einem Vorhang hingen auf einer Stange unsere wenigen Habseligkeiten. Zwei Stühle und ein kleiner Tisch waren unser Mobiliar. Zum Waschen gingen wir in den Stall.

Briefe, Telegramme und ihre Konsequenzen

Vor meiner Flucht hatte ich mit meinen Eltern abgesprochen, dass ich nicht direkt nach Hause schreiben würde. Käthe Ritter, die

Tochter unseres Müllers, war in Ilmenau in einem Krankenhaus als Schwester tätig. Ich schickte meine Post an ihre Adresse, und sie nahm diese wie abgesprochen bei ihren Heimatbesuchen mit nach Wohlmirstedt.

Es war etwa Mitte August 1946, als meine Mutter mich bat, die Post doch wieder direkt nach Hause zu schicken, weil sich im Dorf alles beruhigt habe. Es war natürlich naiv von meinen Eltern und auch von mir, zu glauben, dass sich mit meiner Flucht alles von allein geregelt hätte. Wer hatte auch schon in dieser Beziehung Erfahrung mit den Russen?

Meinen Eltern ging es hauptsächlich darum, dass die Fragerei im Dorf aufhörte. Sie hatten vorgegeben, nicht zu wissen, wo ich sei. Nun baten sie mich, ich sollte schreiben, dass ich ohne Wissen meiner Eltern abgehauen wäre.

Anfang September 1946 bekam ich einen Brief meiner Mutter, in dem stand:

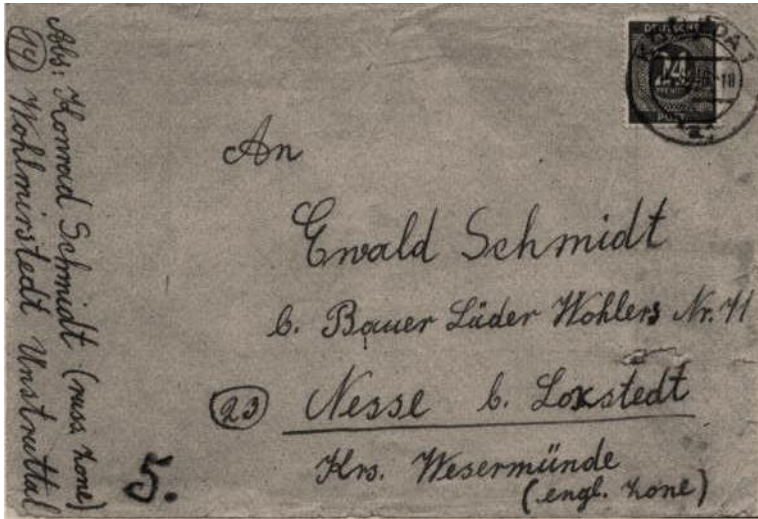
«Lieber, lieber Junge!

Wir sind zum Bürgermeister bestellt worden. Da waren zwei Russen, eine Frau und ein Mann. Dir soll ich schreiben, dass Du bis zum 15. September zurück sein sollst. Es würde Dir nichts geschehen. Wenn Du nicht kommst, kommen wir alle ins Gefängnis und unser Hof wird verkauft. Wir durften nichts dazu sagen. Dann konnten wir gehen.

Deine unglückliche Mutter.»

Meine Mutter hatte den Russen versprechen müssen, meine eventuelle Rückkehr oder meinen Aufenthalt sofort zu melden. Mein Vater blieb von allem verschont. Vielleicht nahmen sie an, dass eine Mutter eher zu Geständnissen bereit war. Aus Angst reagierte ich nicht auf ihren Brief. Es war ein verhängnisvoller Fehler gewesen, meine Post nach Hause zu senden; sie kam nun nicht mehr an und meine Eltern machten sich deswegen grosse Sorgen.

Nachdem Mutter allein ein zweites Mal bei den Russen einbestellt worden war, erhielt ich etwa Ende Oktober 1946 ein Tele-



Anfang September 1946: Die grosse Freude über einen Brief aus der Heimat an mich schlug in Sorge um die Familie um. Würden die Russen ihre Drohung wahrmachen?

gramm von meinen Eltern mit folgendem Wortlaut:

*«Komm bitte sofort nach Hause, der Hof ist in Gefahr.
Das Telegramm gilt als Einreisedokument!»*

Wie auf Telegrammformularen üblich, ist dort der Text wie auch die Unterschrift von Postangestellten getippt und aufgeklebt. Dieses trug zwar die Unterschriften von Vater und Mutter, war jedoch von den Russen abgeschickt worden, wie sich später herausstellte. Nun überschlugen sich die Ereignisse. Ich zeigte das Telegramm meinem Mitarbeiter Gerhard. Obwohl viel älter als ich, waren wir miteinander inzwischen sehr vertraut geworden. Als ehemaliger Offizier der Waffen-SS war er in dem kleinen Dorf untergetaucht.

Nach seiner Meinung war es egal, ob ich fahren würde oder nicht. Wenn ich auf das Telegramm eingehen würde, hätte das

keinen Einfluss auf das Vorhaben der Russen. Meine Eltern würden doch enteignet, und ich würde trotzdem im Gefängnis oder sogar in Sibirien landen. Jetzt zeigte ich ihm auch den ersten Brief mit der Aufforderung, dass ich nach Hause kommen solle. Nach intensiver Beratung, auch mit Herrn Wohlers, dem Bauern, bei dem ich arbeitete und wohnte, schickten wir ein Telegramm zurück:

«Schmidt ist schon vor Wochen ohne Abmeldung verschwunden, wahrscheinlich zur Fremdenlegion, weil er keine Lust zum Arbeiten hat. Seine Briefe haben wir zurückgeschickt.»

Unterzeichnet hatten es Herr Wohlers und seine Frau. Den Poststellenleiter hatten wir eingeweiht, damit er diese Antwort auch abschickte. Natürlich waren die Briefe meiner Eltern nicht zurückgesandt worden. Das hatten wir uns einfallen lassen, um alles glaubhafter zu machen.

In Wohlmirstedt wurden meine Eltern erneut vorgeladen. Von beiden Telegrammen wurden ihnen Kopien vorgelegt. Als Zugabe die üblichen Drohungen und Beschimpfungen, und es wurden ihnen auch meine abgefangenen Briefe gezeigt. Nun stellte sich also heraus, wo meine Post gelandet war!

Die Eltern wurden als Lügner beschimpft, obwohl doch sie die Belogenen waren. Alles war wieder furchteinflössend und sehr demütigend für sie. Weil auf den Brief meiner Eltern keine Reaktion von mir erfolgt war, hatten die Russen das Telegramm abgeschickt. Aber unsere List mit der Antwort, ich sei vermutlich bei der Fremdenlegion, musste dann doch glaubhaft erschienen sein. Meine Eltern wurden fortan von den Russen in Ruhe gelassen. Auch von Enteignung war keine Rede mehr.

Zum Glück glaubten meine Eltern das Märchen von der Fremdenlegion nicht. Allerdings verlief unser Brief- und Paketverkehr von nun an wieder über die Schwester Käthe in Ilmenau. Erst nachdem 1949 die DDR gegründet war, fingen wir zaghaft an, die



Meine Eltern und mein jüngerer Bruder 1947. Die Wirtschaft war ihnen geblieben, trotz der Androhung, sie zu enteignen, wenn ich nach meiner Flucht in den Westen nicht wieder nach Wohlmirstedt zurückkäme.

Post wieder auf normalem Weg zu schicken. Von den neuen Herren wurden meine Eltern in Ruhe gelassen, obwohl sie doch, wie jedermann im Dorf, auch wussten, dass ich nicht bei der Fremdenlegion war. Warum hatten die Sowjets meinerwegen, der ich doch bestimmt nur ein kleiner Fisch war, so eine grosse Staatsaktion gemacht? Wurden die drei Offiziere unter Druck gesetzt oder war es ihr persönlicher Ehrgeiz, die Scharte der missglückten Anwerbung auszuwetzen?

Der treulose Onkel

Im Dezember 1946, ich war inzwischen 18 Jahre alt, wechselte ich meinen Wohnsitz nach Förste bei Osterode am Harz, wo ich eine Lehre als Tischler begann. In Förste wohnte ein Bruder meiner Grossmutter, und ich war der alten Heimat ein Stück näher. Mein

Grossonkel war in Forste Rektor der Schule und Mitglied der NSDAP gewesen und als solcher vorzeitig aus dem Lehrdienst ausgeschieden. Meine Mutter hatte mit meinem Onkel brieflich vereinbart, an ihn Pakete mit Lebensmitteln für mich zu senden, denn sie wollte mich aus der Ferne unterstützen. Von dem Inhalt der Pakete sah ich grösstenteils nur die Hüllen. Was Mutter geschickt hatte, konnte ich somit nur erahnen. Nach Feierabend und am Wochenende arbeitete ich zusätzlich bei einem Bauern gegen Naturalien, die aber ebenfalls der Familie meines Onkels zugute kamen. Ich marschierte mit Marmeladenbrot zur Arbeit. Ab und zu hatte ich ein dünnes Wurstbrot. Das war dann immer ein Feiertag für mich. Nur an den Wochenenden, wenn ich beim Bauern arbeitete, konnte ich mich dort richtig sattessen.

Die enttäuschte Hoffnung

Pfingsten 1947 wollte ich mich mit meiner Mutter bei ihren Eltern in Holbach, unmittelbar hinter der Grenze in der Sowjetischen Besatzungszone, treffen. Heimweh und Sehnsucht waren wohl der Grund für diese riskante Reise. Mit der Bahn fuhr ich am Pfingstsonnabend bis nach Bad Sachsa. Vom Bahnhof bis nach Holbach waren es nur etwa vier Kilometer. Den Weg kannte ich genau. In Bad Sachsa verliess ich gemeinsam mit vielen Reisenden den Zug. Über Klettenberg sollte meine weitere Marschroute führen. Die Grenze nach Klettenberg lag etwa zweihundert Meter hinter Neuhof auf einer kleinen Anhöhe. Ich zog nicht mit dem grösseren Trupp los, sondern ging als Nachzügler mit nur wenigen hinterher. Wir hatten Pech, wurden geschnappt und nach Branderode gebracht. Bei der Durchsuchung fanden die Russen auch meinen alten SBZ-Ausweis, den ich noch in meinem Brustbeutel stecken hatte. Beide Ausweise wurden mir abgenommen. Dadurch war ich für die Russen sofort ein Spion.

Alle geschnappten Grenzgänger wurden nach Nordhausen in ein Sammellager gebracht und deutschen Behörden übergeben. Blauuniformierte Polizei*) bewachte das mit Stacheldraht eingezäunte Gelände und nahm uns in Empfang. Von Rotkreuzschwestern bekamen wir etwas zu trinken. Bei den sommerlichen Temperaturen litten wir unter grossem Durst. Als die Personalien aufgenommen wurden, fiel kein Wort über meine beiden Ausweise. Nach der Festnahme hatten die Russen die Papiere aller Grenzgänger behalten und dann den deutschen Behörden übergeben. Ich hatte schon die Hoffnung gehegt, mein SBZ-Ausweis sei nicht mehr da. Bei der Vernehmung gab ich an, ich wolle meine Groseltern in Holbach besuchen. Die Vernehmer waren teils Uniformierte, teils Zivilisten. Vor jedem Raum stand ein Polizist. Nur wer zur Toilette musste, durfte ihn verlassen. Unserer wurde zusätzlich noch abgeschlossen. Vielleicht waren wir die schweren Fälle. Ich war in unserem Raum der Jüngste. Die Stimmung war sehr gedrückt, wir unterhielten uns wenig und auch nur leise. So gingen die Pfingstfeiertage in Gefangenschaft vorüber.

Am Dienstagmorgen wurde ich von einem Polizisten aufgerufen und ins Schwesternzimmer gebracht. Hier sass eine ältere Schwester, die mich fragte, was mit mir los wäre. Ihr musste wohl aufgefallen sein, dass ich immer allein in einer Ecke auf dem Fussboden sass. Sie blickte mich nur staunend, kopfschüttelnd und mit-

*) Die Deutsche Grenzpolizei (DGP) wurde am 1. Dezember 1946 in der sowjetischen Besatzungszone gegründet und unterstand bis zur Gründung der DDR der Deutschen Verwaltung des Innern (DVdI). Am 12. Mai 1952 wurde sie mit dem vom Ministerium des Innern und dem Ministerium für Staatssicherheit erlassenen Befehl Nr. G 1/52 aus der Hauptverwaltung Deutsche Volkspolizei herausgelöst und dem Ministerium für Staatssicherheit unterstellt. Am 1. Dezember 1955 übernahm die Grenzpolizei die Aufgabe der Aussensicherung der DDR-Grenzen von den bisher zuständigen sowjetischen Truppen.

leidig an, als ich ihr wahrheitsgemäss meine Geschichte erzählte.

Kurze Zeit später führte mich ein Polizist in ein Büro, in dem lediglich ein älterer Herr hinter einem Schreibtisch sass. Ich erzählte ihm nun noch einmal alles. Was sollte jetzt noch Schlimmeres kommen?

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, zog er die Schreibtischschublade auf. Er nahm meine beiden Ausweise heraus und sah mich schweigend an, zerriss meinen SBZ-Ausweis und liess ihn in die Schublade fallen. Meinen Westausweis gab er mir mit der Bemerkung zurück, ich solle nicht noch einmal so eine Dummheit machen. Dann wünschte er mir eine gute Reise «nach Hause». Dieses Wort sprach er sehr langsam aus. Als ich mich bedanken wollte, nickte er nur kurz und winkte mit der Hand zur Tür. Der Name meines Retters war Bönisch. Dem Polizisten vor der Tür zeigte ich meinen Ausweis und wurde von einem anderen Uniformierten zum Tor in die Freiheit gebracht.

Ich kam ohne weiteren Zwischenfall gut in Holbach an. Mein Traum vom Wiedersehen zerplatzte aber nach dem Marsch von etwa zwanzig Kilometern wie eine Seifenblase, denn meine Mutter war schon wieder abgereist. Sie konnte in dieser arbeitsreichen Zeit nicht lange von zu Hause wegbleiben. Auf dem Weg zum Bahnhof musste sie unter meinem Zellenfenster vorbeigekommen sein. Ich blieb bis zum nächsten Morgen bei meinen Grosseltern. Dann brachte mich mein Onkel Arthur, ein Bruder meiner Mutter, in Richtung Grenze. Er zeigte mir den Weg nach Tettenborn, weil das eine kaum benutzte Fluchtroute war. Ohne Schaden, nur mit einigen kleinen Rissen an den Händen vom Auseinanderziehen des Stacheldrahtes, kam ich gut dort an und war wieder im Westen.

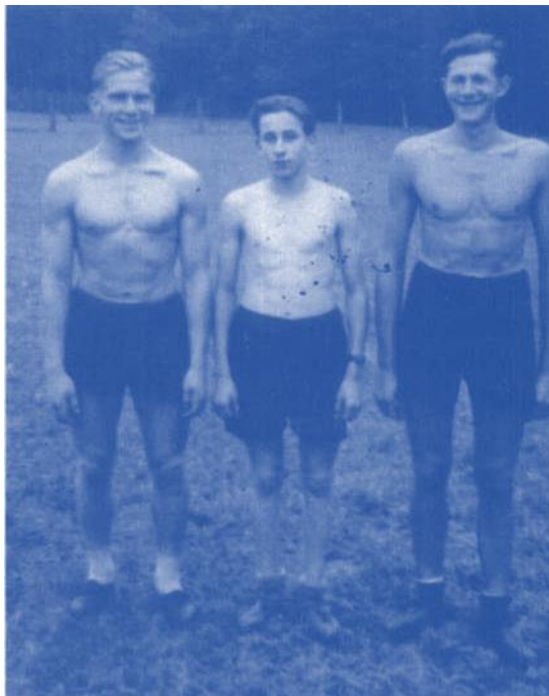
Zum Feiern über die Grenze

Das Verhältnis zwischen mir und meinen «lieben» Verwandten in Forste hatte sich zunehmend verschlechtert. In der 4-Zimmer-

Wohnung waren mein Onkel mit Frau, seine in Kassel ausgebombte Tochter mit Mann und zwei Kindern und ich untergebracht. Durch die Arbeit in der Tischlerei und zusätzlich beim Bauern sah ich fast so ausgemergelt wie ein aus russischer Kriegsgefangenschaft Heimgekehrter aus. Zwischen Weihnachten und Neujahr versuchte ich deshalb, in Tettenborn oder Umgebung wieder eine Arbeit in der Landwirtschaft zu finden, denn diesen kleinen, beschaulichen Ort an der innerdeutschen Grenze fand ich sehr sympathisch.

Die Tischlerlehre hatte mir zwar sehr gut gefallen, aber von monatlich zwanzig Reichsmark konnte ich nicht leben. Tettenborn war wahrscheinlich ein Glücksort für mich. Ich fand sofort einen Bauern, der einen Gehilfen suchte. Nachdem ich mit meinem Lehrmeister alles geregelt hatte, konnte ich am 2. Januar 1948 an meinem neuen Arbeitsplatz beginnen. Hier wurde ich dann auch Anlaufpunkt für Verwandte und Bekannte, die die SBZ verlassen wollten oder mussten. Mein Brotgeber war damit einverstanden. Als Lohn wurden für die Sommermonate 35 Reichsmark, im Winter monatlich 25 Reichsmark ausgemacht, plus Unterkunft und Essen. Die Grenze sah ich nun jeden Tag. Die Lust, darüber zu gehen, war aber endgültig vorbei.

Der Schwiegervater meines Arbeitgebers wohnte in Mackenrode gleich hinter der Grenze und war dort selbständiger Schuhmachermeister. Da Leder in der SBZ Mangelware war, wurde es aus dem Westen, aus Osterode, geholt. Die Währung war ja damals noch die gleiche, die Lederfabrik auch sein alter Lieferant vor der Grenzziehung gewesen. Ich brachte das Leder bis zur Grenze und nahm die fertigen massgeschneiderten Schuhe und Stiefel wieder mit zurück. Für jeden Transport erhielt ich zehn Reichsmark, in mancher Nacht auch zwanzig Mark. Oft wurden auf der Rücktour auch Flüchtlinge mitgenommen. Auf der anderen Seite waren Russen und Polizei bestochen. Sonst wäre es dort



Von links: Horst Kosel, Zollbeamter des Bundesgrenzschutzes (BGS), mein damaliger Freund Herbert Müller und ich 1952 in Tettenborn.

bestimmt nicht immer gutgegangen, weil die Bewachung auf der Ostseite viel strenger als im Westen war. Jede Woche wurden mindestens ein bis zwei Transaktionen durchgeführt. Die Bezahlung änderte sich auch nach der Währungsreform nicht, so dass ich als Junggeselle ganz gut über die Runden kam.

Die reifere Jugend pendelte trotz der Grenze zu jedem Tanzvergnügen hin und her. Sie liessen sich auch nicht von mancher bei den Russen im Keller verbrachten Nacht abschrecken. Einige Pendeleien endeten vor dem Standesbeamten, und die ganze

Hochzeitsgesellschaft zog dann mit Kuchen, Getränken und allem, was dazugehörte, über die Grenze hin und her.

Illegale, legale und verhinderte Reisen

Auf diesem Wege besuchte mich auch meine Mutter das erste Mal in Tettenborn. Nach vier Jahren Trennung feierten wir im Sommer 1950 ein glückliches Wiedersehen. Von nun an kam sie jedes Jahr ein- bis zweimal zu mir. Der letzte «schwarze» Besuch meiner Mutter war Ostern 1952. In meinem Geburtsort hatte sich wohl nun alles beruhigt, und Weihnachten 1952 erhielt meine Mutter die erste offizielle Reisegenehmigung.

Inzwischen hatte ich meine spätere Frau kennengelernt und war 1951 von der Landwirtschaft in die Gipsindustrie nach Walkenried gewechselt. Um eine Familie zu ernähren, war der Lohn in der Landwirtschaft nun doch zu karg. Mein Weg zur Arbeit führte immer parallel entlang der Grenze, die über einige hundert Meter sogar direkt neben der Strasse begann. Hier hatten sich bei der Festlegung des jeweiligen Zonengebietes englische und russische Panzer gegenübergestanden, weil die Russen auf der Kutzhütte bei Walkenried die Grenze zu ihren Gunsten hatten verschieben wollen.

Hatte Mutter mich seit 1952 ganz ordnungsgemäss besuchen können, so wurden alle Reiseanträge meiner Angehörigen ohne Angabe von Gründen abgelehnt, als ich im Mai 1953 heiratete. Zu einem illegalen Grenzübertritt hatte aber inzwischen niemand mehr den Mut. Das Risiko war einfach zu gross geworden. Holbach und Mackenrode lagen jetzt im Sperrgürtel und die DDR-Grenzsicherungen wurden immer dichter und höher. Das konnten wir auf unseren sonntäglichen Spaziergängen beobachten. Wir benutzten dazu den Trampelpfad unseres Zollgrenzschutzes, der unmittelbar an der Grenze verlief. Ich hatte schon mit dem Gedanken gespielt, auch zum Zoll zu gehen. Weil wir aber im Haus der

Grosseltern meiner Frau wohnten, wollten wir sie nicht allein lassen. Ihr einziges Kind, mein Schwiegervater, den ich nicht mehr kennenlernen konnte, war in Russland gefallen.

Mein Vater bekam im Herbst 1953 überraschend, ohne jede Schwierigkeit, eine Besuchserlaubnis zu uns. War die Reiseverweigerung im Mai nur eine Schikane gewesen?

Ich hatte inzwischen im Gipswerk die Chance bekommen, eine Lehre als Betriebsschlosser zu absolvieren. Mit nur einem Gleichaltrigen sass ich mit den Vierzehn- bis Achtzehnjährigen auf der Schulbank. Ich bekam weniger Lohn, hatte aber die Möglichkeit, viele Überstunden machen zu können.

Am 1. April 1956 wechselte ich nach erfolgreichem Abschluss der Lehre von der Gipsindustrie in eine Maschinenfabrik und arbeitete als E-Schweisser. Neben der Lehre hatte ich auch einen Kursus als Technischer Zeichner erfolgreich abgeschlossen.

Am 4. Juli 1956 starb mein Vater. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten meine Frau und ich keinen Besuch in der DDR gewagt, obwohl wir von meinen Eltern immer wieder eingeladen worden waren. Jetzt würden doch die deutschen und nicht die russischen Behörden alles regeln, meinten sie. Auch der Bürgermeister in Wohlmirstedt war nun ein anderer. Unsere Angst überwog aber immer wieder. Die Todesnachricht kam per Telegramm und war auch diesmal als Einreisegenehmigung deklariert. Ich hatte immer noch schwere Bedenken und bat meine Frau, allein die Reise anzutreten. Es gelang ihr aber, mich zu einer gemeinsamen Fahrt nach Wohlmirstedt zu überreden, und so fuhren wir am nächsten Morgen mit dem Motorrad in Richtung Herleshausen los. Unsere zwei kleinen Kinder wurden während unserer Abwesenheit von der Schwester meiner Frau versorgt.

Von meinem neuen Arbeitgeber hatte ich drei Wochen Urlaub bekommen, obwohl ich erst seit drei Monaten in der Firma arbeitete. Doch mein Chef, Herr Hoffmann, hatte für meine Situation

Verständnis und hat mir auch später viel bei meinem beruflichen Weiterkommen geholfen. Er stammte aus Nordhausen und war 1945 geflohen, weil sein Vater gleich nach dem Einzug der Russen verschleppt und umgekommen war.

Gegen sieben Uhr morgens kamen wir in Herleshausen an. Auf westlicher Seite verlief alles reibungslos. Unsere Zollbeamten bezweifelten aber, dass wir mit dem Telegramm auf der Ostseite durchkommen würden. Sie wünschten uns trotzdem viel Glück. Leider vergeblich. Als wir auf der DDR-Seite ankamen, wurde das von der Kreispolizei in Nebra beglaubigte Telegramm nicht anerkannt. Fahrzeugpapiere, Führerschein und Ausweise wurden uns abgenommen, wir mussten zwölf Stunden im Niemandsland warten, bis wir weiterfahren konnten. War das etwa wieder die späte Rache der Sowjets?

Durch die sommerliche Temperatur völlig ausgelaugt, kamen wir nach einer Irrfahrt erst kurz vor Mitternacht bei meiner Mutter an. Als wir uns am nächsten Morgen beim zuständigen Rat des Kreises in Nebra anmelden wollten, wurden wir gleich abgekanzelt, weshalb wir jetzt erst kämen. Die Anmeldung sei sofort nach Eintreffen am Zielort Pflicht, nicht erst am anderen Tag. Jede Rechtfertigung war zwecklos. Die Wartezeit an der Grenze wurde einfach nicht zur Kenntnis genommen.

Auch die Begegnung mit einstigen Nachbarn und Bekannten war unerfreulich. Bei der Beerdigung wurde ich von den meisten Anwesenden übersehen oder nur scheu angeblickt. Nur wenige aus dem Dorf sprachen mir und meiner Frau ihr Beileid aus. Wir blieben zwei Wochen und brachten die Ernte mit ein. Die landwirtschaftliche Nutzfläche meiner Eltern war, trotz der damals angedrohten Enteignung, nicht kleiner geworden. Durch die inzwischen durchgeführte erste Bodenreform hatte sie sich sogar noch vergrößert.

Wie bei der Trauerfeier wurden wir im Dorf nicht beachtet. Wenn die neuen Genossen oder die Angsthasen mir auf der Straße begegneten, wechselten sie zur anderen Seite. Erst abends wag-

ten einige wenige von meinen alten Freunden oder Schulkameraden, mit mir zu sprechen. Die Besucher kamen aber nicht von der Strassenseite in unser Gehöft, sondern über das Feld und durch den angrenzenden Garten. Waren sie da, wurde der Hofhund losgelassen, um jeden unerwünschten Besucher sofort zu melden. So sollte über Jahre jeder unserer Besuche in der DDR verlaufen.

Obwohl unsere Heimfahrt nach Vaters Beerdigung 1956 ohne Zwischenfälle verlief, hatte ich von der DDR genug und besuchte vorerst meine Mutter nicht mehr. Meine Frau unterhielt den Kontakt und fuhr allein mit den Kindern. Die Bahnreisen in den überfüllten Zügen waren ein Horror, die Grenzbeamtinnen überwiegend unnahbar und zynisch. Meine Frau traf fast immer die Gepäckkontrolle, bei der sie alles auspacken musste.

Erst 1978, zur Hochzeit meiner Nichte, hatte ich wieder Mut, zwei Wochen in der DDR zu verbringen. Obwohl es nun sowohl in meiner wie in der durch die Nichte angeheirateten Verwandtschaft auch einige Funktionäre gab, konnte ich mich mit ihnen, bis auf einen, frei und offen unterhalten.

Wohlmirstedt war für mich trotzdem nicht mehr meine Heimat, sondern nur noch mein Geburtsort. Schikane war mehr oder weniger bei unseren Besuchen bis zum Ende der DDR an der Tagesordnung.

Auch bei meinen jetzigen Besuchen in Wohlmirstedt beobachte ich bei einigen, die mich noch aus der Jugend kennen, ein scheues Gefühl. Das Verhältnis zu meinen Cousins, Cousins und ihren Partnern aber hat sich trotz jahrzehntelanger Trennung gut erhalten oder neuentwickelt.

[Rostock – Leipzig – Ellrich/Walkenried – Hannover –
Hamburg – Bad Kleinen – Herrnburg – Lübeck; 1945 –
1949]

Ingeborg Osbar

Gefahr für Leib und Leben

Ich bin gebürtige Hamburgerin, lebte aber in den vierziger Jahren in Rostock, denn hierher hatte ich geheiratet. Nachdem Deutschland nach dem Krieg in vier Besatzungszonen aufgeteilt war, trennten Rostock und Hamburg Welten: Ich lebte in der sowjetischen, meine Eltern in der britischen Zone.

Im August 1946, ich war 26 Jahre alt, hatte mich das Heimweh nach meinen Eltern, meinen Freunden und nach meiner Heimatstadt Hamburg mit ihrer Luft, der Alster und der Elbe so sehr gepackt, dass ich eine Reise wagen wollte. Das war in jenen Jahren nicht einfach. Nur allzu berechtigt war der Spruch, den man in den Westsektoren an vielen Bahnhöfen, Strassen und Ruinen lesen konnte:

*«Der Weg von Deutschland nach Deutschland
ist sehr weit... und gefährlich für Leib und Leben!»*

Dennoch wollte ich es versuchen, noch dazu mit meinem kleinen Sohn im Kinderwagen. Ich besorgte mir auf dem Wirtschaftsamt eine Reisebescheinigung, um nach Leipzig fahren zu dürfen. Als Grund gab ich an, dass noch Koffer aus den Wirren des Kriegsendes zu holen wären.

In der Gegend von Lübeck konnte man es nicht wagen, über die Grenze zu gehen, da fast jeder ausgeraubt und die Frauen vergewaltigt wurden. So begab ich mich mit meinem Kleinen auf die achtstündige Bahnfahrt nach Leipzig. Als Verpflegung hatten wir

dabei: ein Schwarzbrot (1'500 gr), eine Milchkanne mit Deckel, gelullt mit etwa zwei Litern in Wasser gekochtem Haferflockenbrei, eine Thermoskanne mit Muckefuck und einen Becher mit Kunsthonig. Die Züge waren übervoll und fuhren unregelmässig, doch – oh Wunder – wir kamen weiter bis nach Nordhausen und verbrachten dort eine Nacht auf dem Bahnhof. Gegen 4 Uhr in der Frühe ging es zu Fuss nach Walkenried, einem Grenzort, der schon in der englischen Besatzungszone lag. Hektik in Richtung Zonengrenze. Zu der Zeit war noch nichts markiert oder abgegrenzt. Nur durch Mundpropaganda – «hier längs ... da rauf... da rüber ... ins Wäldchen hinein», egal wie, jeder versuchte, einen Weg zu finden. Es war ungefähr 6 Uhr morgens, da rief jemand: «Schnell, schnell, Wachablösung; hinter uns wurde geschossen!»

Ich drehte meinen Kinderwagen auf der nassen Ackerkrume um und zog mit Edler Kraft hügelan, das Wäldchen war so nah! Zu allem Ärger verlor ich ein Rad vom Kinderwagen. Auch das noch! Ich packte es, und weiter. Endlich hatte ich das Wäldchen mit dem schützenden Gebüsch erreicht. Der Tumult verebbte. Und ich fand den Weg in den Ort. Vereinzelt trafen nun auch Mitreisende ein. Als die Post öffnete, suchte ich mir ein abgelegenes Plätzchen, um meine Stiefel auszuziehen. Alles war klitschnass. Und ich hatte doch meine Reichsmark in den Stiefeln ...

Eine liebe Postangestellte erbarmte sich meiner nassen Scheine und tauschte sie um. So konnte ich die Fahrkarte nach Hamburg kaufen. Lange, lange Zeit haben wir auf einen Zug nach Hannover gewartet. Und mein kleiner Sohn Norman, zweieinviertel Jahre alt, war sooo geduldig.

Spät in der folgenden Nacht kamen wir in Hannover an, aber weiter ging es nicht. Wieder verbrachten wir eine Nacht auf dem Bahnhof. Mein Norman konnte im Kinderwagen liegen. Er hat fest geschlafen, und ich habe alles, was ich mithatte, miteinander verknottet, meine Überjacke über uns gelegt und einen Gürtel um

mein Kind und mein Handgelenk geschnallt. Denn alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde geklaut. Ich habe nur gedöst. Plötzlich kam Bewegung in die Menschen. Ein Zug nach Hamburg!

Ich schaffte es mitzukommen. Im Abteil sass neben mir ein älterer Mann, und als ich von meinen Verpflegungsresten Norman Brot gab, schaute er so begehrllich auf meinen kleinen Brotkanten. Ich konnte nicht anders, ich gab ihm den Kanten, der etwa vier dünnen Scheiben entsprach. Der Mann strahlte, ich habe selten solchen Dank gesehen. Dann kramte er in seinem Beutel und holte einige Äpfel hervor. Die gab er mir. Die waren für uns eine willkommene Abwechslung. Er aber hatte Hunger!

Im Morgengrauen kamen wir im Hauptbahnhof an. Auf dem Weg zur Strassenbahn fasste ein junger englischer Soldat den Kinderwagen mit an und legte Norman ein Netz mit zehn Apfelsinen in den Schoss. Ganz laut rief mein Kind: «Mama, Mama, Baller, Baller!» Er juchzte richtig. Er kannte doch keine Apfelsinen und glaubte, es seien Bälle.

Nach zwei Tagen und zwei Nächten standen wir um 7 Uhr vor der Tür meiner Eltern. Ich hatte mit Norman schon geübt, wenn Opa die Tür öffnete, sollte er «Guten Morgen, Opa!» sagen. Ich hatte mich versteckt, und so stand der kleine Mann alleine da. Opa öffnete und guckte, und Norman sagte ganz deutlich «Opa». Meinem Vater liefen die Tränen, und er fragte nur: «Ja bist du denn unser Norman?» und nahm ihn auf den Arm. Er hatte ihn noch nie gesehen.

Viele Nachbarn gaben meinen Eltern von ihren Lebensmittelmarken ab, auch Milchabschnitte. So konnten wir 14 Tage bleiben, in denen ich auch alle Freunde besuchte. Alles lief ich zu Fuss ab, um das Fahrgeld zu sparen und um eventuell etwas auf dem Schwarzen Markt zu ergattern. Dann mussten wir die Rückreise antreten. Meine Kanne war jetzt mit gekochtem Reis gefüllt, dazu gekochte Äpfel in einer Extradose, eine Thermosflasche, wieder mit Muckefuck, es gab nichts Besseres zu trinken, und Maisbrot-

schnitten ohne Belag, aber so viele, dass wir ausreichend versorgt waren.

In Hannover mussten wir umsteigen, bis Walkenried ging es zügig. Im Zug wurde darüber gesprochen, wo es an der Grenze am ungefährlichsten war. Ich wollte direkt auf den sowjetischen Posten zugehen, weil ich eine Reiseerlaubnis und den Ausweis für die sowjetisch-besetzte Zone besass. Am Mittag erreichten wir den Ort. Als ich im hellen Sonnenschein auf dem breiten Sandweg in Richtung Posten lief, sah ich keinen meiner Mitreisenden mehr. Im Magen war mir ein wenig flau. Vor der Baracke herrschte mich ein Soldat an: «Papiere!»

Ich holte die Reiseerlaubnis – gestempelt, das war sehr wichtig – und meinen Ausweis vor.

Er brüllte: «Zurück, zurück!»

Warum er wohl so brüllte? Kein Gestikulieren half. Ich musste umdrehen. Wenige Meter weiter brüllte er wieder und winkte. So ging es zwei- oder dreimal. Schliesslich ging er in die Baracke und ich hastete vorbei. Trotz Gepäck und Kinderwagen nahm ich Tempo auf – und wie!

Das nahm der Kinderwagen übel, wieder ging das reparierte Rad ab. Oh je, oh je, auf drei Rädern ... los, los, der Bahnhof war schon zu sehen!

Auf dem Bahnhof warteten viele Menschen! Ob die Russen diese wohl alle beim Grenzgang gefasst hatten?

Auf dem Gleis stand ein Güterzug. Ich musste eine Fahrkarte lösen, es war allerhöchste Eile geboten, jeden Augenblick sollte die Abfahrt nach Leipzig sein – und ich musste doch mit, wenn ich nicht hier auf dem Bahnhof die Nacht verbringen wollte. Ich karrte auf den Bahnsteig,

«Ich will mit!», schrie ich immerzu im Laufen, dann drehte ich den Wagen um, den Lenker zum Zug, junge Männer fassten an, ich hob hinten hoch, und sie zogen ihn samt Kind hinein ... und der Zug setzte sich in Bewegung... und ich lief noch nebenher!

Ich nahm alle Kraft, die ich hatte, und schwang mich halb auf

die Ladefläche des Waggons. Wie viele Hände mich hielten und hineinzogen – ich weiss es nicht! Ich sass auf dem Boden und brauchte einige Zeit, um mich zu beruhigen.

Die Fahrt nach Leipzig dauerte und dauerte. Mal fuhren wir, mal standen wir. Nach sieben Stunden kamen wir an. Es fuhr aber kein Zug mehr nach Norden. Also wieder auf dem Bahnhof campieren. Ich suchte mir eine Gepäckrampe aus und verbandelte wieder alles miteinander, so dösten wir die Nacht durch. Früh am Morgen hatten wir Glück, erwischten den richtigen Zug und mussten auch nicht mehr umsteigen. Spät am Abend erreichten wir Rostock. Wie war ich stolz auf die Lebensmittel, das Fett und den Lebertran! Alles war heil, nur der Kinderwagen nicht. Noch zweimal, im Mai und im Herbst 1947, reiste ich auf ähnlich abenteuerliche Weise zu meinen Eltern nach Hamburg.

Mit Baby und Kleinkind über die grüne Grenze

Im Jahr 1948 wurde die Spaltung Deutschlands in den Ost- und Westzonen durch weitreichende Massnahmen besiegelt. In den Westzonen brachte 1948 der Marshallplan die Währungsreform mit sich und in deren Folge die soziale Marktwirtschaft. Wie einen Paukenschlag erlebten die einfachen Menschen die Währungsreform am 20. Juni 1948. Vierzig Reichsmark wurden in vierzig Deutsche Mark umgetauscht. In den nächsten Tagen konnten die Menschen nur staunen, plötzlich waren alle Gebrauchsgüter und Lebensmittel wieder zu haben – gegen Deutsche Mark. Fast zehn Jahre Entbehrungen waren im Westen vorbei! Das Wichtigste war nun, Arbeit zu haben, Geld zu verdienen, und mit allem sparsam umzugehen, denn das Geld war wieder etwas wert.

Wenige Tage später, am 24. Juni 1948, hatten wir in der Ostzone auch eine «Währungsreform». Wir konnten nur höhnisch darüber lachen, leider war es für uns so traurig. Es fand nur ein reiner Geldumtausch statt. Für vierzig Reichsmark erhielten wir anderes Geld, damit die Riesenüberhänge der Reichsmark ver-

schwinden sollten, aber wir bekamen keine vollen Schaufensterauslagen, ausser in der HO, der 1948 gegründeten Handelsorganisation der DDR, zu nicht erschwinglichen Preisen. Es ging weiter wie gehabt, mit anderem Geld. Wir erlebten auch kein Wirtschaftswunder – wir lebten nach plansowjetischer Art. Der erste Zweijahresplan war in Sicht.

In diesem Jahr nach Hamburg zu reisen war in weite Ferne gerückt, zumal ich im Oktober 1948 wieder ein Baby bekam. Und doch wollte ich es im Mai 1949 wagen, noch einmal den Weg über



*Norman mit seinem
kleinen Bruder Ingo.*

die grüne Grenze zu suchen, denn eine völlig neue Situation hatte sich für mich ergeben:

Im März/April 1949 beobachtete ich an dem rechten Auge meines Sohnes Norman eine Veränderung. Er hatte seit seiner Geburt einen kleinen schwarzen Punkt auf der Oberfläche seines Auges. Damals sagte mir die Hebamme, es sei eine Druckstelle, ich solle mir keine Gedanken machen, so etwas käme vor. Bis dahin hatte sich auch nichts verändert. Jetzt aber wurde der Punkt grösser, verfärbte sich und schien zu wachsen. Wir gingen zum Augenarzt, und ich bekam eine ähnliche Antwort wie vormals, ich



In meinem neuen Kostüm aus dunkelblauem Wolltuch mit handbestickten Motiven war ich 1947 extra beim Fotografen Rostock.

solle mir keine Sorgen machen. Die Sache liess mir aber keine Ruhe. Ich schrieb meinen Eltern und bereitete sie auf unseren Besuch vor. Mein Vater arbeitete als Handwerker im Hamburger Krankenhaus St. Georg und war im Betriebsrat, ich hatte die Hoffnung, dass er mir behilflich sein könnte. Das war wichtig, zumal wir ja kein Westgeld hatten. Ich war zuversichtlich, bis zur Grenze würde ich es schon schaffen!

Mit dem «sturmerprobten» reparierten Kinderwagen, einem sechs Monate alten Baby, einem fast fünf Jahre alten Kind, mit besserer Verpflegung und dem stärksten Antrieb, den eine Mutter hat, Angst um die Gesundheit ihres Kindes, begann ich meine vierte Reise.

Bis wir in der Nähe des Schlagbaumes Herrnburg-Schlutup-Lübeck standen, war es früher Nachmittag geworden, und wir warteten dort nicht allein. Immer mehr Leute versammelten sich vor dem Schlagbaum. Von der anderen Seite kamen viele Rück-

kehrer, wir nannten es den «kleinen Grenzverkehr». Sie überbrachten auch Nachrichten und beantworteten Fragen nach Personen. Stundenlang warteten wir und fragten uns, ob der englische Kommandant gute oder schlechte Laune hätte. Er hatte weniger gute ... Die Gerüchteküche brodelte. Würde er uns durchlassen oder nicht?

Hin und her! Gerede, Gefrage. Als er wieder einmal die Lage in Augenschein nahm, wagte ich es, ihn anzusprechen. Ob er, wenn morgen die Grossmutter der Kinder käme, um sie zu holen, es erlauben würde, sie zum ungefähr dreissig Meter entfernten Schlagbaum der englischen Zone zu bringen?

Ich wolle nicht mit, nur die Kinder. Palaver und Gestik, er verstand es, ich sagte: «Morgen.» Er antwortete «Ja.»

Der Abend des ersten Reisetages kam. Ab 19 Uhr durfte niemand von uns mehr auf der Strasse sein. Im Bürgermeisteramt mussten wir uns eine Erlaubnis und eine Adresse zum Übernachten holen. Ich kam zu freundlichen Leuten. Sie gaben mir einen Raum für mich und die Kinder. Das war doch schon ganz prima. Wir waren froh, uns hinlegen zu können. Am anderen Morgen konnte ich fürs Baby kochen, ich hatte ja alles dabei. Die Windeln habe ich immer sofort unter einer Pumpe an der Strasse ausgewaschen und am Kinderwagen befestigt, sozusagen «luftgetrocknet». Es war zigeunermässig, aber was machte das! Als die Poststelle öffnete, gab ich ein Telegramm an meine Eltern auf:

Stehe mit Kindern an der Grenze Lübeck-Schlutup-Herrnburg. Erwarte Euch dringend, die Kinder dbzuholen!

Ingeborg

Frühestens am Nachmittag konnten meine Eltern am Treffpunkt sein. Den lieben, langen Tag verträdelte ich mit meinen beiden Kleinen auf der Strasse vor dem Schlagbaum, immer Augen und

Ohren aufs Niemandland gerichtet. Nichts geschah. Ab 18 Uhr nahmen wir wieder unser Quartier in Anspruch. Was tun?

Der zweite Tag war vergangen. Meine Kinder machten mir überhaupt keine Mühe. Der Grosse hatte Geduld, und der Kleine lachte, wenn er satt und trocken war.

Am dritten Tag spürte ich schon früh am Morgen grosse Unruhe. Ganz sicher würden meine Eltern mit dem ersten Zug kommen! Hoffte ich. Die Reise von Hamburg nach Lübeck dauerte nicht lange. Als der erste Trupp von westlicher Seite herüberkam, wurde laut mein Name gerufen. Und: «Eine Oma wartet auf die Kinder!», wieder und wieder.

Der Kommandant stand in der Nähe. Ich lief zu ihm. Er rief einen Soldaten, der uns bis zum englischen Schlagbaum begleitete, an dem alle standen und staunten, was da wohl passieren sollte. Nur meine Mutter war dort. Ich übergab ihr die Kinder und flüsterte ihr dabei zu, dass ich am Nachmittag bei Wachwechsel versuchen wollte, über die Grenze zu gelangen. Der Soldat nahm mich wieder mit zurück. Oma mit Kinderwagen und Kindern entschwand meinen Blicken. Auf der Stelle kehrte ich der Strasse den Rücken und strebte zum Gärtchen der Quartiersleute. Dort erholte ich mich ein wenig.

Plötzlich kam eine Nachbarin gelaufen und rief mir zu: «Gleich ist Wachablösung!» Los, los!

Und schon brach ich auf übers Gelände, möglichst durch Gebüsch verdeckt, immer auf die Sonne zu. Das kleine Flüsschen war die Grenze, das wusste ich schon. Im Gehölz fand ich den Wasserlauf. Nun musste ich mich seitwärts halten, denn ich suchte einen möglichen Überweg. Ich fand keinen. Aber ich sah in Mannshöhe einen dicken, schräg über das Wasser hängenden entwurzelten Baum. Ich war allein und hatte Angst. Vorsichtig kletterte ich auf den Baum, er schwankte ein wenig. O Schreck, er reichte doch nicht ganz hinüber!

Umkehren kam für mich nicht infrage, und so entschloss ich mich, das Stückchen, ungefähr einen dreiviertel Meter, vom Baum über den Wasserlauf ans Ufer zu springen. Ich wippte mit dem

Baum, bis ich Schwung hatte, um kraftvoll abzuspringen. Ich landete in einem Dornengebüsch, aber das verhinderte den Rücksturz ins Wasser. Es war geglückt! Ich rappelte mich auf. Die Dornen hatten mich sehr zerkratzt, erst später spürte ich die Schmerzen. Ich fand einen Pfad, der zu einem kleinen Weg führte. Da sah ich auch schon die Strasse, auf der ein Bus stand. Der Busfahrer nahm mich mit, ohne Geld. Er sah wohl, was ich soeben vollbracht hatte.

Der Fahrer liess mich am Stadttor von Lübeck aussteigen. Er riet mir, mich an die Strassenkante zu stellen, und wenn ein Lastwagen mit HH-Kennzeichen käme, sollte ich winken. Der Tip WEIT prima. Ein Hamburger Getränkewagen hielt an, ich erklärte meine Lage und durfte einsteigen. So gelangte ich nach Hamburg, sogar bis in die Nähe der Wohnung meiner Eltern, nur ein paar Strassen zu Fuss, und ich würde meine Kleinen wiederhaben!

Ich bekam die Telefonnummer von dem LKW-Fahrer. Er fuhr die Strecke regelmässig. Ich nutzte später diese Möglichkeit. Nett, nicht wahr?

Operation im letzten Augenblick

Zuerst gingen wir für Norman Schuhe kaufen. Er hatte nur «Holzklappern» an den Füsschen – eine dicke Sohle aus Holz mit Riemen, die alle Augenblicke zerrissen. Dann stellte ich Norman in der Augenklinik St. Georg vor. Er musste wöchentlich einmal zum Beobachten, Fotografieren und Messen. So lange konnte ich nicht bleiben, nach drei Wochen musste ich zurück. Auf dringenden Rat der Ärzte sollte Norman bei Oma und Opa bleiben. Er blieb gerne, was gab es nicht alles zu sehen und zu kaufen seit der Währungsreform!

Mir fiel es unendlich schwer, ohne mein Kind zurückzufahren. Aber was half es. Mit dem Getränke-LKW-Fahrer, meinem Baby und einem vollgepackten Kinderwagen fuhr ich zurück. Am englischen und sowjetischen Schlagbaum ging die Kontrolle ohne nennenswerte Schwierigkeiten vonstatten. Für meine so freundli-

chen Quartiersleute hatte ich ein halbes Pfund Bohnenkaffee versteckt, ein hochbegehrtes Mitbringsel! Bis zur Abfahrt des Zuges schaute ich bei ihnen herein. Sie freuten sich sehr, und die Zeit verlief, während ich berichtete, sehr schnell. Über Bad Kleinen erreichte ich am Abend Rostock. Acht Tage später erhielt ich ein Telegramm aus Hamburg:

Müssen dringendst Einwilligung zur Radiumbestrahlung und anschliessenden Operation haben. Krebsverdacht. Unterschriften von beiden Eltern sind notwendig.
Eure Eltern.

Nur wenig kann man ausdrücken, was in so einer Lage in einem vorgeht. Schock, Chaos und Unvermögen, die Worte zu lesen und zu erfassen. Ich war so weit entfernt, was konnte ich tun? – Nichts!

In mir stiegen Ängste auf, dass ich auch dieses Kind hergeben müsste, hatte ich doch im Krieg 1943 meinen ersten Sohn mit fünf Monaten an der Krankheit Ruhr verloren. Wir schickten die Einwilligung.

Im nächsten Brief berichtete meine Mutter, die Ärzte der Abteilung Augenklinik und Prof. Holthusen, eine weltbekannte Röntgenkapazität, würden Norman behandeln. Ohne Honorar. Für das Kinderauge wurden Bleiabdeckungen angefertigt, die jeweils eingesetzt wurden. Er bekam zwölf Bestrahlungen, vier Wochen Ruhepause – dann die OP. Meine Eltern hatten eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe übernommen. Und ich war in Rostock und konnte nichts tun, als zu warten. Warten auf Briefe, warten auf neue Ergebnisse.

Der Sommer verging. Norman war operiert und ein bösartiges Melanom-Sarkom entfernt worden. Die Ärzte hofften, genug weggenommen zu haben, damit sich nichts Neues bilden könnte. Wie gut, dass ich das Kind nach Hamburg gebracht hatte, denn die

Oberschwester hatte meiner Mutter gesagt, es hätte höchstens noch vier bis sechs Wochen gedauert, dann wäre die Geschwulst am oder im Sehnerv und es wäre alles vergeblich gewesen.

Fünf Tage war Norman stationär im Krankenhaus, und nur diesen Aufenthalt mussten meine Eltern bezahlen. Danach fuhr Mutter jeden zweiten Tag mit ihm ins Krankenhaus. Als er schon fast alles überstanden hatte, bekam er noch eine Bindehautentzündung. Doch auch die überwand er. Bald war er wieder ganz erholt und spielte unten mit den Kindern. Immer öfter kam er zu Oma und sagte: «Oma, Oma, ihr müsst mich zur Schule anmelden, alle Kinder sind schon angemeldet!» – Er wollte bei Oma und Opa zur Schule gehen, das stand für ihn fest! Er muss ganz schön genervt haben, denn meine Mutter schrieb mir: «Ich kann ihn nicht davon abbringen, er will hier zur Schule gehen. Du musst wohl eine Reise unternehmen!»

Ja, das musste ich wohl.

Es war Ende Oktober 1949 und inzwischen waren mit der BRD und der DDR zwei deutsche Staaten gegründet worden. Es kam das Gerücht auf, dass am 7. und 9. November die Grenze aufgemacht würde. Am 9. November könne jeder hin- und herfahren und es gäbe keine Kontrolle.

Die Mutter von Hamburger Freunden lebte in meiner Nähe. Sie besuchte mich und fragte, ob ich bald rüber wolle, und ob ich sie mitnehmen würde. Sie stand im 62. Lebensjahr. Es war eine schwierige Entscheidung. Nur unter einer Bedingung nahm ich sie mit: Sie musste mir versprechen, zu tun, was ich sage. Es könne keine Diskussion darüber geben!

Sie war einverstanden. Mein Baby war gerade ein Jahr alt, ich konnte es bei einer lieben Bekannten unterbringen.

Unfreiwilliges Bad im November

Am 7. November 1949 begann meine fünfte Reise nach Hamburg. Ich stand unter sehr starkem Druck, wollte ich doch mein Kind

zurückholen! In Bad Kleinen war damals der Umsteigebahnhof für Züge nach Herrnburg. Wir wurden von einem sehr grossen Aufgebot an Polizisten erwartet. Alle sollten zurück in die Züge, es ginge nicht weiter!

Die einlaufenden Züge aus Rostock, Wismar und anderswo waren alle voller Menschen. Jeder wollte in den Westen reisen, dank der umlaufenden Gerüchte. Niemand hörte auf die ständigen Befehle. Die Menge drängte zur Treppe der Unterführung. Unten stand eine Polizeisperre; sie wurde beiseite gedrückt, überrannt! Oben hielt am äussersten Bahnsteig der Anschlusszug. Ja, aber davor war wieder eine Sperre! Auch sie wurde beiseite gedrängt, überrannt!

Nun quollen die Menschen in den Zug, im Nu war er übervoll. Aber so leicht liessen sich die Polizisten nicht überrumpeln; von der Lok aus kamen sie nach hinten und zwangen die Menschen auszusteigen. Wieder auf dem Bahnsteig, wichen die Menschen nicht! Sie standen nun wie eingekesselt, und der ganze Block schwankte hin und her. Der Zug wurde langsam Richtung Rostock wegrangiert. Jetzt hatte ich die Blitzidee: Weg von der Masse!

Meine Begleiterin und ich eilten auf einen leeren Bahnsteig in Richtung Herrnburg, so dass uns an der Spitze des Bahnsteiges nur wenige Meter vom Abfahrtgleis trennten. Der Zug würde ganz bestimmt zur Abfahrtszeit fahren, sagte mir mein Gefühl. Ich hatte richtig spekuliert. Die Zeit rückte näher. Der Zug kam! Ganz langsam. Während die im Block festgehaltenen Menschen ausscherten, die Sperrung überrannten, und den Zug sozusagen «enter-ten», fasste ich meine 61jährige Begleiterin fest an der Hand und schrie nur immer: «Festhalten! Aufpassen! Nicht fallen!»

So stürzten wir beide über die Gleise auf den Zug zu. Neben den Trittbrettern schrie ich: «Da rauf! Rauf! Los!»

Ich schob von hinten nach. Sie war eine zierliche Frau, es ging gut. Zwei kräftige Frauen hielten sie fest und zogen sie hoch. Der Zug fuhr immer noch sehr langsam. Mit der Tasche um den Hals

lief ich nebenher, sprang schliesslich auf, und auch mich hielten die beiden Frauen fest und zerrten mich hoch. Wir fuhren und konnten uns erholen. Spätestens jetzt wusste meine kleine Begleitung, warum ich ihr vorher das Versprechen abgenommen hatte. In Bad Kleinen musste eine grosse Menschenmenge Zurückbleiben. Welch ein Glück hatten wir bis dahin doch gehabt!

Wir erreichten den Grenzübergang Herrnburg. Die wenigen Polizisten dort konnten die Aussteigenden nicht daran hindern, einfach weiterzulaufen. Ich sah das alles. Wir beide konnten den Zug nicht verlassen, weil eine Frau eine Debatte mit einem Polizisten führte. Wir kamen einfach nicht vorbei. Währenddessen kehrte ich zur anderen Seite des Zuges, zum Ausstieg, um. Das Aussteigen war wegen der Höhe sehr schwierig. Ich sprang zuerst, und danach zog und zerrte ich die kleine Person abwärts, sie rutschte förmlich an mir herunter. Nun waren wir hinter dem Zug, auf dem Weg zur Chaussee. Eine grosse Masse Menschen hatte sich dort schon wieder zusammengeballt. Eine unglaubliche Hektik lag in der Luft. Wir versuchten, hinterherzukommen, doch schon gab es an der Spitze des Zuges Tumult. Zu unserem grossen Schrecken wurde auch noch geschossen, wahrscheinlich in die Luft. Die eben noch vorwärtsstrebende Menge wurde mit Schüssen wieder zurückgetrieben. Jetzt kam sie auf uns zu. Erneut fasste ich die kleine Frau und wir schlugen uns seitlich ins Gelände hinter die Häuser. In der Aufregung fand ich leider nicht das Haus meiner Quartiersleute vom Mai. Egal, nur weg von der Strasse!

Die kleinen Bretterhäuschen oder Schuppen mit dem «Herzchen» waren unsere Rettung. Hinein, und Tür zu! Durch das Herzchen-Guckloch hatten wir Blick zur Westseite, und wir konnten beide auf dem zugedecktem Klo sitzen.

Der kleine Wasserlauf war der Grenzverlauf. Ich konnte ihn zwar nicht sehen, dafür aber etwas entfernt Grenzer mit einigen

Zivilpersonen; er konnte also nicht weit sein. Das Gelände war leicht hügelig. Wir sassen ungefähr zwei Stunden im Häuschen. Niemand kam. Nichts rührte sich. Ich musste mich entscheiden. Es war ein kühler Novembertag, blutrot stand die Sonne schon ziemlich tief. Leider war vor uns wenig Gebüsch. Es half alles nichts. Jetzt oder nie! Voran zum Wasserlauf! Noch war er nicht zu sehen. Weiter!

Eigentlich suchte ich die Furt, von der die Quartiersleute gesprochen hatten. Aber ich fand sie nicht. Weiter!

Eine kleine Biegung, da sah ich den Wasserlauf, er war ungefähr drei Meter breit!

Schnürstiefel ausgezogen, Trainingshosenbeine hochgeschoben, Stiefel in der Tasche verstaute. Da sah ich auf und entdeckte in der Ferne zwei Grenzer mit Hund. Trotzdem probierte ich mit nackten Füßen, wie tief es wohl sei. Es war nicht die Furt, sondern weicher, glitschiger Uferrand. Die Tasche mit den Stiefeln hielt ich hoch. Ich sackte bis zu den Oberschenkeln immer mehr ins moorige, kalte Wasser, ich fühlte keinen festen Grund. Mein offener Mantel schwamm wie eine Seerose auf dem Wasser. Geistesgegenwärtig ergriff meine kleine Weggenossin meine Hände und zog mich ans morastige Ufer. Nässe oder Kälte habe ich überhaupt nicht gespürt. Schnell streifte ich alles ab. Nur den Mantel behielt ich an. Ersatzstrümpfe und Unterzeug hatte ich immer dabei, das zog ich noch schnell an.

Mittlerweile kamen Grenzer und Hund näher. Ich konnte meiner Begleitung noch deutlich machen, dass sie meinen Mantel, von unten her, mit einem Lappen langsam inwendig trocken reiben möchte. Ich behielt ihn dabei an. Von den Grenzern bekamen wir einiges zu hören. Ich hatte die Ohren auf Durchzug gestellt und knurrte immer nur: «Ja, ja ... ja.»

Mit der Ermahnung, sofort aufzubrechen, wenn das «Gefummel» fertig sei, und zum Bahnhof zu gehen, verliessen sie uns. Dies alles beobachteten gegenüber drei westdeutsche Grenzer. Ich zog

meine Stiefel an, sie waren ja trocken, und rief zu ihnen hinüber, ob sie uns nicht zur Furt leiten könnten?

Die Grenzer beratschlagten und zogen ihre Hosenbeine hoch. Darunter kamen Gummistiefel, wie Fischer sie tragen, zum Vorschein. Nun sollten wir auf unserer Seite nach links gehen. Sie liefen gegenüber mit. Fast fürchtete ich, dass sie uns unseren Grenzern zurückführen wollten, konnte ich die doch schon wieder sehen!

Nein, das passierte nicht! Wir waren bei der kleinen Eisenbahnbrücke angelangt, dort war eine klare, sandige knietiefe Furt. Die zwei Grenzer kamen durch das Wasser, nahmen uns huckepack, und trugen uns in den Westen! Wir beiden Weibsen lachten und weinten zugleich. Es war unbeschreiblich!

Sie führten uns am Ufer hoch auf den rechten Pfad. Den Weg kannte ich dann wieder. Die DDR-Grenzer hatten alles mit angesehen. Sie taten nichts. Wie es den Anschein hatte, fand gerade ein «Stelldichein» mit zwei Mädchen statt.

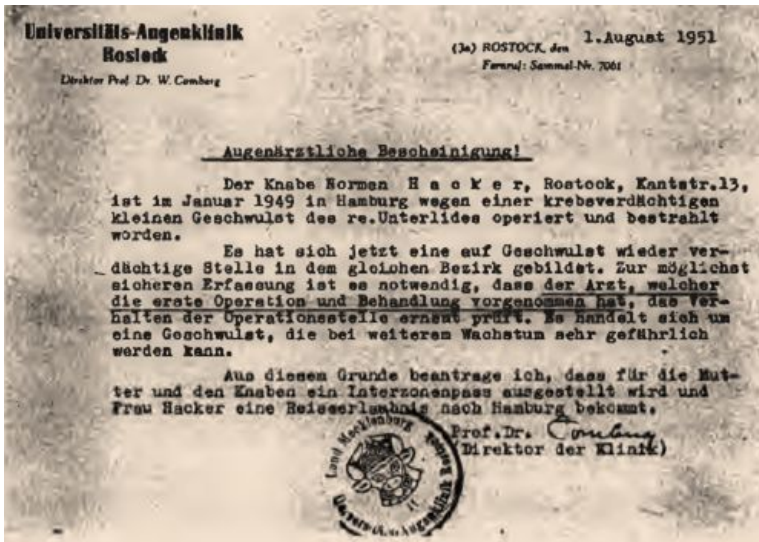
Es wurde schummerig, unsere Retter verliessen uns. Nun aber sagte meine kleine Mitstreiterin: «Jetzt ziehe ich mich aus!»

Sie tat es und gab mir ihren warmen «Bleyle»-Unterrock aus Wolle. Ich kann gar nicht sagen, wie rührend ich es empfand. Mit einer Sicherheitsnadel teilte ich das untere Stück vom Rock, so dass zwei Hosenbeine entstanden. Wir gingen bis zum westlichen Schlagbaum. Das war ein Gefühl!

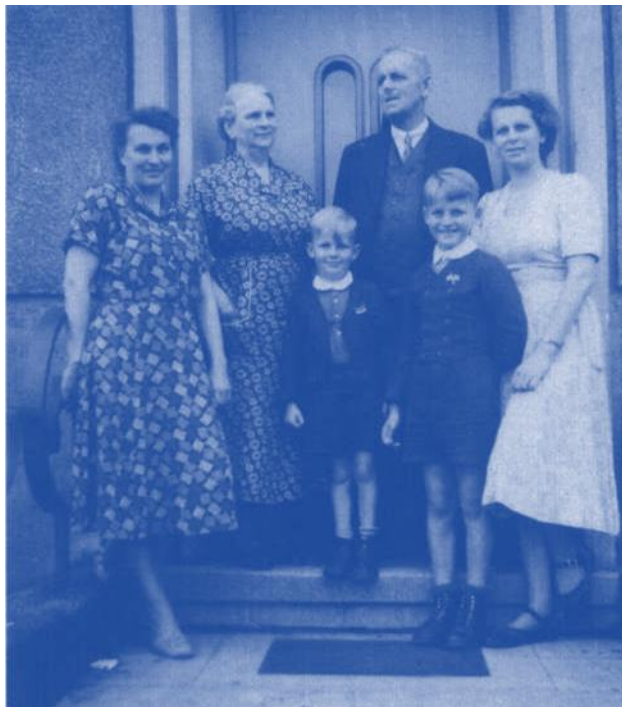
Wir wurden begrüsst und mussten erzählen. Die Menschen auf der westlichen Seite hatten einiges von den Tumulten mitbekommen, auch die Schüsse. Viele erwarteten ihre Angehörigen. Bis zu diesem Zeitpunkt seien höchstens acht bis zehn Personen durchgekommen, darunter nun auch wir beide. An der Endhaltestelle standen elf Busse, die die Menschen aufnehmen sollten, und nur wir zwei standen da. Wir durften ohne Fahrgeld mit dem Bus zum Lübecker Bahnhof fahren. Ein junger Mann, der seine Verlobte erwartet hatte, schloss sich uns an. Er war sehr freundlich und kaufte uns Fahrkarten nach Hamburg.

In Hamburg fuhren wir mit der S-Bahn zuerst zur Tochter und dem Schwiegersohn meiner kleinen Retterin, die sehr glücklich waren, dass wir es geschafft hatten. Nach einem Glühwein mit Schuss brachten sie mich zu meinen Eltern. Endlich konnte ich mein geliebtes Kind wieder in die Arme schliessen. Welch grosses, grosses Glück hatten wir doch bei alledem gehabt! Ich genoss nun ein heisses Bad, dann schief ich auf dem Sofa bis weit in den nächsten Tag hinein. Nicht ein bisschen Schnupfen oder Husten zeigte sich!

Nun kam der Tag, an dem Norman Abschied nehmen musste. Der Professor, die Ärzte und die Mitarbeiter, alle fanden Zeit. Ganz lieb wurde er verabschiedet. Ich empfand grosse Dankbarkeit, doch ich kam fast nicht zu Wort, wurde in den Arm genommen, und alle meinten, es sei selbstverständlich gewesen, das



Dank dieser Bescheinigung der Universitäts-Augenklinik Rastadt vom 1. August 1951 durfte ich fortan mit meinen Kindern offiziell in den Westen, von Rostock nach Hamburg, reisen.



Rechts stehe ich mit meinen beiden Söhnen und meinen Eltern vor deren Haus in Hamburg.

Mögliche zu tun. Der Abschied war schon sehr zu Herzen gehend. Ich bekam vom Krankenhaus eine Bescheinigung, aus der ersichtlich war, weshalb das Kind in Hamburg behandelt wurde. Mit vielen Stempeln und Unterschriften, damit ich keine Schwierigkeiten bekäme beim Übergang in die DDR. Jedes Jahr würde ich eine Aufforderung zur Vorstellung des Kindes im Krankenhaus St. Georg erhalten und damit auch einen Interzonenpass beantragen können. Von nun an brauchten wir also nicht mehr schwarz über die grüne Grenze zu gehen.

[Neustadt/Aisch, Bayern – Rostock, damals DDR;
1949-1981]

Luise Beyerlein

Deutsch-deutsche Brieffreundschaften

Als Lehrerin einer Unterstufenklasse wollte ich im Jahr 1949 meinen Schulkindern vermitteln, dass es einen Teil Deutschlands gab, in dem das Leben härter und noch viel bescheidener war als bei uns. Ich dachte mir, dass ich die Kinder so auch zum Briefschreiben ermuntern könnte. Die Kirchengemeinde von Neustadt hatte bereits eine Partnerschaft mit Rostock. Also schrieb ich einfach an eine zweite Klasse einer Rostocker Grundschule. Tatsächlich bekam ich Antwort, und wir entwarfen im Unterricht erste Briefe. Zu Weihnachten sammelten wir Zutaten für Kuchen und Plätzchen und bekamen begeisterte Dankesbriefe für die Pakete, die wir nach Rostock schickten. Dann erhielten wir plötzlich ein Telegramm von der dortigen Lehrerin:

«Bitte, keine weiteren Pakete schicken! Brief folgt.» Dieser Brief kam prompt in einem merkwürdig distanzierter Stil, ungefähr folgenden Inhalts:

«Uns geht es sehr gut, wir brauchen Ihre Pakete nicht. Sie haben im Westen selbst genug Arme, geben Sie das an diese weiter. «

Ich war ratlos. Die Kinder hatten sich inzwischen Schokolade von der Schulspeisung buchstäblich vom Mund abgespart. Wir beschlossen, diese Süßigkeiten als letztes Paket an den Kindergottesdienst der Partnergemeinde zu schicken und damit das Unternehmen zu beenden.

Eines Tages erreichte mich ein Brief aus Schleswig-Holstein von einer mir völlig unbekanntem Absenderin. Es war eine Freundin der Lehrerin jener zweiten Klasse. Sie schrieb mir, wie betrübt ihre Freundin sei, dass sie mir diesen harschen Brief schreiben müssen – der Schulrat habe es so befohlen. Gleichzeitig aber schilderte sie mir das Leben der Schwester dieser Lehrerin, gab mir deren Adresse und meinte, wenn ich Gutes tun wolle, dann solle ich mich um das Kind dieser Familie kümmern, deren zweites Kind auf der Flucht von Ostpreussen gestorben war. Der Vater musste im Wald arbeiten und nicht in seinem Beruf als Beamter. Ich griff zu, und es entwickelte sich ein reger Brief- und Paketverkehr, vor allem zwischen dem Buben – nennen wir ihn Paul – und mir. Er war zehn Jahre alt und sehr aufgeweckt. Als ein Übertritt in eine höhere Schule anstand, wurde er nicht vorgeschlagen, weil er nicht aus einer Arbeiter- oder Bauernfamilie kam. Die Mutter war ausser sich. Er schloss also die 8. Klasse der Grundschule ab und lernte bei der Reichsbahn. Dort arbeitete er sich rasch empor, jetzt war er ja Arbeiter, jetzt durfte er sich weiterbilden und uns 1954 sogar besuchen. Schliesslich wurde er zur Lehrerausbildung zugelassen. Er wurde Lehrer im Auslandsschuldienst – also in anderen sozialistischen Ländern.

Eines Tages schrieb mir die Tante aus Rostock, dass Paul aufgrund seiner Stellung keinen Briefwechsel mehr mit dem Westen führen dürfe. Mit seiner Mutter schrieb ich mich noch, schickte auch Päckchen, aber den Jungen – inzwischen war er verheiratet und Vater – erwähnten wir nur mit dem Initial seines Vornamens, also P. Mit Freunden wollte ich ihn einmal in seinem mir bekannten letzten Wohnort besuchen, aber dort war er nicht aufzufinden, und ehemalige Nachbarn sagten, er sei unbekannt verzogen. Erst nach der Wende fand ich ihn auf seltsame Weise wieder. Unseren Briefwechsel haben wir wieder aufgenommen, P ist inzwischen über sechzig und Grossvater. Dies ist ein Beispiel, wie sich der Staat DDR in die persönlichen Beziehungen seiner Bürger eingemischt hat.

Willkommene Westpakete

Nach der Währungsreform 1948 ging es uns in den fünfziger Jahren in der Bundesrepublik langsam wieder besser, so dass wir auch wieder an Freunde denken konnten, die es nicht so gut hatten. Zum Beispiel in der DDR. Zunächst war das Verschicken von Paketen dorthin unproblematisch. An Organisationen wie auch an Schulklassen war es jedoch nicht erlaubt, wie uns ja selber mitgeteilt worden war. Im Laufe der Jahre wurden immer wieder neue Bestimmungen erlassen. Bei bestimmten Gütern wie Kaffee, Kakao, Schokolade und Zigaretten waren Höchstmengen zu beachten. In jedem Paket hatte ein Zettel mit einer Inhaltsangabe zu liegen, auf dem Paket musste deutlich lesbar «Geschenksendung, keine Handelware» stehen. Schickten wir getragene Kleidungsstücke, so brauchten wir dafür eine Desinfektionsbescheinigung des Staatlichen Gesundheitsamtes. Eines Tages wurde für die Empfänger die Zahl der Pakete pro Person und Jahr auf zwölf begrenzt. Wir adressierten nun der Reihe nach an die Familienangehörigen!

Meine Freundin in Weimar hatte Freunde in der Schweiz und in Argentinien. Pakete von dort hätten sie viel Zoll gekostet. So schickten mir diese hilfsbereiten Jugendfreunde Bargeld, damit konnte ich besorgen, was gebraucht und gewünscht wurde. Zwischen der Bundesrepublik und der DDR gab es keine Zollgrenze. Wären es – wie von der DDR gewünscht –, zwei getrennte Staaten gewesen, hätten wir für unsere Sendungen «drüben» Zoll bezahlen müssen.

Bei Diskussionen wurde die Frage gestellt, ob wir aus dem Westen durch unsere Hilfslieferungen nicht im weitesten Sinne das Regime der DDR unterstützt hätten. Schliesslich wurden viele Lücken in der Mangelwirtschaft durch diese Pakete ausgeglichen oder zumindest gemildert. – Und wenn es so gewesen wäre, mir ging es immer um die Menschen, die sich durch die Ärmlichkeit des Alltags quälten.

[Flüchtlingslager Wipperfürth/Wipper, Oberbergischer
Kreis, Nordrhein-Westfalen;
1948]

Brunhilde Barwich

Zerrissenheit

Sie saßen auf der schmalen Bank vor der Baracke im Flüchtlingslager Wipperfürth – schweigend. Früh waren sie wachgeworden und geflüchtet aus der Enge, der stickigen Luft des Schlafraumes, den sie mit ihren drei Kindern und zwanzig fremden Menschen teilten; gestapelt in drei Etagen, auf Strohsäcken, in eisernen Betten.

Die Barackentür wurde geöffnet.

«Ich habe es auch nicht mehr ausgehalten da drinnen. Die Kleinen schlafen noch.»

Die achtzehnjährige Barbara hockte sich auf den Boden und begann, mit einem Holzstück Figuren in den Lehmboden zu ritzen.

Seit zwei Wochen lebten sie in diesem Lager. In einer Mainacht waren sie über die Zonengrenze geflohen, auf unbekanntem Weg durch einen Wald, der kein Ende zu haben schien. Angespannt hatten sie auf jedes Geräusch geachtet, in der Angst, einer russischen Streife in die Hände zu fallen. Zurücklassen mussten sie alles, was sie besessen hatten; zurückgeblieben war auch ein Teil ihrer Identität. Sie hatten keine Zeit gehabt zu überlegen, zu planen. Nur das Nötigste hatten sie eingepackt und sich auf den Weg gemacht nach Westen, in die Freiheit.

Freiheit – schon einmal hatten sie darauf gehofft, gleich nach dem Krieg. Doch sehr bald begannen sich altbekannte Muster ab-



Der Eingang zum Flüchtlingslager Wipperfürth mit der Hinweistafel für die Zutrittsberechtigten.

zuzeichnen. Wer sich nicht anpasste, hatte keine Chance. Was man zu denken hatte, was Recht war, wurde verordnet. «Vom Regen in die Traufe gekommen», sagten die Menschen. Es wurde schmerzhaft in der sowjetischen Besatzungszone, der späteren DDR.

Barbara erhob sich. Sie warf den Stock ins Wasser des kleinen Flusses, der direkt hinter der Baracke das Lager nach Westen hin begrenzte.

«Ich werde mich ein bisschen umsehen, bis es Frühstück gibt», sagte sie und schlenderte am Drahtzaun entlang, der das Lager umgab. Die Einfahrt war durch einen Schlagbaum gesichert. Beim Pförtner hatte man sich abzumelden, wenn man hinaus wollte in die kleine Ortschaft mit den verwinkelten Gässchen und den schönen Fachwerkhäusern.

Wir sind eingesperrt, dachte Barbara, will man eigentlich die Flüchtlinge vor den Einheimischen oder die Einheimischen vor den Flüchtlingen schützen?

Eine Antwort fiel ihr nicht ein. Sie betrat die Bürobaracke. Auch hier war alles still und menschenleer. Ihr Blick fiel auf das schwarze Brett, an dem die Informationen für die Lagerinsassen aushingen. Barbara las sie täglich. Plötzlich stutzte sie. Das war neu!

Alle Frauen zwischen 15 und 50 Jahren, ausgenommen Frauen mit Kindern unter zehn Jahren, haben sich am Montag um sieben Uhr beim Pförtner zu melden. Sie werden zur Arbeit in die Kleiderfabrik Müller vermittelt.

Barbara erstarrte. Dann riss sie den Zettel vom Brett und rannte nach draussen, zurück zu den Eltern. «Hier», schrie sie, «hier steht, dass ich morgen in der Kleiderfabrik Müller arbeiten muss! Ich denke gar nicht daran. Ich will weiter zur Schule gehen und nicht als Arbeiterin enden!»

«Schrei nicht so», sagte der Vater, «und gib das Papier her.»

Barbara nahm keine Notiz von ihm. Sie wandte sich der Mutter zu: «Du bist schuld, du hast versprochen, dass wir es hier besser haben werden. Ha – dass ich nicht lache! Schlafen und wohnen in einer Baracke mit diesen ekelhaften Leuten. Bestimmt habe ich schon Läuse. Warum hast du mich nicht zu Hause bleibenlassen? Alles war schöner dort. Ich hatte mein Zimmer, die Schule, meine Freundin!»

Hemmungslos begann sie zu weinen.

«Aber es ist nur am Anfang so schlimm. Bald wird es anders. Wir werden wieder eine Wohnung haben, und du kannst auch weiter zur Schule gehen», sagte die Mutter tröstend.

«Nein, ich glaube dir nicht mehr», schluchzte Barbara, «du versprichst nur immer. Alles wisst ihr besser, nie wird gemacht, was ich will. Ich will nach Hause! Ihr könnt ja hierbleiben.»

Der Vater wollte aufspringen, die Mutter hielt ihn zurück. Barbara warf ihr den zerknüllten Zettel vor die Füße und lief davon, lief, bis sie keinen Atem mehr hatte und sich fallenliess.

Lange lag sie schluchzend im Gras. Sie verlor jedes Zeitgefühl, wusste nicht, wann ihre Tränen versiegt waren. Allmählich aber nahm sie ihre Umgebung wahr, fühlte das taufeuchte Gras, die Sonne auf ihrer Haut, spürte, dass ihr Magen knurrte. Sie hatte Hunger. Hunger, dachte sie, wie lange habe ich ständig Hunger gehabt, habe mich nie richtig sattessen, manchmal vor Hunger nicht einschlafen können. Wir haben Kartoffelschalen gegessen, scheusslich schmeckende Löwenzahnsuppe. Und jetzt?

Jetzt brauche ich nur aufstehen und mir das Frühstück holen, kann essen soviel ich will. Ist das nichts?

Aber dann dachte sie an zu Hause und begann wieder zu weinen. Warum, warum hatte sie keine Wahl? Und den Geschwistern, den Eltern, ging es ihnen denn anders?

Heiss schoss ihr die Röte ins Gesicht. Nie war sie von ihrer Mutter belogen worden. Schreckliche Sachen hatte sie gesagt, die gar nicht stimmten. Sie hatte die Mutter angebrüllt.

«Es tut mir leid, es tut mir so leid», sagte sie leise.

Langsam stand sie auf und schlich zur Baracke zurück. Die Eltern sagten kein Wort, als sie vor ihnen stand. Der Vater hatte seinen Arm um die Schulter der Mutter gelegt. Barbara sah, dass sie geweint hatte. Sie setzte sich auf die Bank und legte ihren Kopf an den der Mutter.

[Magdeburg – Oebisfelde, Sachsen-Anhalt, damals DDR – Wolfsburg – Hamburg – Berlin;
1949]

Marianne Doerfel

Glücksmomente

Das Abitur in der sowjetischen Zone lag hinter uns. Zum Studium wurde niemand zugelassen, auch nicht unsere Fleissigen, die schon vor der Prüfung die Fragebogen angefordert hatten. Wir, Schülerinnen und Schüler einer Oberschule in kirchlicher Trägerschaft, hatten nicht die richtige «Abstammung», waren keine Arbeiter- und Bauernkinder, sondern kamen aus der bürgerlichen Mittelschicht. Es war das vorletzte Abitur vor der Gründung der DDR im Oktober 1949, und das Magdeburger Schulamt hatte noch eine schützende Hand über die Oberschulen für Mädchen gehalten. Die Schulrätin, eine in der Nazizeit in den Ruhestand geschickte Sozialdemokratin, galt als streng, aber nicht rot. Dann war alles überstanden. Unsere Euphorie schwand schnell wie Schnee in der Sonne. Was nun?

Die Einladung nach Hamburg

Von der Währungsreform hatten wir kaum etwas mitbekommen, sie war in die Tage zwischen schriftlicher und mündlicher Prüfung gefallen, als wir in unserem Internat in der tristen, flachen Börde von morgens bis abends gebüffelt hatten. Niemand besass ein Radio, Zeitungen gab es nicht in unserem winzigen Dorf. Aber Knut, der Sohn unseres Direktors, der bei einem Freund ab und zu den AFN, American Forces Network, hörte, informierte uns und meinte, jetzt würde es schwierig für alle, die in den Westen

wollten. Dennoch hatte sich Fee, unsere Dicke, sofort auf den Weg über die Grenze gemacht. Ihre Eltern sassen beide wegen angeblichen Schwarzhandels im Zuchthaus Bautzen. Eine frühere Hausangestellte, die jetzt in Hannover wohnte, hatte ihr angeboten, sie aufzunehmen. Der erste Brief nach einer Woche klang überschwänglich. Sie fand einfach alles herrlich, das kleine einfache Häuschen am Mittellandkanal, die vier oder fünf Kinder, die Hühner, die Menschen. Ich sollte unbedingt so schnell wie möglich nachkommen, allerdings hätte sie keine Unterkunft für mich. Als sie dann nach gut sechs Wochen auch noch eine Anstellung bei der britischen Militärverwaltung fand, kannte ihre Begeisterung keine Grenzen mehr. Die Tommies wären hinreissend höflich, sähen phantastisch aus, die Kantine dürfe sie auch benutzen, und mit dem bescheidenen Gehalt könne sie sich ganz gut über Wasser halten.

Zu gleicher Zeit schrieb auch Martin, ein Schulfreund aus Hamburg. Unsere Eltern waren gut miteinander bekannt. Wie meine Eltern waren sie 1945 aus Posen geflüchtet, aber schon 1946 nacheinander in den Westen weitergezogen. Der Vater war gleich wieder in leitender Stellung bei der Finanzdirektion eingestellt worden. Daher erhielten auch die Ehefrau und die vier Kinder den befristeten Zuzug. Der Platz in zwei Zimmern reichte freilich nicht für alle, Martin blieb zunächst in Helmstedt, ging dort zur Schule. Dann wurde auch für ihn ein Zimmer in Hamburg gefunden. «Es hat zwar keine Heizung, aber eine schöne, warme Schornsteinwand. Ich blicke auf die Elbe, und wir wollen uns einen alten Kahn besorgen.»

Schon für Weihnachten 1948 schlug er ein Treffen an der Grenze vor. In Grasleben auf der westlichen Seite hatte er Verwandte, die der Familie 1946 beim Übergang in den Westen geholfen hatten. Er wollte mit dem Rad kommen und mir das Reise-geld leihen. Ich sollte nach Weferlingen fahren, an der Grenze zu Niedersachsen, von Magdeburg nicht allzu weit entfernt. – Später

lag Weferlingen über Jahrzehnte im unzugänglichen Sperrgebiet, aber damals gab es nur Grenzpfähle, und Landwirte durften noch ihre im Grenzbereich liegenden Felder bestellen. – In der Hoffnung, der Brief werde nicht geöffnet, schrieb er mir, ich solle in der Abenddämmerung von Weferlingen nach Grasleben gehen, das dauere eine Viertelstunde, und dort gleich seine Verwandten aufsuchen. Neune und Adresse hatte er angegeben.

Doch davon wollten meine Eltern nichts wissen. Sie hätten mir nicht einmal fünfzig Mark mitgeben können, nach der Währungsreform waren fünfzig Ostmark nur noch fünf Westmark wert. So sass ich trübselig herum und zermarterte mir den Kopf, wie ich wohl in den Westen gelangen könnte. Niemand hatte Platz, niemand konnte einen Gast ohne Lebensmittelmarken und Westgeld durchfüttern. Auch Martins Familie hatte nur eine Aufenthalts-, keine Zuzugsgenehmigung.

Fee schrieb, je nach Stimmung, in der übermütigen Sprache unserer Schulzeit. Nur dass sie noch kein eigenes Zimmer hatte, empfand sie als lästig. Immer noch wohnte sie bei ihren Bekannten: «Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie überbevölkert hier alles ist, dagegen seid Ihr ein ‚Raum ohne Volk‘!»

Unvermittelt folgten dann meist ihre elegischen Betrachtungen über die Sinnlosigkeit des Daseins, mit denen ich auch regelmässig von Renate und meinem Bruder versorgt wurde. Dazu kamen gelegentliche Briefe einer Tante aus der französischen Zone. Seit der Evakuierung aus Essen lebte sie mit meinem Onkel, einem pensionierten Staatsanwalt, im Hochschwarzwald und klagte bitter über Hamsterfahrten auf überfüllten Lastwagen. Die Sorge hatten wir freilich nicht, denn es gab keine Lastwagen. Sie mussten sich das Holz zum Heizen selbst im Walde holen. Auch diese Mühsal kannten wir in unserer waldarmen Gegend nicht. Der Onkel, überzeugter Nationalsozialist, hatte ein Jahr Internierung hinter sich, die meiste Zeit im Krankenrevier. Dann erholte er sich wieder; «nur seelisch kann er die Jahre der Gewalt und ihrer Folgen nicht überwinden», schrieb die Tante. Wenige Jahre

zuvor hatte er noch angekündigt, dass er auch die eigene Frau nicht schonen würde, wenn es um die Treue zu Führer und Reich ginge. Jetzt war der kinderlose Onkel von Lebensüberdruß geplagt und konnte sich daher auch nicht um mich, sein Patenkind, kümmern. Ich solle nur immer fleißig arbeiten, riet mir meine Tante.

Fee mahnte: «Du hättest Deine Berufspläne auch mit etwas Energie durchsetzen können. Nichtzulassung zum Studium ist keine endgültige Hinderung!»

Da sie selbst an ein Volontariat bei einer Zeitung dachte, meinte sie wohl, ich könne das in der sowjetischen Zone auch versuchen – sie hatte aber offenbar schon lange keine ostdeutsche Zeitungen mehr gelesen. Auch der wendige, alerte Knut, der schon im Herbst in Hannover aufgetaucht war, konnte sich als illegaler Zuwanderer auf die Dauer nicht halten. Er hatte von schlecht bezahlten Gelegenheitsarbeiten gelebt, in einem verlassenen Bunker gehaust und vergeblich auf eine Chance gehofft, bei Presse oder Rundfunk unterzukommen. Also kehrte er zurück in den Osten.

Nach der Aufhebung der Berliner Blockade am 12. Mai 1949 gab es ein kurzes Aufatmen. Die Russen hatten es nicht geschafft, West-Berlin blieb eine freie Stadt, eine Insel in der sowjetischen Zone. Zehn Tage später wurde die Bundesrepublik ins Leben gerufen. Ein Provisorium? Ein Teilstaat? Eine nunmehr legalisierte Festschreibung der Zonengrenzen auf unbegrenzte Zeit? Und wir – abgeschrieben?

Die Freude über die wiedergewonnene Freiheit der Berliner verblasste. Vielleicht war es diese neue Entwicklung, die meinen Vater endlich der Reise nach Hamburg zustimmen liess. Ende Juli gebe es dort Ferien, so schrieb Martin, dann könnte ich kommen; ein Bett sei vorhanden. Bis Ende Juli war auch meine Tätigkeit beim Kulturredaktion, eine widerwillig akzeptierte Notlösung, befristet. Eventuell könnte sich im Herbst etwas anderes ergeben, aber das war keineswegs sicher; es standen interne Neuordnungen bevor. Das kam meinen Reiseplänen sehr entgegen, denn wenn ich

gefasst würde, hätte eine Meldung bei meinem Arbeitgeber unangenehme Folgen haben können, unter Umständen auch für meinen Vater.

Erkundigungen, wie und wo man über die Grenze kommen könne, hatte ich schon so viele wie möglich eingezogen. Meist gab es allerdings sehr unbestimmte Auskünfte. Bei solchen Reisen wurde in meinem Freundeskreis nur eine enge Freundin oder ein Freund eingeweiht, die Eltern sollten nicht beunruhigt werden. Es war auch besser, wenn sie nichts wussten; denn spätestens bei der nächsten Lebensmittelkartenausgabe oder Kohlenzuteilung musste mitgeteilt werden, wenn eine Person weniger im Haushalt lebte.

Rückkehrer kannte ich nicht. Es gab nur Warnungen vor Betrügern, die sich als Führer über die Grenze zur Verfügung stellten, dafür Geld forderten und dann die Flüchtlinge irgendwo im Wald stehenliessen oder sogar an die Volkspolizei verrieten. Dafür gab es eine Belohnung. Bei Weferlingen über die Grenze zu gehen, schien nicht mehr ratsam. Meine in West-Berlin lebende Freundin Bella berichtete, sie wolle demnächst – natürlich schwarz – nach Wolfsburg, zu ihrer Tante; da könne ich auch für eine Nacht Unterkunft finden. Die Tante war gleichfalls geflüchtet, mit drei Kindern. Der Onkel, ein Zahnarzt, der mit schwerem Gelenkrheuma aus der sowjetischen Gefangenschaft zurückgekommen war, hatte in Wolfsburg wieder eine Praxis eröffnet, allerdings beengt in einer kleinen Wohnung.

Wolfsburg war nicht weit von Oebisfelde, dem illegalen Grenzübergang, der in unserer Region am häufigsten genannt wurde. Der kleine Ort hatte eine Bahnstation, das war ein grosser Vorteil. Die Strecke hatte früher nach Wolfsburg und Hannover geführt. Jetzt war Oebisfelde der letzte Bahnhof; die weitere Gleisverbindung war abgebaut worden. Wie man hörte, verlief die Grenze ganz in der Nähe des Ortes, vielleicht ein oder zwei Kilometer entfernt. Nur 15 Kilometer trennten das Städtchen von

Wolfsburg. Landkarten gab es nicht, ganz zu schweigen von Wanderkarten. Aber auch Taschenlampen waren längst zu Raritäten geworden und der Grenzübergang Hess sich nur in der Dämmerung oder nachts wagen.

«Stehenbleiben, ducken!»

Bella und ich hatten einen Termin vereinbart, an dem wir uns in Wolfsburg treffen wollten. So setzte ich mich, ohne Taschenlampe und Karte, an einem warmen Julinachmittag in den Zug, eindringlich ermahnt, nicht zu vertrauensselig zu sein und niemandem etwas von meinem Reiseziel zu erzählen. Zunächst ging es nach Stendal, dort musste ich umsteigen nach Oebisfelde. Der Zug WEIT nicht übermässig besetzt; die meisten Reisenden waren offenbar die letzten Berufstätigen auf dem Heimweg, es ging auf den Abend zu. Das Abteil leerte sich allmählich. Nur ein junges Mädchen mir gegenüber blieb sitzen. Sie mochte in meinem Alter sein. Wir betrachteten uns mehrfach verstohlen, wagten aber kein Gespräch.

«Oebisfelde, Endstation!»

Der Bahnsteig ländlich, ganz in der Nähe Wald. Die letzten Passagiere stiegen aus und verschwanden bald. Unschlüssig blickte ich mich um. Das junge Mädchen wurde nicht abgeholt, blieb aber gleichfalls auf dem Bahnsteig. Ein älterer Mann mit einem Handwagen schien auf jemanden zu warten. Der Bahnsteig war fast leer. Eigentlich hatte ich erwartet, noch andere Grenzgänger zu treffen, und darauf gehofft, mich ihnen anschliessen zu können. Aber nun war niemand zu sehen ausser diesem nicht sonderlich sympathisch wirkenden älteren Mann. Er WEIT nicht gross, die Kleidung so abgetragen wie bei allen, den Kopf bedeckte eine Schiebermütze. Während ich den Bahnsteig entlang ging, um nicht etwa die Aufmerksamkeit eines versteckten Volkspolizisten zu erwecken, verschwand der Mann. Als ich zurückkam, war er wieder da. Sollte ich ihn Emsprechen?

Zögernd ging ich auf ihn zu. Es standen plötzlich ein paar Leute

um ihn herum. Sie sahen mich misstrauisch an, flüsterten. Also war es wohl besser, wieder wegzugehen. Aber ich behielt die Gruppe doch im Auge. Auch meine Mitreisende schien sich für die Gruppe zu interessieren. Der Mann lud einige Gepäckstücke auf. Als er Anstalten machte, allein loszugehen, sprach ich ihn an: «Kennen Sie den Weg über die Grenze?»

Das Mädchen aus meinem Abteil stand jetzt hinter mir, hörte zu. Der Mann ging langsam weiter, blickte sich verstohlen um und sagte leise: «Warten Sie hier, ich komme nochmal zurück. Gehen Sie zu dem Schuppen am Ende des Bahnsteigs.»

Nun fragte ich das Mädchen, ob sie auch über die Grenze wolle.

«Ja, Sie auch?», antwortete sie, «dann können wir ja zusammen gehen, ich bin froh, wenn ich nicht alleine bin.»

«Gut, also warten wir bei dem Schuppen.»

Wir standen noch nicht lange dort, als der Mann wieder erschien. Er habe schon eine Gruppe zusammen erklärt er, die dürfe nicht grösser werden, «wenn es zu viele sind, werden sie aufmerksam.» Wer mit «sie» gemeint WEIT, wussten wir. Nun fingen wir an zu betteln. Na, er wolle mal sehen, wir müssten aber warten, bis es dunkel werde, gegen neun Uhr käme er nochmal vorbei. Wenn wir bis dahin niemand anderen gefunden hätten, könne man ja nochmal über die Sache reden. Das waren unsichere Aussichten, aber besser als gar nichts. Wir standen nun allein auf dem kleinen Bahnsteig und mussten sehen, wie wir uns die nächsten zwei Stunden vertrieben. Ich schlug einen Spaziergang vor, mal sehen, wo der Schlagbaum ist. Vielleicht ist er offen?

Meine Begleiterin fragte ängstlich, ob man denn dahin dürfe. «Nun, versuchen kann man es doch, wenn uns einer anhält, gehen wir eben zurück.»

Planlos wanderten wir durch die Strassen, bis wir wirklich plötzlich vor dem Schlagbaum standen. Er wurde von einem russischen Soldaten bewacht. Ich fing eine Unterhaltung an. Meine Frage, ob er nicht vielleicht die Schranke öffnen könne, amüsierte

ihn. Nein, das ginge nicht, wenn wir keinen Passierschein hätten. Ich sagte mir, dass es noch zu hell war, um ein Entgegenkommen zu erwarten. Meine Begleiterin sprach kein Russisch und drängte, wir sollten doch wieder zum Bahnhof gehen. Aber es war besser, weiter herumzuwandern, als dort so lange herumzustehen. Keine von uns beiden hatte eine Uhr, und so umkreisten wir den Bahnhof mit der grossen Bahnhofsuhr, die zu unserm Glück funktionierte. Gegen neun gingen wir wieder zum Bahnsteig, aber niemand war zu sehen. Was tun?

Auf der Strasse konnten wir nicht übernachten. Ob das mitgenommene Geld für eine Übernachtung in einem Gasthaus reichte?

Als wir noch beratschlagten, stand plötzlich der Mann neben uns. Seine Gruppe habe er sicher über die Grenze gebracht, «die sind schon drüben.» Er sei zwar müde, aber wenn wir unbedingt wollten, könne er den Weg noch einmal machen für zehn Mark pro Person. Er nahm das Geld und wandte sich zum Gehen, er müsse noch etwas erledigen, wir sollten hier warten. Jetzt wurden wir nervös und fragten, ob er auch wirklich wiederkäme. Keine Sorge, er käme bestimmt zurück. Es folgte eine bange halbe Stunde. Die Strassen waren leer, Züge fahren nicht mehr, Gaststätten waren nicht zu sehen, weit und breit keine Menschen.

«Was machen wir, wenn er nicht kommt?», fragte meine neue Bekanntschaft. Das wusste ich auch nicht, zur Not müssten wir im Bahnhofsgebäude übernachten.

«Ist das denn erlaubt?»

«Wahrscheinlich nicht, man muss es eben probieren, wenn sich nichts anderes bietet.»

Erneut pilgerten wir den Bahnsteig entlang, niemand war zu sehen. Wieder erschien der Mann überraschend hinter uns, ohne Handwagen. «Kommen Sie», sagte er, «hier unter das Dach, da ist es dunkler.»

Er betrachtete schweigend unsere leichten Schuhe und fragte

uns: «Können Sie damit durch den Wald gehen? Wir können nicht auf bequemen Wegen bleiben, müssen durch feuchte Stellen, Brombeerdickicht, Brennessein. Trauen Sie sich das zu?»

Natürlich, keine Frage, mit den Schuhen war ich schon im Thüringer Wald gewandert. Na, so eine Wanderung würde es nicht werden, wir müssten uns auch ganz still verhalten und immer dicht hinter ihm bleiben. Alles wurde eifrig zugesagt. Dann setzten wir uns schweigend in Bewegung. Der Führer stellte keine Fragen, schien an einer Unterhaltung nicht interessiert. Nach einer knappen Viertelstunde verliessen wir die schmale Strasse und schlugen einen Waldweg ein, der gleich darauf ein Trampelpfad wurde und schliesslich in dichtes Untergehölz führte. Es war bereits völlig dunkel. Meine Begleiterin fragte mich flüsternd, ob dieser Mensch uns wirklich den richtigen Weg führe. Schon vorher, während des Wartens wollte sie wissen, was wir tun sollten, wenn der Mann uns plötzlich stehenliesse, mitten im Wald. Ob ich wohl den Eindruck hätte, dass er ehrlich sei?

Das war schwer zu sagen, er war mir auch etwas unheimlich wegen seiner Schweigsamkeit. Aber nun mussten wir einfach darauf vertrauen, dass er uns nicht im Stich liess.

Ich ging direkt hinter ihm. Mehrmals griff er nach meinem Arm: «Stehenbleiben, nicht rühren. Ducken Sie sich!»

Schweigend warteten wir. Ich hörte und sah nichts. Er liess kurz seine Taschenlampe aufblinken, las auf seiner Armbanduhr die Zeit ab. «Um 23 Uhr ist Wechsel, bis dahin müssen wir an der Grenze sein!»

Weiter. Wieder ducken, gespanntes Lauschen in das Dunkel hinein. Mit erstaunlicher Sicherheit bewegte sich der Mann in dem Gehölz, flüsterte: «Vorsicht, hier hängt ein tiefer Ast, Kopf runter!»

Er bog leise Gestrüpp zur Seite, damit wir folgen konnten. Ich merkte nichts von Brombeeren und Brennessein, konzentrierte mich ganz auf die dunkle Figur vor mir, hielt den Atem an, wenn

es wieder hiess «ducken!» Wie lange wir so gingen, hätten wir beide nicht sagen können. Das Gefühl für Raum und Zeit war verschwunden.

«Halten Sie sich an meiner Jacke fest», flüsterte es aus der Dunkelheit, «und geben Sie dem Mädchen die Hand!»

Der kaum sichtbare Schatten vor mir bewegte sich immer vorsichtiger. Vielleicht war es eine Stunde, vielleicht auch nur eine halbe, als er stehenblieb und uns in ein Gebüsch zog.

«So, ich muss jetzt zurück. Sie gehen hier geradeaus weiter, bis Sie an einen Bach kommen, das ist die Grenze. Den müssen Sie durchqueren und dann noch etwa dreissig Meter halbrechts, dann sehen Sie schon, wo Sie sind.»

Verirrt? Umkehren?

Bevor ich noch Fragen stellen konnte, war der Mann lautlos verschwunden. Also allein weiter, geradeaus. Aber wo war geradeaus? Wir stolperten vorwärts, gingen in die Hocke, wenn wir glaubten, ein Geräusch zu hören, und blieben ängstlich stehen, wenn ein Ast unter unseren Füßen knackte. Es war eine sehr dunkle Nacht. Dicke schwarze Wolken liessen nur gelegentlich einen schwachen Lichtschein durch, den Mond konnte man nicht sehen. Das machte die ganze Szenerie noch unheimlicher.

«Weiter links», flüsterte meine Begleiterin, «wir sind zu weit rechts abgekommen.»

Links, rechts, geradeaus – es war absolut nichts zu sehen; woran sollten wir uns orientieren? Bei jedem Schritt wurde der Fuss nur vorgeschoben, wir kamen sehr langsam voran.

«Links», flüsterte es wieder hinter mir, «mehr nach links.» Also tappten wir etwas seitwärts.

«Können Sie denn etwas sehen?», fragte ich.

«Nein, gar nichts.»

«Wo ist denn links?», fragte ich ungeduldig, «dann gehen Sie voran!»

Doch das wollte sie nicht. Ihre Stimme klang immer ängstli-

cher. War das nicht da vorne ein Geräusch? Stehenbleiben, lauschen. Es herrschte tiefe Stille.

«Soll ich allein weitergehen und zurückkommen?», fragte ich etwas gereizt.

«Nein, nein, wir müssen zusammenbleiben, ich warte nicht allein!»

Mit vorsichtig ausgestreckten Händen tappte ich weiter. Dann hörte ich ein leises Schluchzen hinter mir: «Wir haben uns verirrt!»

«Nein, wir müssen weiter, irgendwann werden wir doch den Bach finden!»

«Und wenn nicht? Wollen wir nicht lieber umkehren?»

Das war absurd. Wie sollten wir den Weg zurück finden?

Erneutes Schluchzen: «Ich habe solche Angst, wir haben uns bestimmt verirrt!»

Ich schlich blindlings vorwärts, tastete den Boden mit den Füßen, schliesslich sogar mit den Händen ab. Knackte ein Ast, so hockten wir uns hin, dicht aneinandergedrängt, und lauschten wieder.

«Wir haben uns verlaufen», flüsterte es neben mir, «wir müssen hierbleiben, bis es hell wird.»

«Damit uns die Volkspolizei findet? Oder die Russen? Nein danke, ich gehe weiter!»

Das verhaltene Weinen machte mich nervös, ängstigte und ärgerte mich zugleich. Allein wollte meine Begleiterin nicht Zurückbleiben, hockte sich aber immer öfter einfach auf den Boden: «Ich kann nicht mehr.»

«Halt», flüsterte ich, «hier ist es nass.»

Entsetzte Reaktion hinter mir: «Jetzt sind wir in einen Sumpf geraten! Wir müssen zurück! Bitte, lassen Sie uns zurückgehen!»

Wieder tastete ich den Boden ab. «Nein, hier rechts ist es fest, ich gehe mal ein paar Schritte weiter.»

Sie flehte: «Nein, nein, lassen Sie mich nicht allein hier im Wald! Ich kann nicht mehr, ich habe solch furchtbare Angst!»

Was jetzt? Ich kämpfte mit mir, man lässt doch einen Menschen nicht allein im dunklen Wald.

«Ich gehe nur ein paar Schritte, ich komme gleich zurück.»

«Nein, nein, dann komme ich lieber mit!»

Da riss die dichte Wolkendecke plötzlich auf. Im Schein des Mondlichts sah ich für einen Augenblick ein kleines Gewässer. Eine Pfütze? Oder ein Tümpel? Vielleicht wirklich ein Sumpf?

Dann erinnerte ich mich: Hier war der Bach, da mussten wir durch! Ich steckte die Hand ins Wasser, es war nicht besonders kalt, schien auch nicht tief. Der Mond erschien noch einmal, halb verdeckt von Wolken. Schuhe und Strümpfe ausziehen, schnell.

«Wie tief ist denn der Bach?», flüsterte es wieder, «wenn wir nun versinken?»

Wir stolperten durch das Wasser, stiessen uns an Steinen, fielen hin. Aber wir kamen am andern Ufer an, wenn auch mit nassen Röcken. Ein Schuh war verlorengegangen, fand sich aber rasch. Strümpfe und Schuhe wieder anziehen, weiter! Doch in welche Richtung? Lichtete sich der Wald nicht schon etwas? Und der Zaun, war hier nicht irgendwo ein Zaun? Wenn wir nun im Dunkeln gegen Stacheldraht liefen?

Unsicher und sehr vorsichtig setzten wir Fuss vor Fuss. Der Mond wollte absolut nicht wieder hervorkommen ...

Plötzlich leuchtete mir eine Taschenlampe ins Gesicht, suchte mich von oben bis unten ab, wanderte um mich herum. Ich blieb entsetzt stehen.

«Wo wollen Sie denn hin?», hörte ich dicht vor mir eine Männerstimme.

Fieberhaftes Überlegen. War es ein Volkspolizist?

So sehr ich mich auch anstrengte, ich konnte nichts sehen, kein übergehängtes Gewehr, keine Uniformknöpfe.

«Wieviel Personen sind Sie denn?», fragte die Stimme.

«Wir sind nur zwei.»

«Und wo soll es hingehen?»

«Nach Wolfsburg.»

«Und wo kommen Sie her?»

Wir gaben wahrheitsgemäss unsere Heimatorte an.

«Also kommen Sie jetzt von Oebisfelde?»

«Ja, vom Bahnhof.»

«Na, das werden wir erst mal prüfen. Kommen Sie mit!»

Schweigend folgten wir dem Unbekannten, der uns zwar im Licht der Taschenlampe betrachtet, sie aber so geschickt gehalten hatte, dass wir nichts von ihm sehen konnten. Schaftstiefel waren nicht zu erkennen. Auch nicht die Kopfbedeckung. Eine Uniformmütze? Ein Käppi, wie es die Volkspolizisten trugen?

Der Boden unter unseren Füßen wurde ebener, es schien ein Weg zu sein. Ein schwaches Licht wurde sichtbar, die Umrisse eines kleinen Gebäudes waren undeutlich wahrzunehmen, vor dem der Unbekannte stehenblieb: «So, jetzt geben Sie mal Ihre Ausweise her und warten hier!»

Schweigend holten wir unsere Ausweise heraus, übergaben sie. Der Mann sah sie kurz im Schein der Taschenlampe an. Dann verschwand er hinter einer knarrenden Holztür.

«Ob wir jetzt verhaftet sind?», flüsterte meine Begleiterin. «Mein Gott, was sollen wir jetzt machen, ohne Ausweis, wenn wir zurückgeschickt werden?»

Nach scheinbar endlosem Warten öffnete sich die Tür wieder. Noch immer konnte ich nicht erkennen, ob der Mann eine Uniform trug.

«Na, dann kommen Sie mal rein», sagte er.

Nun nahm ich allen Mut zusammen: «Wo sind wir denn hier eigentlich? Und wo ist die Grenze?»

«Die haben Sie schon hinter sich. Sie sind doch durch den Bach gekommen, oder nicht?»

«Jaja, dabei sind wir auch nass geworden.»

Immer noch war ich nicht sicher, ob wir nicht doch noch verhaftet würden oder vielleicht schon verhaftet seien.

Nun wagte meine Begleiterin die entscheidende Frage: «Kommen wir jetzt ins Gefängnis?»

«Nein», sagte der Mann, «von da kommen Sie doch gerade, oder? Hier bei uns kommen Sie nicht ins Gefängnis, wenn Sie illegal über die Grenze gehen. Aber hier drinnen sieht es nicht viel besser aus, wir haben heute viele Gäste. Es ist nur noch auf dem Boden Platz. Sie müssen sehen, ob Sie sich irgendwo dazwischen legen können. Oder wollen Sie jetzt noch in der Nacht bis Wolfsburg weiterlaufen? Das sind noch gute zwanzig Kilometer und ein Taxi kann man jetzt in der Nacht nicht rufen.»

Ein Taxi – der Schreck fuhr mir in die Glieder. Wie sollte ich das bezahlen? Meine Begleiterin wollte nach Braunschweig, sie hatte eine Telefonnummer bei sich. Man würde sie holen, meinte sie, vom nächsten Ort.

Wir blickten in das Innere der Baracke. Eine trübe Karbidlampe stand in einer Ecke. Man konnte kaum etwas sehen. Der Grenzbeamte liess wieder seine Taschenlampe über die dicht auf dem Boden liegenden Menschen wandern. Dann ging er ein paar Schritte zwischen ihnen durch, schob einen Rucksack beiseite. Der Besitzer schreckte hoch, sah verstört um sich.

«Sie müssen noch etwas zusammenrücken, wir haben Zugang bekommen!»

Der Rucksack wurde näher herangezogen, ich kauerte mich daneben auf den Boden. Meine Begleiterin erhielt ein schmales Plätzchen auf einer Bank. Der Grenzbeamte brachte uns noch ein Kissen und eine kleine, schmuddelige Decke.

«Mehr habe ich heute nicht, ich habe alles ausgegeben, was da ist. Also – gute Nacht!»

Von Schlafen war keine Rede, es war kalt, nur die Menschen hatten den Raum etwas gewärmt. Es mochten zwanzig oder auch mehr sein; das trübe Licht leuchtete nicht in die Ecken. Auf einer einfachen Pritsche lag eine Frau mit einem Kind. An der Wand stand ein doppelstöckiges Notbett, wie es in Luftschutzräumen oft

zu finden gewesen war. Es war mit Kindern besetzt. Darneben ein alter Liegestuhl mit einer Frau, die sich unruhig hin und her drehte. Vereinzelt war Schnarchen zu hören; andere stöhnten oder murmelten Unverständliches im Schlaf. Erleichterung fühlte ich nicht; diese Umgebung war wirklich wie ein Gefängnis.

Beim ersten Morgengrauen kam Bewegung in den Raum. Stimmen wurden hörbar. Ich war wohl doch eingeschlafen und sah mich benommen um. Der Raum war schon halbleer. Jemand bot mir eine Tasse schwachen aber warmen Kaffee an, ein Stück Brot hatte ich noch.

«Draussen ist eine Waschschüssel; wenn noch Wasser da ist, können Sie sich waschen.»

Immer noch nicht ganz wach verliess ich die Baracke. Unter den hohen Bäumen, in der frischen Morgenluft, kam ich allmählich zu mir. Auf zwei Baumstämmen standen zwei Waschschüsseln, aber die Kannen waren leer. Um mich herum wurden Rucksäcke geschultert, Beutel umgepackt. Alle sprachen wenig, waren mit sich selbst beschäftigt.

Einer der Grenzbeamten, in einer mir unbekanntem Uniform, kam zu mir: «Wie wollen Sie denn weiter, mit einem Taxi? In einer halben Stunde kommt eines, vielleicht ist noch ein Platz frei?»

Ich winkte ab, nein, dazu fehlte das Geld. Meine Begleiterin hatte sich inzwischen wieder zu mir gesellt. Sie sah müde aus, lächelte aber doch. «Geschieden habe ich kaum, aber ich bin ja so froh, dass wir es geschafft haben. Wie kommen wir denn nun weiter?»

Mein Optimismus war zurückgekehrt. «Vielleicht können wir mit der Bahn fahren und mit Ostgeld bezahlen?»

Wir gingen zurück in die Baracke. Der Grenzbeamte schüttelte den Kopf: «Der nächste Bahnhof ist zehn Kilometer entfernt und mit Ostgeld können Sie nicht bezahlen, Sie sind jetzt im Westen.»

Also wanderten wieder zu Fuss weiter. Der Weg wurde uns be-

schrieben, wir sollten aber unterwegs noch einmal fragen. Es gehe immer an der Bahnlinie entlang, die führe direkt nach Wolfsburg. Der nächste Ort sei Vorsfelde. Aber die Strasse mache einen Bogen und wir müssten uns dort trennen, wenn eine von uns nach Braunschweig wolle.

Als wir uns wieder auf den Weg machten, waren wir sehr viel fröhlicher als am Abend zuvor. In Gedanken erlebten wir ihn noch einmal, und meine Begleiterin bedankte sich immer wieder bei mir: «Ohne Sie hätte ich das nie geschafft! Hatten Sie denn überhaupt keine Angst?»

«Na ja, unheimlich war es mir schon in dem stockfinsternen Wald, wir hätten ja genauso gut einem Volkspolizisten oder Russen in die Arme laufen können. Wie lange mögen wir gelaufen sein?»

Sie meinte, wir seien erst nach Mitternacht in der Baracke angekommen, der Grenzbeamte hätte auf seine Uhr gesehen, sie hätte aber die Uhrzeit nicht genau erkennen können. «Wenn meine Oma das alles hört, die wird noch hinterher einen Schock kriegen!»

Wir unterhielten uns jetzt, wie es zwei Mädchen in unserem Alter entsprach – unbefangen, fast ausgelassen. Es war eigentlich schön, so in den Morgen hineinzuwandern, wenn auch die Landschaft recht eintönig war. Ein Bauer, den wir trafen, blieb freundlich stehen. Wo wir denn hin wollten?

Er beschrieb uns den weiteren Weg. Nach etwa zwei Stunden trennten wir uns an der genannten Strassenbiegung, winkten uns noch einige Male zu und dann pilgerte ich alleine weiter. Ich sollte einem Feldweg folgen. Aber den fand ich nicht. Also am besten auf den Bahnschwellen weiter. Das war ermüdend, ich starrte nur auf die Schwellen; das Sonnenlicht auf den Gleisen begann zu blenden. Als ich Wolfsburg schon sehen konnte, traf ich die ersten Arbeiter auf dem Weg zur Arbeit. Sie konnten Auskunft geben über den Weg in die Stadt, und schliesslich fand ich auch die gesuchte Strasse.

Zehn Tage wunschlos glücklich in Hamburg!

Morgens noch vor 8 Uhr stand ich vor der Wohnungstür mit dem bekannten Namen. Freudige Begrüßung! Wir hatten uns zuletzt auf der Flucht gesehen. Wie es denn ginge, wann ich aufgebrochen, wo über die Grenze gegangen sei? Bella sei auch schon da, vor einigen Tagen gekommen. Umarmungen, Erzählen.

«So, jetzt gibt es erstmal einen Kaffee, aber einen richtigen, nicht euren Muckefuck! Dann legst du dich hier auf das Sofa, ein weiteres Bett haben wir nicht. Zum Mittagessen wecken wir dich.»

Am nächsten Morgen ging es weiter nach Hamburg, per Anhalter. Da ich allein war, wurde ich bald mitgenommen, kam gut voran und hatte sogar das Glück, zuletzt einen freundlichen Pkw-Fahrer zu finden, der nach Hamburg wollte und mich bis vor die Tür meiner Bekannten brachte.

«Einen schönen Aufenthalt bei uns im Westen!», wünschte er mir, «geniessen Sie die Zeit, vielleicht können Sie sogar hierbleiben?»

Und es wurde ein schöner Aufenthalt. Zwar beengt, wie schon in Wolfsburg, mit Essen am Küchentisch und Apfelsinenkisten als Stühle für zwei der vier Kinder; aber Martins Mutter war eine der vielen tatkräftigen, unermüdlichen Flüchtlingsfrauen, die stets Rat wussten. Und Martin, der Bedächtige, hatte von seinem bescheidenen ersten Lehrlingsgeld schon gespart, um mit mir ins Theater zu gehen, denn es gab die Gründgens-Aufführung des «Faust».

Wir machten einen Spaziergang über den Jungfernstieg, durch den Hafen, rasteten auf einer Parkbank, um die mitgenommenen Butterbrote zu verzehren. Martin hatte eine Menge Vorschläge, was noch alles zu sehen sei. Schaufenster wurden kaum betrachtet, wir hatten keine Wünsche. In einem kleinen Kahn segelten wir auf der Elbe, badeten und alberten ausgelassen herum – ich

genoss jede Minute. – Keine Soldaten, keine Spruchbänder, keine Leninbilder, nicht einmal Polizei war zu sehen.

Im Theater sass ich aufgeregt auf der Stuhlkante, verfolgt fast benommen die turbulenten Szenen auf der halbdunklen Bühne; in der Schule knapp behandelt, aber nur halb verstanden. Martin strahlte zufrieden, als ich nach der Vorstellung meine Begeisterung heraussprudelte, alles noch einmal nacherleben wollte. Auch seine Familie wollte alles hören, an meiner Freude teilnehmen und plante eifrig weitere Ausflüge. Die zehn Tage vergingen wie im Flug. Endlich wieder unbeschwert jung sein, ohne die Angst vor dem Morgen, die Gespräche im Flüsterton, das Misstrauen gegenüber den Nachbarn, die ganze graue Tristesse der Ostzone!

Und dann kam der entscheidende Vorschlag: Eine Verwandte unterrichtete am Lette-Haus in West-Berlin; sie sollte gefragt werden, ob ich dort ankommen könne. Der Brief ging schon am nächsten Tag ab. Aus West-Berlin kam umgehend noch vor meiner Abreise die Antwort, ich solle mich rasch melden, die Bewerbungstermine würden in Kürze ablaufen.

Zurück nach Magdeburg und nach West-Berlin

Halb traurig, halb noch beschwingt von allem Erlebten, trat ich die Heimreise an. Wieder per Anhalter. Ein LKW-Fahrer hielt. Wohin? Magdeburg? Über die Grenze?

Kurzes Überlegen – gut, er würde mich im Laderaum verstecken. Aber wenn ich gefunden würde, werde er von nichts wissen und sagen, ich müsse heimlich während des Parkens hineinklettern sein. Sonst riskiere er die Beschlagnahme seiner ganzen Ladung. Ich versprach alles und stieg zu ihm in die Fahrerkabine. Wir unterhielten uns lebhaft. Der Mann war ein Berliner. Die Luftbrücke, Berlin während der Blockade, der Westen und Berlin, die Zustände in der SBZ, die Politik der Kommunisten – der Stoff ging uns nicht aus. Ich hatte längst vergessen, dass ich Fremden gegenüber nicht so vertrauensselig sein sollte, und erzählte von

Hamburg, vom ersten Grenzübergang, von meiner Abneigung gegen das kommunistische Regime. Ein Berliner konnte doch eigentlich nicht jemanden aus der Ostzone verraten, die Berliner wussten doch, wie es uns ging. Dann wurde er schweigsam, sah öfter in den Rückspiegel und hielt schliesslich an einem Parkplatz.

«Bleiben Sie sitzen, bis ich Sie rufe!»

Im Seitenspiegel sah ich, wie er sich an der Verschnürung der Plane zu schaffen machte. Nach einiger Zeit öffnete er die Tür an meiner Seite: «Jetzt, schnell, gehen Sie direkt am Wagen entlang, gleich nach hinten!»

Er blickte ständig die Strasse entlang, schob mich dann mit Schwung über die hintere Ladeklappe und kam selbst hinterher. Zwischen grossen Kisten hatte er bereits ein Versteck für mich hergerichtet, einen kleinen Platz mit einer Decke auf dem Boden – es sah richtig gemütlich aus.

«Hier bekommen Sie genug Luft, es ist nur ein bisschen eng.»

Der Zugang wurde wieder zugestellt, die Plane von aussen verschnürt. Leise rief er: «Alles in Ordnung?»

«Prima!», antwortete ich von innen, und der schwerbeladene Lastzug setzte sich wieder in Bewegung. Sehen konnte ich im Halbdunkel ausser den Kisten vor und über mir nichts. Nach etwa einer Viertelstunde verlangsamte mein Reisewagen seine Fahrt und blieb schliesslich stehen. Ich hörte Stimmen. Am ersten Kontrollpunkt seien Engländer, so hatte mir der Fahrer erklärt, da brauche ich keine Angst zu haben. Aber bei der nächsten Kontrolle in Marienborn müsse ich ganz still sein.

Die Plane wurde hochgehoben, Tageslicht fiel in mein Versteck. Was gesprochen wurde, konnte ich nicht verstehen, und die Zeit schien mir endlos, bis es wieder dunkel wurde. Aber jetzt kam erst der kritische Augenblick. Langsam holperte der LKW über die Strasse, hielt zum zweiten Mal, fuhr weiter, hielt erneut. Wieder Stimmen, ich erkannte das vertraute Berlinerisch des Fahrers. Vermutlich Volkspolizei. Die Plane wurde losgebunden und hochgehoben. Wenn jetzt jemand hereinkletterte ...

Aber ich hatte Glück, es ging schneller als bei der ersten Kontrolle. Dennoch, selbst als der Wagen schon wieder weiterfuhr, wagte ich nicht, auch nur einen Arm zu rühren. Nach einer Viertelstunde hielt der Laster erneut, und wieder wurde die Plane hochgehoben. Ich sass noch immer unbeweglich in meinem Versteck.

«Alles in Ordnung, Sie können herauskommen!»

Mit dem Rücken zum Wagen blickte der Fahrer die Strasse hinunter, half mir beim Herunterspringen und drängte: «Schnell, steigen Sie vorne wieder ein!»

Erleichtert besprachen wir alles. Vielleicht war es nicht das erste Mal, dass er Menschen schmuggelte, aber ich fragte ihn nicht danach. Die Berliner hielten zu uns, das wusste ich, und nach der Luftbrücke waren sie noch fester entschlossen zu helfen, wenn das in ihrer Macht stand.

Kurz vor Magdeburg erklärte mir der Fahrer, der sich hier gut auskannte: «Ich halte in der Nähe von einem Feldweg, den gehen Sie sofort hinein, nicht umdrehen! Bis zur Stadt ist es eine halbe Stunde, und dann wissen Sie ja den Weg.»

Es lief alles plangemäss ab. Er hatte wieder die Strasse beobachtet, ein oder zwei LKW vorbeigelassen, dann hielt er bei einem kleinen Gehölz. Mein Dank wurde abgewehrt: «Beeilen Sie sich, gehen Sie gleich in das Wäldchen, den Weg können Sie nicht verfehlen!»

Noch halb benommen von der Fahrt und ungläubig, dass alles so gut verlaufen sein sollte, bahnte ich mir einen Weg durch das Gebüsch, wo ich schon nach wenigen Metern den Feldweg sah. Der erste Schritt ins Freie kostete noch einmal Herzklopfen. Wenn sich hier ein Volkspolizist verborgen hatte, und mich fragte, wie ich so plötzlich hierhergekommen war, musste ich eine überzeugende Geschichte parat haben. Hatte er den LKW gesehen, so war es allerdings überflüssig, zu lügen. Aber ich war und blieb allein. Immer ruhiger ging ich den Feldweg entlang der Stadt zu und dachte wieder an Hamburg. Und an den Brief aus West-Berlin.

Einen Abhang hinauf, über eine Landstrasse; links war die Autobahnbrücke, vor mir die Strasse in die Stadt. Der sowjetische Posten vor einer Baracke an der Brücke – ob er ahnte, wo ich herkam?

Nein, er starrte gleichgültig an mir vorbei. Sowjetische Lastwagen rumpelten über das aufgerissene Pflaster; ein Polizist schlenkerte heran, ging weiter. Hier und da traf ich auf Menschen in ärmlicher Kleidung, mit verschlossenen Gesichtern, den Blick nach unten gesenkt; stets mit einem alten, meist leeren Beutel ausgerüstet. Ich kam an einem Geschäft vorbei, die Schaufenster noch halb mit Brettern zugenagelt, drei leere Gläser in der Auslage, in der Mitte ein Bild von Marschall Stalin, mit einer roten Fahne dekoriert. In dieser Umgebung wagte ich nicht, die Banane herauszuholen, die zu meinem Proviantpäckchen gehörte. Eines der Brote konnte ich vielleicht beim Gehen essen. Nur schnell abbeissen, dann den Rest wieder in die Tasche im Kleid, das könnte sonst auffallen – das Brot sah ja ganz anders aus als unser dunkelbraunes, schlecht ausgebackenes Einheitsbrot, das immer «klitschig» war. Das westliche Brot war heller, die Scheiben grösser, gut gerundet, nicht so flach wie bei uns. Eine Stunde würde ich brauchen bis zum Bahnhof – aber was machte das schon?

Ruinen, Bombentrichter, verbogene Lampenmasten, Spruchbänder – ich sah sie kaum. Am Bahnhof herrschte das vertraute Elend: Menschen, die über Gleise stolperten mit Pappkartons, geflickten Rucksäcken, verrosteten, vollbeladenen Kinderwagen, Kriegsinvaliden mit Krücken, Heimkehrer, stoppelbärtige, mager Gesichtern mit tiefen Furchen.

Eine Woche später fuhr ich nach West-Berlin, zum Lettehaus – und es klappte alles! Selbst ein Zimmer fand sich unerwartet. Noch einmal kam ich zurück, um einen Koffer mit Kleidung und Wäsche zu holen. Dann die letzte ängstliche Fahrt von Magdeburg nach Berlin, Bahnhof Friedrichstrasse. Die Reisebeschränkungen waren verschärft worden.

Schon mein dicker Koffer machte mich verdächtig. Jetzt, so kurz vor dem ersehnten Ziel, sah ich überall nur noch Gefahren. Was tun, wenn man mich aus dem Zug holte?

Das passiere immer öfter, berichteten Bekannte. Oder wenn sie mich nach dem Grund meiner Reise fragten?

Verwandtenbesuch, das war die übliche Antwort. Und die Adresse?

Wenn ich eine erfundene Adresse nannte, würden sie wahrscheinlich jemand hinschicken, um zu prüfen, ob mein Besuch angemeldet sei. Oder aber es standen nur Ruinen in der genannten Strasse. Schon der Blick aus dem Abteiffenster liess nur düstere Gedanken aufkommen. Die leeren Schotterbetten, die zerbombten Bahnhöfe, Unkraut auf den aufgerissenen Bahnsteigen, herabhängende Dächer, rostige Signale, die irgendwohin zeigten, Schutt und Bombenkrater. Fast alle Strecken waren eingeleisig, 7'000 Kilometer Schienen seien demontiert worden, meldete eine der Zeitungen, die mir Martin geschickt hatte. Es gab nur noch drei Hauptstrecken, die zweigleisig befahren werden konnten, eine davon war die Strecke Magdeburg-Helmstedt, eine zweite Berlin-Frankfurt/Oder.

Kurz vor Berlin stieg die Bahnpolizei ein. Fahrkarten und Ausweise der Reisenden wurden geprüft. Keine Beanstandungen, keine Fragen. Vielleicht wartete aber schon die nächste Kontrolle am Bahnhof Friedrichstrasse?

Beim Umsteigen in die S-Bahn erwartete ich alle Augenblicke angehalten zu werden. Jede Uniform machte mich nervös. Endlich stieg ich in den Zug nach Wannsee. Ob er wohl noch kontrolliert würde?

Verstohlen musterte ich meine Nachbarn. Niemand beachtete mich. Der Zug rollte aus dem Bahnsteig. Es war geschafft, ich war im Westen angekommen.

[Hirschberg/Saale, Thüringen;
April 1949]

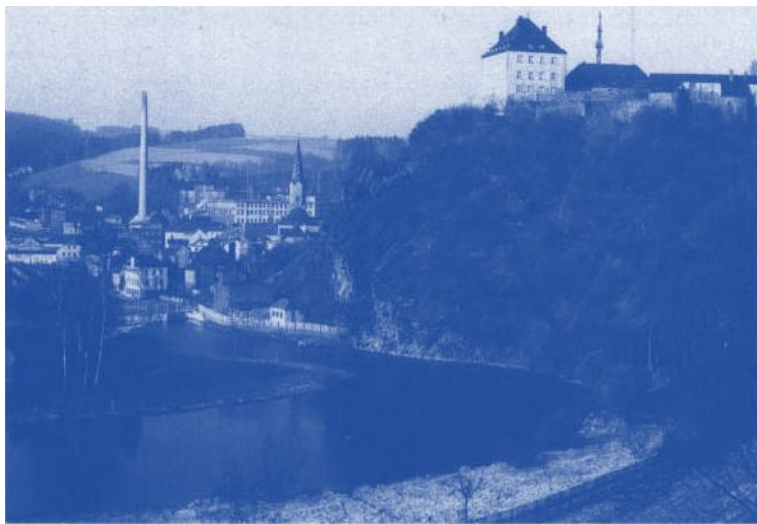
Jürgen Kaufmann

Heringe in der Saale

Still und friedlich fließt die Saale mitten in Deutschland in ihrem unverbauten Bett dahin. Nahe meiner Heimatstadt Hirschberg tritt sie aus ihrem bayerisch-oberfränkischen Ursprungsgebiet ins Thüringische über. Jean Paul hat dieses obere Saaletal und seine Landschaft sehr geliebt, oft durchwandert und viel beschrieben.

Gegenwärtig jedoch – wir schreiben April 1949 – trägt die Idylle. Bevor sie nämlich in grossen Schleifen in das thüringische Landesinnere abbiegt, birgt die Saale, genau in Flussmitte, unsichtbar und allenfalls anhand von Grenzpfählen mit hoheitszeichenähnlicher Markierung an den beiden Ufern zu erahnen, jene widersinnige Grenze, die Landschaft, Städte, Dörfer, sogar Höfe und vor allem Menschen als Folge des verlorenen Krieges in unnatürlicher Weise trennt. Hier ist es die Grenzlinie zwischen Bayern und Thüringen, zwischen amerikanischer und sowjetischer Besatzungszone und damit auch zwischen den beiden Machtblöcken, die sich in Verkennung der politischen Folgen ihrer ehemaligen Waffenbrüderschaft nunmehr zunehmend feindlich gegenüberstehen.

Diese Grenze verliert seit 1945 zunehmend an Durchlässigkeit. Sie kann an eigens ausgewiesenen Übergängen in beiden Richtungen nur noch mit schwer zu erlangenden Sondergenehmigungen passiert werden. Dies trifft derzeit in Einzelfällen auf Antragsteller beziehungsweise Grenzgänger im sogenannten kleinen Grenz-



*Auf einem Felsvorsprung hoch über meiner Heimatstadt Hirschberg an der Saale thront das Schloss. Die Aufnahme von Anfang der 1960er Jahre zeigt noch die in den 90er Jahren abgerissene Lederfabrik. Im Vordergrund sind der Grenz-
zaun und der freigeräumte Grenzstreifen zu erkennen, die sich stadtnah als
Grenzmauer fortsetzen.*

verkehr zu, die auf der jeweiligen Gegenseite Gärten, Acker oder Immobilien besitzen.

Auf bayerischer Seite wird die Grenzbewachung relativ locker praktiziert, ab und an kreuzt ein Jeep mit einigen GIs am westlichen Saaleufer auf, ansonsten patrouillieren deutsche Grenzer in der grünen Uniform der Bayerischen Grenzpolizei relativ gemütlich durch das ufernahe Gelände. Was soll's, es gibt ja auch kaum illegale Grenzgänger von West nach Ost.

Dagegen gibt es trotz der inzwischen erheblichen Risiken nach wie vor eine starke Fluchtbewegung durch unsere Saale von Ost nach West. Auf der thüringischen Seite wird die sogenannte Grenzsicherung deshalb auch wesentlich ernster genommen und gegebenenfalls auch scharf geschossen.

Wir Kinder und Jugendlichen kennen die Untiefen unserer Saale und nutzten dies, um mit einem gewissen diebischen Vergnügen das Grünfutter für unsere zur Aufbesserung des Fleisch-Etats gehaltenen Stallhasen auf den satten bayerischen Uferwiesen zu klauen. Die bayerischen Bauern wagen es nicht, uns bis unter die Augen der russischen Grenzbewacher zu verfolgen.

Indes Tragödien wie an der Berliner Mauer spielen sich auch an der Saale noch lange vor dem Mauerbau, meist anonym und unerkannt ab: Als wir wieder einmal die Saale mit einem Sack voll Hasenfutter durchqueren, schwimmen zwei Tote auf uns zu. Häufig hört man ja auch Schüsse, vor allem nachts. Trotzdem ergreift uns Panik und die bayerischen Futterwiesen sind hinfort vor uns sicher.

Die zuvor als Grenzwächter eingesetzten Rotarmisten, meist Ukrainer, mit denen wir als Kinder ein ganz spezielles und relativ gutes Auskommen hatten, sind nunmehr durch deutsche Grenzpolizisten, noch in provisorischer blauer Uniform und mit Karabinern bewaffnet, ersetzt worden. Und die verstehen – auch gegenüber uns Kindern – in Grenzangelegenheiten weitaus weniger Spass als zuvor die Rotarmisten.

Es ist der Tag vor meiner Konfirmation. Zu Hause sitzt, zusammen mit dem Besuch, die hungrige Familie. Alles wartet auf eine für uns unerreichbare Delikatesse, die es einen Steinwurf entfernt jenseits der Saale im Bayrischen schon unrationiert im freien Handel zu kaufen gibt: Heringe!

Diesseits der Saale, im künftigen Arbeiter- und Bauern-Staat, sind die Lebensmittel noch rationiert, von den auf Lebensmittelkarten streng zugeteilten Nahrungsmengen allein kann man nicht leben. «Hamstern» ist immer noch angesagt, und etwas so Köstliches wie Heringe existiert nur in unseren Wunschvorstellungen. Jedoch: Könnte man den Heringswunsch nicht mit einem kleinen illegalen Handel über die grüne Grenze Wirklichkeit werden lassen?

In dem Falle bietet sich als Partner auf der Westseite der beste Freund und frühere Arbeitskollege meines Vaters, Albert E., an. Er ist zufällig auf der bayerischen Seite zu Hause, hat aber im thüringischen Hinterland einen Bauernhof mit Äckern und Wäldern geerbt. Aus diesem Grunde darf er die Grenze mit einem Sonderpassierschein überschreiten und sogar das Holz aus seinen Thüringer Wäldern nach Bayern transportieren. Er wird dabei regelmässig und sehr intensiv «gefilzt». Analog zu unserer Sucht nach Heringen hat auch er ein Problem. Es handelt sich um ein grosses Paket mit Sohlen- und Fensterleder, das ihm gehört und das er auch im Westen gut gebrauchen kann. Leder indes steht auf dem Index, er darf es nicht legal über die Grenze nach Hause mitnehmen und hat es deswegen zunächst bei uns deponiert.

Die Konstellation, hier Leder – dort Heringe, birgt eine Übereinstimmung beiderseitiger Interessen und animiert alle Beteiligten zur Planung eines illegalen Tauschhandels über die oben beschriebene Grenze hinweg. Zeit und Ort der Tat werden genau festgelegt: Samstag vor meiner Konfirmation, 14 Uhr, nahe einer Bacheinmündung in die Saale, natürlich ausserhalb des Ortes und fester Wege, die die Grenzer zu benutzen pflegen, mit guten Deckungsmöglichkeiten durch Wald und Gebüsch. Den Westpart mit dem Heringspaket besorgt unser Freund Albert E. persönlich, für den Ostpart mit dem Leder bin ich ausersehen. Schliesslich bin ich der Älteste von uns drei Geschwistern und als Jugendlicher im Falle eines Misslingens weniger gefährdet als Vater, Mutter oder andere Erwachsene. Immerhin ist es ja auch *meine* Konfirmation; und ich kenne die Schleichwege an der grünen Grenze ebenso wie die Untiefen der Saale relativ gut.

Leder und Heringe sind in wasserabweisendem Ölpapier fest verschnürt. Das westliche Heringspaket ist mit einer festen, wenn auch dünnen langen Schnur verbunden, an deren Ende ein hand- und wurfgerechter Stein sicher befestigt ist. Um 13.55 Uhr liege ich in Deckung in einem ufernahen Gebüsch. Die Luft scheint

rein. Genau um 14 Uhr kommt Albert E. auf der Westseite aus dem Wald, überquert geschwind die Uferwiese und wirft den Stein mit der Schnur herüber an das etwa 25 Meter entfernte Ostufer. Der Stein platscht in das ufernahe Schilfgras. Ich stürze hinzu, ergreife Stein und Schnur und ziehe das an der Schnur hängende Heringspaket durch den Fluss zu mir herüber, trenne es blitzschnell ab und befestige das Lederpaket an der Schnur. Stein und Schnur werfe ich zum Westufer zurück und Albert E. zieht das Lederpaket in grosser Eile nach. Ich nehme das Heringspaket im Rucksack auf den Rücken und renne wie von Furien getetzt über eine kurze, frei einsehbare Wiesenfläche in Richtung eines mir gut bekannten bewaldeten Felsabhanges.

Plötzlich schreit jemand, den ich nicht sehe, von irgendwoher: «Halt, stehenbleiben!»

Die Stimme ist nicht sehr nahe, ich renne also weiter in Richtung der nahen Deckung. Da kracht ein Schuss, offenbar ein Warnschuss in die Luft. Beim zweiten Schuss wird es brenzlich. Da vernehme ich erstmals in meinem Leben das Sirren eines Querschlägers und sehe den Aufprall am nahen Felsen. Gleichzeitig habe ich die Deckung erreicht und die schiesswütigen deutschen Grenzer lassen offenbar von mir ab, vielleicht haben sie auch einen Rest von menschlichem Einsehen.

Ich sehe und höre jedenfalls nichts und niemand und entferne mich auf gut bekannten Schleichwegen immer weiter vom Tatort. Aus taktischen Gründen gehe ich aber nicht geradewegs nach Hause, sondern verstecke mich zwischen Holzschuppen eines benachbarten Wohnquartiers, das mir von kleineren vergleichsweise harmlosen Strassenbandenkriegen bekannt ist. Alles bleibt ruhig, niemand hat mich entdeckt.

Von einem unheimlichen Glücks- und Erfolgsgefühl erfüllt, marschiere ich nunmehr auf regulärem Wege nach Hause. Das ersehnte Heringsfestival und damit meine Konfirmation sind gerettet.

[Bettenhausen – Meiningen – Grimmenthal – Schwarza – Bettenhausen, Thüringen, damals DDR;
5. Juni 1952 / 1957]

Walter Hardt

«*Aktion Ungeziefer*»

Der 5. Juni 1952 ist unser Schicksalstag, an dem unser bisheriges Leben brutal aus der Bahn geworfen wurde. Weil unser Dorf Bettenhausen zu nahe an der Zonengrenze lag, wurden an diesem Tag vierzehn unschuldige Familien unvorbereitet und unter Verletzung aller Rechtsnormen aus ihrem Heimatort verbannt. Die DDR-Führung wollte die Grenze undurchdringlicher machen. Dazu schien es ihr erforderlich, Menschen von ihrer Scholle zu vertreiben, weil sie einer «sicheren» Grenze im Wege standen.

Der Gewaltakt lief unter dem perfiden Namen «Aktion Ungeziefer». Innerhalb weniger Stunden verloren damals Menschen alles, was sie und ihre Familien zuvor in Generationen aufgebaut hatten. Auch unsere Familie wurde damals Opfer dieser Vertreibung. Die Polizeikräfte, die die Aktion durchführten, hatten Namenslisten der Opferfamilien bei sich. In unserem Dorf muss es also Menschen gegeben haben, die als Wolf im Schafspelz andere denunziert hatten. Trotz strikter Geheimhaltung sickerte aber im Laufe der nachfolgenden Jahre durch, dass ohne die bewussten Namenslisten keine Deportation durchführbar gewesen wäre. In Orten, wo sich keine Denunzianten fanden, gab es meines Wissens auch keine gewaltsamen Aussiedlungen.

Niemals kann ich dieses Unrecht vergessen, das mich bis zum Ende meiner Tage mit Wut und Bitterkeit erfüllen wird.

Allein schon meinen Eltern zuliebe und denen, die seelisch erkrankten und vorzeitig zugrunde gingen, fühle ich mich verpflichtet, die Vorgänge von damals so sachlich wie möglich zu schildern.

Das Unglück bahnt sich an

Unser etwas abseits der Hauptstrasse gelegenes Anwesen und unser sorgloser Schlaf waren der Grund dafür, dass wir nicht gleich morgens erfuhren, was an diesem Tag auf uns zukommen sollte. Wie gewohnt begannen wir schon im Morgengrauen-unser Tagewerk. Der Morgen des 5. Juni begann mit klarem, strahlendem Wetter. Niemand von uns ahnte, wie katastrophal er enden würde. Erst als ein naher Verwandter atemlos bei uns aufkreuzte und berichtete, im Dorf sei schon seit Stunden der Teufel los, wurden wir aufmerksam. Zuerst vermochte niemand zu sagen, was wirklich passierte. Die einen behaupteten, sie hätten erfahren, das ganze Dorf solle geräumt und alle Einwohner nach Sibirien verfrachtet werden. Die anderen meinten, es würden nur grössere Gebäudekomplexe freigemacht, was im Wesentlichen dann ja auch der Fall war, um Unterbringungsmöglichkeiten für zu stationierende Grenztruppen zu schaffen. Am häufigsten war die Meinung vertreten, dass man nach bolschewistischem Vorbild mit Tscheka-Methoden die Eigentümer landwirtschaftlichen Grundbesitzes des Nachts aus dem Bett holen, sie ins Ungewisse verschleppen oder gar an die Wand stellen und sie kurzerhand enteignen würde. So sollte die angestrebte Bildung von Kolchosen im Lande vorangetrieben werden.

Jede dieser Varianten war zum damaligen Zeitpunkt für die meisten Einwohner vorstellbar. Werden auch wir zu den Betroffenen zählen?, fragten sich alle angstvoll. Kein Unbeteiligter kann ermessen, was es bedeutet, stundenlang schütz- und wehrlos solcher Ungewissheit ausgeliefert zu sein.

Wir sassen ziemlich hilflos und länger als üblich zusammen am Kaffeetisch und harreten der Dinge, die auf uns zukommen sollten.



*Mein Heimatort Bettenhausen in Thüringen auf einer alten Postkarte.
Unser Pech war, dass das Dorf zu nahe an der Zonengrenze lag.*

Offizielle Informationen hatten wir vorerst nicht bekommen. Trotz all der unaufschiebbaren Arbeiten, die zu dieser Jahreszeit auf dem Lande anstehen, kümmerte sich heute niemand darum. Wussten wir denn, ob wir nicht auf irgendeinem Papier längst enteignet und zu Bettlern gemacht waren?

Als dann nach zwei Stunden unser Verwandter zum zweiten Mal erschien und erzählte, bislang sei keiner aus dem Bekannten- und Verwandtenkreis betroffen, glaubten wir, wieder etwas aufatmen zu können. Doch schon im nächsten Moment sahen wir uns in all unseren Hoffnungen grausam getäuscht. Das Schicksal stand in Gestalt eines blutjungen Polizisten in der Tür. Das nicht gerade forsche und stramme, sondern eher niedergeschlagene und deprimiert erscheinende Auftreten des Polizisten schien uns ein Beleg dafür, dass der Befehl, auch uns eine Hiobsbotschaft zu überbringen, ihm sehr zu Herzen gegangen zu sein musste.

Sicher schien uns nun, dass sich ein Haufen willfähriger Befehlsempfänger aus Parteileitung, Landratsamt und Kasernierter Volkspolizei, wie sich die inoffizielle Armee seinerzeit nannte, in der Kreisstadt Meiningen eine Operation gegen unsere Existenz ausgedacht hatte. Offensichtlich hatten die Einsatzstäbe die «Aktion Ungeziefer» generalstabsmässig geplant und organisiert. Sie setzten Menschenwürde und Eigentumsrechte ausser Kraft.

Schon am 4. Juni 1952 geschah auf Fern- und Landstrassen unserer Gegend Ungewöhnliches. Hunderte von Fahrzeugen wurden auf offener Strasse gekapert – vom kleinsten Transporter über den mehrachsigen Fernlaster bis hin zum grossvolumigen Möbelwagen. Sie wurden beschlagnahmt und bereits am Vortag der Aktion auf dem Volkshausplatz in Meiningen zusammengezogen. Die Fahrer wurden zwangsverpflichtet, wobei ihnen zur Rechtfertigung des Auftrages Horror- und Greuelmärchen aufgetischt wurden.

So kam es, dass sich am 5. Juni zeitig morgens einem beutegierigen Lindwurm gleich eine bunt zusammengewürfelte Lastwagenkolonne bis zum Dorfeingang vorgeschoben hatte. Von einheimischen fanatischen SED-Genossen wurden die Ankömmlinge herzlich willkommen geheissen und als Dank für den zu erfüllenden «Klassenauftrag» mit Kaffee und Kuchen bewirtet, ja für ihren angeblichen «Freundschaftsdienst» sogar mit Blumen beschenkt. Vom Dorfeingang aus wurden dann, immer gewisse Zeitabstände einhaltend, die Fahrzeuge einzeln zu den festgelegten Gehöften und Anwesen dirigiert, wo sie deren Besitzer mit nur wenigen Habseligkeiten aufzuladen und wegzubringen hatten. Die Opfer wurden von nun an als Verbrecher bezeichnet, als feindliche Elemente, die das Dorfleben gefährden würden.

Diese Vorbereitungen dauerten natürlich Zeit und verliefen nicht unbemerkt. Das also war die Erklärung dafür, dass die Ak-

tion so unterschiedliche bewertet wurde. Niemand im Dorf war wirklich informiert, die Konfusion war Teil der Gesamtplanung.

Hausräumung und Deportation

Und nun traf es auch unsere Familie – meine Eltern, meine Frau und unser sechs Monate altes Baby. Innerhalb von zwei Stunden, so hatte uns der junge Polizist gesagt, hätten wir uns marschbereit zu halten. Ausserdem habe er den Befehl, den jeweiligen Haushaltsvorstand mit sämtlichen Ausweispapieren zum Bürgermeisteramt zu bringen. Da mein Vater an jenem Tag einen Termin ausserhalb wahrzunehmen hatte und somit nicht anwesend war, musste ich dessen Rolle übernehmen. Jede weitere Auskunft oder Erklärung verweigernd, wurde ich mit der Pistole im Rücken wie ein Schwerverbrecher abgeführt. Verständlich, dass ich im Bürgermeisteramt tausend dringliche Fragen hatte, aber nicht eine wurde beantwortet.

Es habe schon alles seine Richtigkeit, wurde mir über die Schulter hingeworfen, im Zuge einer vorübergehenden Grenzsicherungsmassnahme sei die Aktion erforderlich. Auch meine Bitte, uns dann doch wenigstens gleich nach Schwarza, dem Geburtsort meiner Frau, fahren zu lassen, wurde zynisch als absurd bezeichnet und als völlig unmöglich mit der Begründung abgelehnt, dass diese Entscheidung ausschliesslich in die Kompetenz des zuständigen Einsatzstabes falle. Vorerst aber müssten wir, und daran würde kein Weg vorbeiführen, zum Sammelpunkt Grimmenthal, wo sich dann eventuell die Möglichkeit ergeben könnte, mein Anliegen nochmals vorzubringen.

Jedes weitere Wort von mir war vergeudet. So stand ich, schweissnass, benommen und ohne überhaupt zu registrieren, was um mich herum vor sich ging, mit klopfendem Herzen erneut auf der Strasse. Ständig den bohrenden Gedanken im Hinterkopf, zum allerletzten Mal nach Hause gehen zu können, brachte ich den Rückweg rein mechanisch hinter mich.



Auf dieser alten Ansicht ist das Wohnhaus unseres Bauernhofes in Bettenhausen zu sehen.

Als ich unser Anwesen betrat, wimmelte es hier von wildfremden Leuten, die – sozusagen als Handlanger der Partei – die Drecksarbeit zu machen hatten. Während sie unseren Hausrat nach draussen schafften, gingen sie bei uns ein und aus, als wären sie die Besitzer. Auf einen vor der Haustür stehenden Kleinlaster, dessen Ladefläche mit Küchenschrank, Sofa und Kinderwagen bereits zur Hälfte belegt war, warfen sie acht-und wahllos Einrichtungsgegenstände, Federbetten, Möbelteile und Kleidungsstücke wie Kraut und Rüben durcheinander, als sollte alles auf die nächste Müllhalde gekippt werden. Da dieses Fahrzeug viel zu klein war, um auch nur das Allernotwendigste unserer zwei Haushalte zu transportieren, stoppte ich auf der Stelle das weitere Aufladen und verlangte zumindest eine angemessene Transportmöglichkeit. Um das auch durchzusetzen, blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Absatz kehrt und den Weg zum Bürgermeisteramt gleich noch einmal zu machen. Zu meinem Erstaunen wurde dort

meiner Forderung ohne Einwände entsprochen und für uns ein geräumiger Möbelwagen, allerdings mit offenem Anhänger, zur Verfügung gestellt. Wie wir später erfuhren, waren die Fahrer dieses Wagens, der zum Fuhrpark einer Transportfirma aus Nora bei Weimar gehörte, auf ihrer Rückfahrt von Hamburg auf der Autobahn gestoppt worden. Ohne Rücksicht darauf, dass die Männer bereits drei Tage und Nächte unterwegs waren, wurden sie zu diesem Einsatz zwangsverpflichtet.

Wegen des Fahrzeugwechsels war einige Zeit vergangen, und so wurden wir beim erneuten Aufladen ständig zur Eile angetrieben. Mittlerweile waren ausser meinem Vater auch hilfreiche Verwandte und Bekannte eingetroffen, so dass alles nun in etwas geordneteren Bahnen verlief. Doch auch dabei gab es neue Schikanen. Eine «Erfassungskommission» erschien auf unserem Hof, die uns jegliche Verfügungsgewalt über unser Eigentum auf der Stelle entzog. Anmassend wurde uns mitgeteilt, alles, was zur Weiterführung des landwirtschaftlichen Betriebes erforderlich sei, hätte unangetastet an Ort und Stelle zu bleiben. Es fand also in Wahrheit auch eine Enteignung statt, die man ebensogut als staatlich organisierten Diebstahl bezeichnen kann.

Der überwiegende Teil unseres Mobiliars war schon auf dem Wagen verstaut, als eine neue Parole bekannt wurde, die unsere gesamte bisherige Räumarbeit wieder zunichte machte. Plötzlich hiess es, was innerhalb der nächsten sechs Wochen nicht unbedingt benötigt werde, könne dableiben. Diese Gegenstände sollten in einem verschlossenen und amtlich versiegelten Raum abgestellt werden. Damit wurden wir nun völlig verwirrt und ein noch grösseres Chaos entfacht. Im Vertrauen auf diese Ankündigung, die uns ja glauben machte, spätestens nach Ablauf der genannten Frist wieder zu Hause zu sein, wurde nun konfus teilweise weiter aufgeladen und andererseits gleich wieder abgeladen. Vollkommen ausgeschlossen also, in diesem ständigen Hin und Her, Raus

und wieder Rein auch nur die geringste Übersicht zu behalten. Niemand vermochte auf Anhieb mehr zu sagen, was auf dem Wagen oder im Haus geblieben war. Etliches wurde uns auch am helllichten Tag gestohlen, während wir noch kopflos zu packen versuchten. Ich kann jederzeit beschwören, dass sich die sogenannten Einsatzkräfte im allgemeinen Durcheinander unverfroren etliches unter den Nagel rissen.

Die Tür des besagten Raumes wurde zwar ordnungsgemäss verschlossen, meinem Vater der Schlüssel ausgehändigt sowie in seinem Beisein mit amtlichem Siegel versehen, womit normalerweise jeder Zutritt Unbefugter ausgeschlossen gewesen wäre. Doch später erlebten wir die bittere Enttäuschung, dass keiner von uns in der angegebenen Frist zurückkehren konnte.

Sammeltransport nach Grimmenthal

Schon jetzt, an diesem verhängnisvollen Junitag, war uns jedes Recht eines Einspruchs verwehrt. Wir mussten alles über uns ergehen lassen und hatten vollkommen wehrlos allen Anordnungen, Forderungen und Befehlen zu gehorchen. Als der unvermeidbare Moment des Abschieds gekommen war, sassen wir unter bitteren Tränen kaum zwischen unserem Hausrat auf der Ladefläche, als das Auto anfuhr, von herzerreissendem Schluchzen begleitet. Dass uns unser zurückgelassenes Eigentum ab sofort nichts mehr anging, bestätigte allein schon die Tatsache, dass wir das Haus sperrangelweit offen und somit für jedermann zugänglich verlassen mussten.

Am Dorfausgang war zunächst ein Halt angesagt, angeblich wegen noch zu erledigender Formalitäten. In Wahrheit aber wurde noch auf weitere Fahrzeuge gewartet, die in unserem Konvoi mitfahren sollten. Schutzlos waren wir nun in der Mittagszeit mehr als anderthalb Stunden der prallen Junisonne ausgesetzt. Währenddessen waren wir von bewaffneten Posten umstellt, wurden bewacht und keine Sekunde aus den Augen gelassen. Dabei

hatten wir unser erst halbjähriges Baby im Kinderwagen, das der Backofenhitze des Tages schutzlos ausgeliefert war. Keiner fragte danach. Von Schweiss am ganzen Körper nass, fiel ein scharfer Zugwind über uns her, als endlich das Zeichen zum allerletzten Winken und zum endgültigen Abtransport gegeben wurde.

Der als Einsatzort bezeichnete Verladebahnhof Grimmenthal war die erste Sammelstelle, an der alle Transporte aus den umliegenden Orten des Grenzgebietes – oder sagen wir besser des «Sperrzonenbereiches» – zusammenliefen. Schon auf den ersten Blick erkannten wir bei unserer Ankunft, dass auch hier das gesamte Gelände von zahlreichen bewaffneten Kräften abgesperrt war. Auf engstem Raum drängelten sich ankommende und abfahrende Laster. Sie hinterliessen ein chaotisches Durcheinander von herumstehenden Möbeln und umherliegenden Haushaltsgegenständen, als hätte eben eine verheerende Naturkatastrophe stattgefunden. Die Fahrer waren angewiesen worden, ihre Fracht sofort auf dem Bahnsteig zu entladen, damit ihr Transportraum schnellstmöglich für weitere Einsätze zur Verfügung stehen konnte.

Am Beispiel eines Fuhrunternehmers aus unserem Dorf sei geschildert, wie rücksichtslos bei dieser Aktion verfahren wurde. Auch unser Dorfnachbar wurde mit seinem Fahrzeug zwangsverpflichtet, allerdings in einer anderen Gemeinde eingesetzt. In Grimmenthal hatte er kaum abgeladen, als er den Auftrag erhielt, zurückzufahren, und nun seinerseits seine eigenen Siebensachen zusammenzupacken und ebenfalls zum Sammelpunkt zu bringen. Genauso wie alle anderen besitz- und heimatlos gemacht, musste auch er das wenige ihm verbliebene Hab und Gut in einen stinkenden Viehwaggon zum Weitertransport verstauen. Die Schlüssel zu seinem Fahrzeug musste er danach auf der Stelle abgeben. Das Fahrzeug war damit auf Nimmerwiedersehen requiriert. Wieder gab es eine private Existenz weniger und zugleich für den «VEB Kraftverkehr» ein Fahrzeug mehr, dessen Fuhrpark auf diese Weise erweitert wurde.

Als gegen Abend immer weniger Neuzugänge am Bahnhof ankamen, beruhigte sich die ganze Szene etwas. Die bislang alles übertönenden Motorengeräusche waren nur noch vereinzelt zu hören. Nun folgte für uns ein zermürendes Warten. Stunde um Stunde verging, ohne dass etwas geschah. Der letzte Eisenbahnwaggon war beladen, der Bahnsteig jedoch war immer noch voller Möbel und Kisten. Es wurde allmählich zehn Uhr abends, und wir standen noch immer, so wie wir angekommen waren, und warteten ohne jegliche Information.

Nachdem die Sonne am Horizont verschwunden war, wurde es auf dem zugigen Bahnsteig empfindlich kühler, zumal alle wärmenden Kleidungsstücke in irgendwelchen Behältnissen verstaut waren. Mit dieser Situation hatte niemand gerechnet. Inzwischen machte sich bei den meisten auch Hunger bemerkbar. Besonders die kleineren Kinder, an feststehende Mahlzeiten gewöhnt, wurden aus Hunger, Müdigkeit und der zunehmenden Kühle unruhig und fingen immer lauter an zu weinen. Auch unser Baby verlangte immer drängender nach der gewohnten Flasche. Die war zwar vorsorglich eingepackt worden, doch in der Zwischenzeit längst abgekühlt. Daraus ergab sich für mich erneut eine Suche nach Unterstützung. Doch wo ich auch vorsprach, stiess ich auf taube Ohren, wurde abgewiesen oder sogar beschimpft und davongejagt. Mühselig versuchten wir nach diesem Misserfolg, die Milch mit zwei Feuerzeugen etwas zu erwärmen.

In all dem Unglück hatte unsere Familie einen kleinen Vorteil, denn unsere Sachen mussten wir nicht vom LKW laden und auf dem Bahnsteig abstellen oder in einen Waggon laden. Lag es an fehlender Transportkapazität der Bahn?

Ich weiss es bis heute nicht, halte es aber auch für denkbar, dass wir es dem persönlich sehr gut bekannten Einsatzleiter zu verdanken hatten, der alle Fäden in der Hand hatte. Er bestimmte letztlich, dass wir später mit unserem Transporter weiterfahren durften. So blieb uns das an diesem Tag übliche mehrmalige

Auf- und Abladen erspart. Doch wir standen, wie alle anderen auch, inzwischen fast fünf Stunden nach unserer Ankunft mit unserem beladenen Fahrzeug noch immer auf dem Bahnhofsgelände und wussten nicht, wann und wie es weitergehen würde. Die umherstreifenden Bewacher waren offenbar angewiesen, mit uns keinerlei Kontakt zu halten. Zudem waren sie offenbar in den geplanten Ablauf der Aktion nicht eingeweiht und folglich nicht schlauer als wir. Auch der von meinem Vater noch einmal unternommene Versuch, zu unseren Schwiegereltern nach Schwarzza fahren zu dürfen, misslang erneut. Seine Bitte wurde unter Berufung auf angebliche Anweisungen von oben erneut abgelehnt.

Unerwartete Hilfe

Etwa gegen Mitternacht durften wir uns endlich in Bewegung setzen. Die Parole lautete «in Richtung Thüringer Wald». Erst später stellte sich heraus, dass auch das uns auferlegte stundenlange Warten auf dem Bahnhofsgelände Teil des ausgeklügelten Gesamtplanes war. Damit die Aktion kein zu grosses Aufsehen in der Öffentlichkeit erregen und in breiten Kreisen bekannt werden konnte, sollten alle Strassentransporte in den ruhigen Nachtstunden stattfinden.

Für die beiden Fahrer unserer traurigen Fuhre aber muss ich eine Lanze brechen. Ihrem Gewissen folgend, gingen sie das Risiko ein, sich eines Vergehens schuldig und damit strafbar gemacht zu haben. Sie verliessen schon in der Ortschaft Rohr eigenmächtig die vorgeschriebene Fahrtroute und wählten uns zuliebe einen anderen Weg. So konnten wir doch noch Schwarzza und dort das Elternhaus meiner Frau ansteuern. Dass ihnen diese Hilfe für einen «Staatsfeind», wie man uns nun titulierte, hätte zum Verhängnis werden können, ist klar. Nichts davon durfte also bekannt werden. Das versprochen wir den beiden ehrlichen Gesellen hoch und heilig. Um ohne bewaffnete Aufpasser fahren zu dür-

fen, hatten sie sich selber verbürgen müssen, die ihnen Einvertraute Menschen und den Hausrat ordnungsgemäss am Zielort abzuliefern. Doch entgegen des ihnen erteilten Auftrags, unsere Bewacher zu spielen, zogen es Fahrer und Beifahrer vor, die von uns so sehr gewünschte Richtung einzuschlagen. Nicht genug damit, sie legten auch noch eine Pause ein, um mit uns in Ruhe zu essen und sich selbst anschliessend ein Nickerchen zu gönnen.

Sehr verlockend war da der Gedanke, die gute Gelegenheit zu nutzen. Ohne Zweifel wäre es für meine Frau und mich möglich gewesen, die wertvolleren Sachen bei den Schwiegereltern abzuladen und uns selber in Richtung Westen zu verdrücken. Doch was wäre aus unserer schutzlos zurückgelassenen kleinen Tochter geworden, die wir auf unserer Flucht weder mitnehmen konnten noch irgendwelchen Strapazen aussetzen wollten?

Und was würde dann wohl mit den ohnehin leidgeprüften und um die Früchte ihres ganzen Lebens gebrachten Eltern geschehen, die noch immer gutgläubig genug waren, die ausgestreuten Parolen für bare Münze zu halten?

Sie hofften noch immer, innerhalb der in Aussicht gestellten sechs Wochen – nach der «vorübergehenden Grenzsicherungs-massnahme» – wieder zu Hause in Bettenhausen sein zu können. Um keinen Preis der Welt waren sie zu bewegen, im Osten einen Schlusstrich zu ziehen und auf der anderen Seite der Grenze noch einmal neu anzufangen. In jenen Jahren war es noch relativ einfach, die grüne Grenze zu überwinden. Abertausende Bürger haben in dieser Zeit alles stehen- und liegengelassen und sind aus der DDR geflüchtet. Wir konnten es mit Rücksicht auf liebe Menschen – die Tochter, die Eltern und nicht zuletzt die hilfreichen Fahrer – nicht tun.

Wieder in Bettenhausen

Die Eltern meiner Frau nahmen uns letztlich alle in ihrem Haus in Schwarza auf. Das war in allem Unglück ein grosses Glück für uns. Meine Frau half ihren Eltern in der Landwirtschaft; ich fand



Das Foto links zeigt unser Wohnbaus in Bettenhausen heute.

Arbeit im VEB Sitzmöbel in Schwarza. Nach fünfjähriger Abwesenheit und damit verbundenem zermürbenden Kampf haben es meine Eltern und meine Familie geschafft, 1957 wieder nach Bettenhausen zurückkehren zu können. Das gelang uns, weil wir in all den Jahren stets und ständig unser Eigentumsrecht geltend gemacht und selbst in der schwierigsten Situation aufrechterhalten hatten. Trotz knapper finanzieller Mittel hatten wir nicht einen einzigen Pfennig der uns mehrmals überwiesenen angeblichen Kaufsumme angefasst, sondern immer wieder postwendend an den Absender zurückgehen lassen. Unsere Begründung war stets gleich: «Uns ist von einem freiwilligen und damit rechtlichen Verkauf unseres Anwesens nichts bekannt und wir fühlten uns deshalb nicht berechtigt, irgendeine «Entschädigung» anzunehmen.»

Doch ein weiterer Vorgang war vermutlich noch schwerwiegender und letztlich ausschlaggebend. Alle untergeordneten Behör-

den und Instanzen überspringend, hatten mein Vater und ich 1956 um eine Vorsprache in der Volkskammer in Berlin nachgesucht. Die war uns gewährt worden. Vom damaligen Präsidenten Dr. Johannes Dieckmann empfangen, hatten wir in einer längeren Unterhaltung unser Problem vorgetragen und die Zusicherung erhalten, er wolle sich persönlich unserer Angelegenheit annehmen. Hoffnungsvoll stimmte uns seine Bemerkung, eine verlustlose Rückführung unseres Eigentums sei so gut wie sicher, wenn irgendwelche Unstimmigkeiten nachzuweisen seien.

Dieckmann hat Wort gehalten – ein Jahr später nahmen wir unser Anwesen in Bettenhausen wieder in Besitz. War das etwa nicht ein hundertprozentiges Eingeständnis des uns zugefügten Unrechts?



Zum Familienfoto haben sieb unsere beiden Töchter, die Schwiegersöhne, Enkelinnen plus Anhang anlässlich unserer Goldenen Hochzeit 2001 aufgestellt.

Anmerkung:

«Aktion Ungeziefer» war ein Tarnname für eine von der DDR durchgeführte Zwangsumsiedlungsaktion zur Sicherung der 1952 durchgeführten Verstärkung der Grenzanlagen der DDR zum Westen hin. In deren Verlauf wurden 1952 von der Staatsführung als «politisch unzuverlässig» eingeschätzte Bürger mit ihren Familien zwangsweise von der innerdeutschen Grenze in das Landesinnere umgesiedelt. Grundlage und Auslöser dieser Aktion war die am 26. Mai 1952 beschlossene «Verordnung über Massnahmen an der Demarkationslinie zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und den westlichen Besatzungszonen Deutschlands» (GBl. der DDR Nr. 65 vom 27. Mai 1952, S. 405).

Die Einschätzung der «politischen Unzuverlässigkeit» erfolgte oft willkürlich, zum Teil auch durch Denunziationen von Nachbarn. So kam es, dass von der Zwangsumsiedlung Bürger mit Westkontakten, Kirchgänger, ehemalige Angehörige der NSDAP und ihrer Gliederungen, aber auch Bauern, die ihr Ablieferungsoll an den Staat nicht erfüllten und Menschen, die sich in irgendeiner Form negativ über den Staat geäußert hatten, erfasst wurden. Vereinzelt stellten sich dieser Zwangsmassnahme ganze Dörfer entgegen, so dass die Umsiedlung mancherorts nur unter Einsatz von Verstärkungskräften und um einige Tage verzögert stattfinden konnte. Für Aufsehen sorgte die gemeinsame Flucht von 53 bzw. 34 Menschen aus Böseckendorf und Billmuthausen (beide in Thüringen) im Oktober 1961 bzw. Juni 1952.

All diese Dörfer lagen in der sogenannten Sperrzone. Die Gesamtfläche dieses fünf Kilometer breiten Sperrgebietes entlang der 394 km langen Grenze betraf über 3.000 Quadratkilometer, das waren ca. 2,8 Prozent des Gebietes der DDR, mehr als die Fläche des Grossherzogtums Luxemburg.

Weitere Details und Literatur dazu unter wikipedia.de und www.grenzerinnerungen.de

[Brandenburg/Havel, damals DDR – Berlin – Travemünde – Uelzen
– Blankensee bei Lübeck;
1953 – 1956]

Ingrid Hagenbücher

Was wollt ihr Flüchtlingspack hier?

17. Juni 1953. Acht Jahre war ich damals und ging in die zweite Klasse der Johann-Ziegler-Schule in Brandenburg. An diesem Tag fuhr ich wie immer mit der Strassenbahn zur Schule. Zehn Pfennige kostete die Fahrt. Auf dem Rücken den Schulranzen, in der Hand einen Henkelmann für die Schulspeisung, an der ich in dieser Woche teilnehmen durfte. Normalerweise war die Schulspeisung nur für Kinder gedacht, die zu den Jungen Pionieren gehörten. Meine Eltern erlaubten mir jedoch nicht, dieser Vereinigung beizutreten, sie verboten es mir, ohne jede Begründung. Ich verstand das damals nicht. Die Jungen Pioniere hatten eine hübsche Uniform mit Halstuch, ich sehnte mich danach, genauso wie sie gekleidet zu sein. Ausserdem unternahmen sie viel, wir wenigen in der Klasse, die nicht dabei waren, fühlten uns ausgeschlossen.

Der Unterricht begann wie immer pünktlich. Die zweite Stunde hatte gerade angefangen, als wir plötzlich Geräusche vom Schulhof her hörten. Wir wurden alle unruhig. Die Lehrerin versuchte, uns auf unseren Plätzen zu halten. Dann drang der Lärm immer näher. Die Klassenzimmertür wurde aufgerissen und mehrere Erwachsene stürmten herein. Wir sassen wie versteinert, mit offenen Mündern. Die Männer stiessen unsere Lehrerin beiseite, zerbrachen den Zeigestock, der auf dem Pult lag. Wir waren fassungslos.



*Meine Einschulung
im Herbst 1951 in
Brandenburg/Ha-
vel.*

Es kam noch schlimmer. Sie rissen die Bilder von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl von den Wänden des Klassenzimmers, zerbrachen sie, so dass die Scherben umherflogen. Dabei schrien sie: «Nieder mit den Verbrechern!»

Wir wussten nicht, was wir tun sollten. Unsere Lehrerin zitterte. Ich brach in Tränen aus, andere Kinder saßen ebenfalls da und schluchzten vor sich hin. Unsere Idole waren von diesen Randalierern zerstört worden, ein Sakrileg. Wilhelm Pieck und Otto Grote-

wohl waren uns immer als die Wohltäter des Volkes hingestellt worden. Für mich war es fast so, als hätte man Gott von seinem Thron heruntergeholt. Unsere Familie ging nämlich dann und wann heimlich in die Kirche, nur publik durfte das nie werden.

Die Eindringlinge schickten alle Kinder aus der Schule auf den Heimweg. Einigen Kindern gaben sie sogar Geld für die Strassenbahn, damit sie schneller nach Hause kämen. Tränenüberströmt und schluchzend verliessen wir das Schulgebäude. Daheim angekommen, weinte ich immer noch und stammelte: «Der arme Pieck, der arme Grotewohl...»

Meine Mutter konnte mich kaum beruhigen.

In den letzten Wochen waren einige Gegenstände aus unserer Wohnung verschwunden, doch damals fiel mir das nicht besonders auf. Das Kinderzimmer von meinem Bruder und mir war noch vollständig, nur das zählte für uns. Anfang Juli, die Sommerferien hatten begonnen, da sagte meine Mutter zu uns: «Wir machen heute eine Fahrt mit dem Zug.»

«Wohin?» wollte ich sofort wissen und erfuhr: «Das wird eine Überraschung.»

Ich wollte meinen Hund Bobby mitnehmen, meine Puppe und andere Spielsachen. Auch mein Bruder hatte einige Wünsche, was er brauchte. Wir bekamen aber lediglich jeder einen kleinen Koffer. Wir wussten nicht einmal, was er enthielt. Wir verstanden gar nichts mehr.

Von der Zugfahrt, die nach Berlin führte, ist mir nicht mehr viel in Erinnerung geblieben. Wir sassen mit meiner Mutter in einem Abteil in die Ecke gedrückt, meine Mutter zitterte. Der Schaffner kam, kontrollierte die Fahrkarten und auch den Ausweis. Mein Bruder und ich kümmerten uns nicht darum. In Berlin mussten wir umsteigen, die Fahrt ging noch stundenlang weiter, mehrmals wechselten wir den Zug. Endlich waren wir am Zielort, in Travemünde. Dort wohnte eine Grosstante meines Vaters, die uns erst einmal aufnahm.

Meinen Vater sah ich erst Wochen später wieder. Wie ich sehr viel später erfuhr, war er noch in Brandenburg geblieben, beziehungsweise zu einer Lehrerkonferenz gefahren, um keinen Verdacht zu erregen und uns die Flucht zu ermöglichen. Seit Monaten hatten ihn die Russen immer wieder zu Verhören abgeholt. Da er Russischlehrer am Gymnasium war und nicht Mitglied in der SED, wäre er ein geeigneter Spitzel für die Russen gewesen. Es war ihm jedoch gelungen, ihnen immer wieder «davon zu kommen».

Schliesslich erhielt er von guten Freunden den Hinweis, man plane seine Verhaftung. Der eigentliche Fluchttag für unsere Familie wäre der 17. Juni 1953*) gewesen. Durch den Aufstand waren jedoch alle Fluchtwege versperrt. Meine Eltern mussten umdisponieren. Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, verliess meine Mutter mit uns Kindern zuerst die DDR, offiziell, um einen Urlaub bei Verwandten in Travemünde zu verbringen.

Nach der Lehrerkonferenz fuhr auch mein Vater nach Berlin. Er musste dort ungefähr sechs Wochen in einem Flüchtlingslager verbringen. Erst als er von Schülern und Lehrerkollegen**) Beweise erhielt, die bestätigten, dass er kein Mitglied der SED gewesen war und aus diesem und politischen Gründen gefährdet, wurde er als politischer Flüchtling anerkannt. Er folgte uns dann nach Travemünde. Das Haus der Grosstante dort war sehr klein und alt. Mein Vater baute unter dem Dach ein Zimmerchen für unsere Familie aus. Er versuchte, in seinem Beruf als Lehrer wieder Fuss zu fassen. Das ging nicht so ohne Weiteres. Er hätte dazu noch einmal studieren müssen, es bestünde die Gefahr, teilte man ihm mit, dass

*) Um 13.00 Uhr wurde durch «Befehl des Militärkommandanten des sowjetischen Sektors von Berlin» in 167 von 217 Stadt- und Landkreisen der Ausnahmezustand verhängt (bis 11. Juli 1953).

**) Ein Jahr später flohen die Schülerinnen und Schüler der gesamten Abiturklasse meines Vaters nach und nach ebenfalls in den Westen.

er den westlichen Schülern sozialistisches Gedankengut näherbringen könnte.

Einige Zeit später mussten meine Mutter und ich nach Uelzen in ein Flüchtlingslager. Zum Zwecke der Familienzusammenführung, hiess es, da mein Vater erst später die DDR verlassen habe. Mein Bruder blieb zurück, er lag mit einer schweren Lungenentzündung im Krankenhaus. In Uelzen wurden wir in eine Baracke mit ungefähr zwanzig Schlafstellen, Hochbetten, eingewiesen. Es war kalt und regnerisch, die Baracken ungeheizt. Die Decken, die unbezogen auf den Betten lagen, reichten nicht aus, wir froren erbärmlich. Am ersten Tag wurden wir «entlaust.» Ich erinnere mich, wie der Lagerarzt eine Art Düse in meinen Nacken setzte und ein stinkendes weisses Pulver unter meinen Pullover spritzte. Ich heulte wie ein Schlosshund. Warum sollten wir Läuse haben?

Meine Mutter setzte alle Hebel in Bewegung, um wieder aus dem Lager herauszukommen. Einige Flüchtlinge hatten erzählt, sie seien schon mehr als ein Jahr dort und wüssten nicht, wie lange es noch dauern würde. Meine Mutter aber schaffte es irgendwie, nach einer Woche durften wir Uelzen wieder verlassen.

Zurück in Travemünde erfuhren wir, dass wir uns in das Lager Blankensee bei Lübeck zu begeben hätten, das nun vorübergehend unsere «Heimat» werden sollte. Wir wurden in ein Zimmer mit Doppelstockbetten eingewiesen, in dem bereits zwei weitere Familien wohnten. Der damalige Lagerleiter machte sich ein Vergnügen daraus, die «Bettelflüchtlinge» in den Zimmern so zusammenzulegen, dass die Bewohner sich untereinander ganz bestimmt nicht vertragen würden. Nur junge, alleinstehende Mädchen hatten bei ihm einen Stein im Brett. Er muss sich einiges geleistet haben, jedenfalls hörte man später, dass er ins Gefängnis gewandert sei.

Im Lager gab es auch eine Lagerschule. Einer der dort zuständigen Lehrer, Herr Pfeiffer, gab sich alle Mühe, uns Lagerkindern etwas beizubringen. Durch das ständige Kommen und Gehen war das allerdings schwierig. Wir machten im Grunde genommen immer das gleiche. Rechenaufgaben, Diktate, Bilder malen. Heimatkunde gab es nicht, das sollte mir später in einer «richtigen» Schule zu einer glatten Note 6 verhelfen. Aber so weit waren wir noch nicht.

Das Essen im Lager war scheusslich. Es gab grosse Tonnen, die überall in den Häusern aufgestellt waren, um die Essensreste aufzunehmen. Oft waren diese Tonnen so voll, dass sie überschwappten und stanken.

Zum Duschen oder Waschen gab es grosse Gemeinschaftsräume. Ständig stritten sich die Familien, wer wann diese Räume benutzen dürfe. Wir Kinder machten uns einen Spass daraus, auf dem nackten Hintern über den immer glitschigen Boden Wetrutschen zu veranstalten. Auch sonst trieben wir allerlei Spiele, unter anderem Spickerwerfen. Mein Bruder hatte das Pech, einen Spicker direkt neben die Schläfenader in den Kopf zu bekommen. Er musste sofort ins Krankenhaus. In dieser Hinsicht war er schon immer ein kleiner Unglücksrabe gewesen, er hatte das Pech, sich ständig zu verletzen oder verletzt zu werden. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, selbst bei den wildesten Spielen mitzumachen.

Der Lagerleiter von Blankensee war der Alleinherrscher dieses Reiches, jedenfalls kam es uns so vor. Wann immer Sendungen mit Kleidern für uns Flüchtlinge eintrafen, suchte er zuerst für seine Familie die besten Stücke aus. Einmal gab er mir eine Bluse, mir gefiel sie eigentlich ganz gut, sie war weiss und mit roten Verzierungen bestickt, jedoch war der untere Teil mit einem andersfarbigen Stoff angeflickt worden. Als ich sie deshalb zurückwies, schrie er mich an: «Was wollt ihr Flüchtlingspack überhaupt hier? Geht doch dahin, wo ihr hergekommen seid!»

Ich war verwirrt, allerdings sollten wir in den nächsten Jahren

noch mehr Erfahrungen dieser Art machen. Flüchtlinge waren damals genauso unbeliebt wie heute oft Asylanten.

Als ich an Röteln erkrankte, kam ich in das Lagerkrankenhaus unter Quarantäne. Das Essen dort war viel besser als im Lager selbst. Wir Kinder erhielten sogar jeden Tag etwas Obst, einen Apfelschnitzel oder zwei, drei Apfelsinenstückchen. Wir wussten damals nicht, dass jedem Kind pro Tag ein Apfel und eine Apfelsine zugestanden hätten, jedoch konnte das Personal dieses Obst ebenfalls gut gebrauchen. Viel Geld hatten die Angestellten nämlich auch nicht.

Eines Tages reiste eine neue Familie an, mit einem uralten Auto. Da wir selten ein Auto zu Gesicht bekamen, umringten natürlich alle das altertümliche Gefährt. Der Mann am Steuer stieg zuerst aus, grüsste in die Runde und stellte sich mit den Worten vor: «Ich bin der Vater.»

Die Frau folgte mit mehreren Kindern, und wir alle erwarteten, dass sie sich mit den Worten: «Ich bin die Mutter» vorstellen würde. Sie sagte jedoch: «Guten Tag, ich bin die Frau Vater.»

Wir waren perplex.

Die Kinder lachten uns aus und riefen: «Wir heissen mit Familiennamen Vater.»

Alles lachte. Wir schlossen Freundschaft mit ihnen und durften auch einmal im Auto mitfahren. Ausserdem machten wir Ausflüge. Einmal hiess es, wir besichtigen heute ein Hünengrab. «Sind da lauter Hühner begraben?» wollte mein Bruder wissen. Von da an sprachen alle nur noch von einem «Hühnergrab.»

Für uns Kinder war die Lagerzeit trotz des schlechten Essens und der ständig wechselnden Bewohner in den Zimmern auch eine fröhliche Zeit. Wir waren viel an der frischen Luft, tobten den ganzen Tag herum. An Regentagen liefen wir durch die Gänge der Gebäude und dachten uns Streiche aus.

Trotzdem waren wir froh, als wir nach fast einem Jahr 1954 das Lager verlassen durften und wieder bei der Grosstante in Travemünde wohnen konnten. Mein Vater hatte inzwischen Arbeit als technischer Zeichner gefunden, seine Lehrerausbildung zu wiederholen, hatte er keine Chance. Die Familie musste ernährt werden und Geld, um die Studienzeit zu überbrücken, gab es von keiner Seite.

Das von uns bewohnte Zimmer wurde eng. Es waren nur ungefähr 16 Quadratmeter, und meine Mutter, die mit meiner Schwester schwanger war, konnte die schmale und gefährliche Holzterrasse zu unserer Behausung hinauf kaum mehr schaffen. Aber wir hatten Glück, im Sommer 1956 konnten wir in ein eigenes kleines Reihenhaus in der Nähe von Lübeck einziehen. Die nächsten Jahre waren entbehrungsreich, aber es ging wieder aufwärts.

[Hirschberg/Saale – Gera, Thüringen – Stuttgart
– Leonberg, Baden-Württemberg;
1949 – 1955]

Jürgen Kaufmann

Nach Schule und Lehre – Abhauen statt Volksarmee

Wir sind drei Geschwister und unsere Eltern haben sich eisern zum Ziel gesetzt, uns bis zum Abitur zu bringen. Selbst hatten sie einst aus finanziellen und familiären Gründen die Schule nur bis zur Mittleren Reife besuchen können, was sie immer noch als unzureichend empfinden. Ihre eigenen Träume sollen sich in den Kindern verwirklichen!

Dieses Unterfangen erweist sich im Sommer 1949, als ich in der 8. Klasse meinen Grundschulabschluss erreiche, als überaus schwierig, zunächst als schier unerreichbar. Im Arbeiter-und-Bauern-Staat sind die Oberschulplätze und damit das Abitur nämlich fast ausschliesslich für Arbeiter- und Bauernkinder, für Kinder von SED-Mitgliedern oder aus Familien der sozialistischen Intelligenz reserviert. Für uns Bürgerliche ist da kein Platz, zumal die Eltern aus ihrer christlich orientierten Lebensauffassung keinen Hehl machen und es nicht schaffen, politisch mit den Wölfen zu heulen.

Trotz sehr guter Zeugnisse mit positiver Beurteilung und Empfehlung der Hirschberger Schulleitung ist also meine weitere schulische Entwicklung mit dem Abitur als Ziel erst einmal verbaut. Mein Vater in seiner zähen Art gibt indessen nicht auf. Zunächst einmal wird diskutiert, welche Oberschule an welchem Ort für mich in Frage kommen könnte.

Hirschberg hat keine Oberschule. Die regional zuständige Oberschule in der Kreisstadt Schleiz hat keinen guten Ruf, die Versorgung im Internat ist schlecht, dafür ist die politische Ausrichtung «fortschrittlich».

Am besten wäre für mich ein Oberschulplatz in Gera, der Heimat meiner Eltern, wo wir Verwandte haben und wo ich bei meiner Patentante in der Dachkammer unterkommen könnte. Dort gibt es auch noch Oberschulen, an denen eine gewisse bildungspolitische Tradition gewahrt wird. Mein Vater interveniert mit bewundernswerter Intensität bei diversen Schulleitungen, bei Schulräten und Schulämtern, er geht bis zum Kulturministerium, um einen Oberschulplatz für mich zu erkämpfen.

Bei diesen frustrierenden, scheinbar aussichtslosen Bemühungen kommt uns unerwartet die Musik zu Hilfe, auf die ich in dieser Zeit ohnehin stark fixiert bin; unter Umständen würde ich anstelle von Architektur oder Medizin auch Musik studieren. Vater beurteilt diese Ambitionen sehr kritisch, lässt mich aber doch bei einem bekannten Klavierpädagogen in Gera vorspielen. Allerdings mit der berechtigten Frage, ob sich der ganze Aufwand überhaupt lohne für eine seiner Meinung nach brotlose Kunst?

So aussichtslos sieht unser Unterfangen jedoch gar nicht aus. Ich lande zu Eignungs- und Aufnahmeprüfungen an der Musikhochschule Franz Liszt in Weimar. Die würden mich annehmen und halten mich zumindest für förderungswürdig. Sie empfehlen, dass ich zunächst das normale Abitur ablege, die Schule aber mit einer kompetenten und intensiven musikalischen Ausbildung begleite. Die wäre zum Beispiel in Gera bei einem uns bekannten Musikpädagogen gewährleistet. Dieser arbeitet mit der Hochschule zusammen, spielt in Gera eine wichtige kulturpolitische Rolle – Aufbau und Organisation von Arbeiterchören und Orchestern –, war Antifaschist und liegt parteipolitisch richtig. Er übernimmt mich als Schüler.

Oberschüler in Gera

In letzter Minute vor Schuljahresbeginn am 1. September 1949 erhalte ich so den ersehnten und von meinem Vater erkämpften Oberschulplatz, dies erfreulicherweise auch noch an einem früheren bürgerlichen Traditionsgymnasium (früher Zabel-Gymnasium, jetzt Oberschule I), an dem sich Reste der humanistischen, bürgerlichen Bildungsideale in die neue Zeit herübergerettet haben. Man erkennt das am Stil, vor allem aber an den Persönlichkeiten von Rektor und Lehrern. Diese Schule hat die Auflage, eine Extraklasse für Schüler einzurichten, die von ausserhalb des Stadtbereichs Gera kommen. Die Klasse ist zwar zahlenmässig bereits voll besetzt, ich werde aber als letzter noch aufgenommen und fühle mich vollkommen wohl dabei.

Wir haben teilweise hervorragende Lehrer und Pädagogen, überwiegend alte Schule, auch persönlich mit Vorbildfunktion für uns Schüler. Mit dem Lehrstoff und dem Niveau habe ich keine Schwierigkeiten. Schwieriger ist es, ein Klavier in der Wohnung von Onkel und Tante in Gera unterzubringen. Sie haben eine 3-Zimmer-Wohnung mit Dachkammer und Bad. In der Dachkammer komme ich unter. Im Wohnzimmer haben sie die Mutter meiner Tante, meine Grossmutter väterlicherseits, aufgenommen. Das Klavier bekomme ich von meinen Grosseltern Feustel. Es wird, aus absolutem Mangel an anderen Gelegenheiten, im Schlafzimmer von Onkel und Tante aufgestellt. Fürwahr eine opferbereite Grosszügigkeit, die ihresgleichen sucht, aber auch aus der im Nachkriegsdeutschland immer wieder aktuellen Notwendigkeit zum gegenseitigen Unterstützen und Zusammenrücken erwächst.

Mit zwei Klassenkameraden freunde ich mich schnell und intensiver an. Wir unternehmen nach dem Schulunterricht gemeinsam ausgedehnte Streifzüge durch die stadtnahen Wälder und Flure. Dabei wird botanisirt, debattiert und philosophiert. Einer der beiden wird mein engster Freund, und das ein Leben lang. Die

Entwicklung dieser Freundschaft ist unter den gegebenen Verhältnissen in der DDR geradezu ein Paradoxon. Gegensätzlicher geht es nämlich nicht: Er ist ein klassisches Arbeiterkind, ich bin bürgerlicher Herkunft; er ist Atheist, ich christlich orientiert; er ist bereits jetzt Mitglied der FDJ, ich deren bewusstes Nichtmitglied, dafür bei der verpönten Jungen Gemeinde. Er ist ein Kenner der sowjetischen Literatur (Gorki, Scholochow und andere) und der offiziellen Parteiliteratur, ich restriktiver Nutzer der Sowjet- und Parteiliteratur mit Beschränkung auf das Notwendigste, dafür Anhänger der deutschen Klassik und Romantik in der Literatur und Musik. Diese Gegensätze lassen sich noch erweitern, sie schaffen es aber auch in ihrer Gesamtheit nicht, unsere Freundschaft zu unterminieren.

Mein erstes Schuljahr in der Oberstufe (9. Klasse) verläuft insgesamt also durchaus positiv. Da legt sich kurz vor dem Beginn der grossen Ferien doch noch ein politisch gefärbter Schatten auf das Ganze. Mein Freund erfährt aus Quellen der FDJ-Kreisleitung, in der auch Verantwortliche der Abteilungen Volksbildung des Rates des Kreises und Schulinspektoren der einzelnen Schulen sitzen, dass man in diesen Gremien ernsthaft erwägt, die gesamte Oberstufe unserer Oberschule I wegen der *reaktionären Einstellung und des fortschrittsfeindlichen Verhaltens* des überwiegenden Anteils der Lehrer- und Schülerschaft total aufzulösen. Die wenigen «Fortschrittlichen» unter den Betroffenen sollen auf die anderen Geraer Schulen, die von FDJ und Partei besser beherrscht werden, verteilt werden. Die «Reaktionäre», gleich welcher Provenienz, sollen schlicht und einfach fliegen. Ich erfahre das von meinem Freund natürlich nur unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit und angesichts des absoluten gegenseitigen Vertrauens, das sich zwischen uns in diesem prägenden Oberstufenjahr aufgebaut hat. Natürlich weiss ich auch, dass ich im Ernstfalle zur Gruppe der «Flieger» gehören werde. Das macht mich betroffen

und beschert mir ein schlechtes Gewissen, vor allem gegenüber meinem Vater, der vor einem Jahr mit unendlichen Bemühungen den Oberschulplatz für mich erstritten hat. Sollte dies alles umsonst gewesen sein?

Den Ernst der Lage zeigt der Umstand, dass für das kommende Schuljahr 1950/51 eine 9. Klasse, also die Anfangsklasse der Oberschule, nicht eingerichtet wird. Ein neuer, uns nachfolgender Schülerjahrgang kann also zunächst einmal nicht aufgenommen werden. Nach vertraulichen Gesprächen mit gesinnungsgleichen Klassenkameraden und meinem Freund beschliesse ich, meinen Teil zur Förderung des Fortschrittes und der Erhaltung unserer Schule beizutragen und beantrage meine Aufnahme in die FDJ. Dem Antrag wird sehr schnell stattgegeben, und im Nu habe ich mein eigenes Blauhemd, das Ausleihen für Chorauftritte hat also auch ein Ende. Fatalerweise wählen mich meine schadenfrohen Mitschüler und Mitschülerinnen, dem St.-Floriansprinzip folgend, gleich zum Klassensekretär. Das ist mir nicht recht; aber um einigermaßen glaubwürdig zu bleiben, kann ich jetzt nicht mehr kneifen. Bei den dabei unvermeidlichen sogenannten gesellschaftlichen Aktivitäten versuche ich, auf den kulturellen Sektor auszuweichen mit Musik, Chor, Artikeln für die Wandzeitung, Referaten über Theateraufführungen und ähnlichem. Die Methode hat Erfolg. Bei meiner Ablösung vom Posten des Klassensekretärs ein Jahr später heisst es in der Beurteilung: «Seine Tätigkeit als Sekretär war *zufriedenstellend, in der kulturpolitischen Arbeit ist er besser.*»

Immerhin scheint mein Vorgehen, das ich ja mit anderen Kameraden teile, nicht ohne Erfolg zu bleiben: Die dunklen Wolken der drohenden Oberstufenschliessung verziehen sich, es bleibt beim Ausfall des einen Nachrückerjahrganges. Mein jüngerer Bruder rückt erfreulicherweise auch in die Oberschule ein, er besucht dieselbe Schule wie ich in Gera.

Dafür wird der Fortschritt infiltrativ von aussen in die Schule und die einzelnen Klassen hineingetragen: Wir bekommen neue Lehrer, die nicht verleugnen können, dass sie ihre pädagogischen Qualifikationen überwiegend parteipolitisch auf dem Boden des allwissenden und für alle Geistes- und Naturwissenschaften verbindlich zuständigen Marxismus-Leninismus erworben haben. In unsere Klasse kommt eine linientreue Schülerin. Sie wirkt eigentlich wie ein nettes Mädchen mit unschuldigem Blick, hat aber offensichtlich sehr grosse Ohren. Wenn sie auftaucht, verstummen automatisch die bisher ziemlich unbefangenen geführten Pausengespräche und Diskussionen. Und dies aus gutem Grund.

In den letzten Oberschuljahren müssen wir leider auch in unserem noch relativ abgeschotteten und behüteten Schülerdasein feststellen, dass sich die politische Grosswetterlage wie auch das gesellschaftliche Kleinklima spürbar verhärten. War bis dato alles Militärische tabu und verpönt, sollen jetzt auch an den Schulen Fahnenappelle und eine Art vormilitärische Ausbildung eingeführt werden. Dazu wird im August 1952 die Gesellschaft für Sport und Technik (GST) ins Leben gerufen, sozusagen als Tarnorganisation. Ich möchte meinen Fortschrittswillen unter Beweis stellen und das Unvermeidliche mit dem Nützlichen verbinden und melde mich daher freiwillig zur Motorradabteilung der GST. Damit umgehe ich die mehr infanteristische Ausbildung mit Schiess- und Geländeübungen. Zweimal kann ich mit einer schweren Maschine (EMW 350 ccm) im Gelände fahren. Leider bleibt es dabei, richtig Motorradfahren lernen wir nicht, weil die Sache mangels Maschinen oder Sprit sang- und klanglos wieder einschläft.

Die Teilnahme an Fahnenappellen und anderen militärähnlichen Übungen in der Schule selbst verweigern wir unter Hinweis auf die noch in den Vorjahren propagierten und von uns verinnerlichteten Thesen, nach denen nie mehr ein Deutscher Waffen in die

Hand nehmen soll und darf und von deutschem Boden nie mehr militärische Massnahmen ausgehen dürfen. Mit dieser Argumentation haben wir Erfolg, zumindest auf Zeit. Mein Ziel ist es – und das gilt auch für meine gesinnungsgleichen Kameraden –, diesen Status quo bis zum Abitur hinüberzuretten.

Seltsame Aktionen, wie die Anordnung, als Schüler Pflichtbriefe an westdeutsche Bundestagsabgeordnete zu richten mit der Aufforderung, im Bundestag gegen die Wiederaufrüstung und die Einführung der Wehrpflicht zu stimmen, nehmen wir hin und erfüllen die Auflagen. Anschriften und Texte der Briefe sind vorgegeben. Wir schreiben sie nach und unterschreiben verlogenerweise, denn innerlich wünschen wir, dass die angeschriebenen Abgeordneten genau gegenteilig handeln.

Abiturprüfung 1953

Die schriftlichen Abiturprüfungen finden schon im April/ Mai 1953 statt, die mündlichen Prüfungen schliessen sich im Mai/Juni an. Die abschliessende Abiturfeier soll Ende Juni steigen. Doch bis dahin ist es noch weit, und eine Woche verläuft aufregender als die andere. Bei den Prüfungen selbst wechseln Licht und Schatten: einmal falsch vorbereitet und indisponiert, beim nächsten Mal richtig vorbereitet und auch körperlich und geistig auf der Höhe. Das typische Auf und Ab eines länger dauernden Examens verschont auch mich nicht.

Zusätzlich zu den Zeugnissen und Einschätzungen in der jeweils konkreten Reifeprüfung werden für uns zunächst geheim, später dann für uns Betroffene zugängliche gesellschaftlich-politische Beurteilungen angefertigt. Letztere stellt die meisten von uns um jeweils eine Note schlechter Eds es dem eigentlichen Prüfungsergebnis und der Vornote entspricht. Am auffälligsten offenbaren sich diese üblen Vorgänge in der mündlichen Deutsch-Prüfung. Unser alter Deutschlehrer, Dr. W, offenbar vor Kurzem beurlaubt oder aus sonstigen Gründen aus dem Schuldienst ausgeschieden, ist ei-

gens aus Berlin angereist um uns, seine Eilte Klasse, die er jahrelang in Deutsch und Literatur unterrichtete, wenigstens als eine Art Beisitzer durch die Prüfung zu begleiten. Die mit linientreuen Marxisten-Leninisten im Übermass angereicherte Prüfungskommission, darunter ein Prüfungskommissar in der Uniform der Kasernierten Volkspolizei (KVR dem Vorläufer der Nationalen Volksarmee), funktionieren diese meine mündliche Deutsch-Prüfung um zu einem Tribunal gegen diesen verdienten, von uns Oberschülern überaus geschätzten Pädagogen, dem sie fachlich und menschlich überhaupt nicht das Wasser reichen können. Mit den bis zum Überdruß bekannten Phrasen und Worthülsen aus dem Argumentationsarchiv der SED, vor allem aber auch mit Schlagwörtern aus der «Heiligen Schrift» der Kommunisten, der Geschichte der KPdSU von Stalin, die auch für uns Schüler Pflichtlektüre und Argumentationshilfe zu sein hatten, wollen sie diesen, dem humanistischen Bildungsideal verschriebenen Lehrer fertigmachen. Sie versuchen, ihm und mir weiszumachen, dass er mit seiner «reaktionären» Einstellung die Unterrichtsziele im Prüfungsfach Deutsch in unserem Falle verfehlt habe.

Als Prüfling werde ich bei dieser Gelegenheit gleich mit in die Pfanne gehauen. Anderen, nicht linientreuen Mitabiturienten ergeht es ähnlich. Ich trete übrigens nicht im FDJ-Blauhemd, sondern, sicher nicht zu meinem Vorteil, im dunkelblauen Anzug an. Ein Angebot des Uniformierten, den Nachweis meiner Reife ohne weitere Prüfungen dann als erbracht anzusehen, wenn ich mich zum alsbaldigen Eintritt in die gerade im Aufbau befindliche Nationale Volksarmee verpflichte, lehne ich ab. Es ist eine schwierige Entscheidung in einer schwierigen Situation. Rat von aussen kann ich mir nicht holen. Mögliche Ratgeber würde ich wahrscheinlich mitgefährden, wenn der Rat nicht liniengerecht ausfiele.

Mit der Ablehnung des Arme-Ansinnens rutsche ich im Fach Deutsch prompt von der Vornote 1 auf die mündliche Note 3. Bleibt

immerhin der Durchschnittswert 2. Damit kann ich leben, zumal ich schliesslich das gesamte Abitur mit einer guten Zwei schaffe und die gesamte Reifeprüfung für mich kurz vor dem 17. Juni 1953 abgeschlossen ist.

Meinem geschätzten Lehrer geht es schlecht, er übersteht aber die fragwürdige Sitzung und reist baldigst nach Berlin zurück. Einigen meiner Mitschüler aus dem nichtlinientreuen Lager ergeht es schlechter als mir. Die fallen nämlich, nicht zuletzt als Folge der oben beschriebenen, ominösen Zurückstufungen, zunächst einmal durch. Im Rahmen der Ereignisse um den bald folgenden 17. Juni werden aber fast alle rehabilitiert und bekommen ihr bereinigtes Reifezeugnis doch noch erteilt.

Der 17. Juni 1953 in Gera

Das Abitur ist geschafft. Offizielle Ergebnisse, vor allem die endgültigen Reifezeugnisse, liegen zwar noch nicht vor; ich erfahre aber von unserer sympathischen Rektoratssekretärin inoffiziell alles Wichtige, sogar meine Gesamtnote. Ich geniesse das Intermediärstadium zwischen Reifeprüfung und Berufsbeginn. Zuerst besorge ich mir das heissersehnte Fahrrad. Für 275 Mark Ost hat es mir mein Vater zum bestandenen Abitur spendiert. Ich habe Glück, denn eben sind zehn Räder, Marke MIFA, in dem staatlichen Laden mit dem Fahrradmonopol eingetroffen. Am fabrikneuen Rad selbst fehlen Dynamo und Beleuchtung. Ungeachtet der zu erwartenden Schwierigkeiten mit der Nachrüstung der Beleuchtung greife ich natürlich sofort zu und erwerbe das Rad. Zwei Stunden später ist der Laden dann auch leergefegt.

Politisch liegt einiges in der Luft. Man hört hintenherum, dass die Bauarbeiter an der Stalinallee in Ost-Berlin streiken und offen Widerstand gegen die von Staat respektive Partei diktierten Normerhöhungen leisten. Die Unruhen greifen angeblich auch auf das Umfeld von Ost-Berlin über.

Ich bin an diesem Mittwoch, dem 17. Juni 1953, mit meinem neuen Fahrrad schon quer durch Gera unterwegs. Ein Wismutkumpel verrät mir, dass «die da oben» seine Kollegen in den Urangruben von Ronneburg aus Angst vor einer überschwappenden Streikwelle nach Ende der Nachtschicht unter Tage in den Schächten eingesperrt halten: «Die werden uns noch kennenlernen!»

Mit meinem Fahrrad bin ich mobil und sehe etwa eine Stunde später die bis dahin unter Tage eingesperrten Wismutkumpel in einer langen Kolonne, ungewaschen und verdreht von der Grubenarbeit, mit ihren russischen SIS-Kipplastwagen anrollen. Sie sind mit Gewalt aus ihren «unterirdischen Gefängnissen» ausgebrochen und stimmungsmässig natürlich in höchstem Grade aufgeheizt. Ich schliesse mich der Kolonne an. Erster Halt ist vorm «Haus der Jugend», dem Sitz der FDJ-Ortsleitung und von Parteiinstitutionen. Zuerst reissen die Kumpel über die hochgefahrenen Kipperladeflächen das grosse Ulbricht-Bild über dem Portal herunter. Es wird sodann mit einem unbeschreiblichen Hochgefühl von uns allen zertrampelt, eine regelrechte symbolische Hinrichtung.

Inzwischen verlassen in allen Betrieben, die ich bei meinen Kreuz- und Querfahrten passiere, die Arbeiter und Angestellten ihre Arbeitsplätze und formieren sich sehr diszipliniert zu Protestmärschen in Richtung Innenstadt. In den Gullys und Regenrinnen am Strassenrand entdecke ich eine Unzahl von weggeworfenen SED-Parteiabzeichen. Die Teilnehmer der Protestmärsche reissen sich diese verhassten Symbole vom Revers, einer nach dem anderen, und werfen sie mit einer deutlich erkennbaren Genugtuung auf die Strasse. Einige Arbeiter zerreißen auch öffentlich ihre Parteibücher.

Im Stadtzentrum treffen und vereinen sich die aus allen Richtungen ankommenden Marschsäulen, ich mit meinem neuen Fahrrad und einer gewaltigen Portion Neugierde und Staunen mittendrin. Ein wenig besorgt bin ich schon, vor allem um mein neues Fahrrad.

Die auf dem Platz und den angrenzenden Strassen in einer grossen Zahl Versammelten bestimmen per Aufruf, kurzer Vorstellung und Akklamation spontan eine Gruppe von etwa fünf Leuten direkt aus ihrer Mitte und beauftragen sie, zum nahen Gebäude der Bezirksverwaltung zu gehen, dem sogenannten Hochhaus, und mit der Leitung des Bezirks zu verhandeln. Es geht zunächst um die Rücknahme der überhöhten Arbeitsnormen und um eine verbesserte Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln, Kleidung und Dingen, die über die reine Grundversorgung hinausgehen, zum Beispiel Reisen in den Westen.

Plötzlich aber kommt eine völlig neue Richtung in die erregte Debatte. Es werden Forderungen nach freien Wahlen und der Einheit Deutschlands laut. Fürwahr, ein Qualitätssprung! Dies ist kein Streik, kein Arbeitskampf mehr, dies ist eine friedliche Revolution!

Während die spontan ernannten Delegierten in Richtung Hochhaus aufbrechen, erschallt der Ruf: «Polizei, Polizei!»

In der Tat nähert sich Bereitschaftspolizei in mehreren Mannschaftswagen. Sie erreicht nur die Peripherie der riesigen Menschenansammlung. Im Nu sind einige Polizeifahrzeuge umgekippt. Ich sehe Polizeimützen durch die Luft fliegen. Grobe Gewalt kann ich nicht beobachten. Es wird auch nicht geschossen. Die Polizei zieht sich in die angrenzenden Nebenstrassen zurück und verhält sich abwartend.

Am Hochhaus sind vor den Eingängen dicke, ohne Hilfsmittel nicht zu überwindende Eisengitter heruntergelassen. Die Bezirksfunktionäre schauen im 4. und 6. Stockwerk etwas irritiert, aber unbehelligt aus den Fenstern. Die Menge auf der Strasse ist wütend. Sie stürmt weiter in Richtung Gefängnis, ich hinterher. Im Gefängnis werden Tore und Zellentüren aufgebrochen und Gefangene befreit. Ob alle herauskommen, ob es sich bei den Befreiten nur um «Politische» handelt, ist nicht sicher festzustellen.

Inzwischen beunruhigt uns alle etwas anderes. Es ist gegen 13.30 Uhr, und man hört plötzlich Geräusche von Panzermotoren, die näher kommen. Ich fahre mit dem Fahrrad den Geräuschen entgegen und stosse auf der Geschäftsstrasse «Sorge» auf einen T34. Er hat die Luken geschlossen. Das ist kein gutes Zeichen, man kann sich so nicht durch Winken verständigen. Ich radle die Strasse hinab, der Panzer rollt langsam hinter mir her. Allmählich überfällt mich Angst um mein Fahrrad, dessen Anschaffung der ganzen Familie Opfer abverlangt hat. Ich bin verpflichtet, es heil wieder nach Hause zu bringen und sehe es in meiner Phantasie plötzlich unter Panzerketten zermalmt. So flüchte ich in die Bachgasse, eine angrenzende Altstadtgasse. Der Panzer kann mir nun nicht mehr folgen; vielleicht wollte er das auch gar nicht, und ich habe mir die Verfolgung nur eingebildet.

Jetzt wird es erst richtig gefährlich. Bei der Weiterfahrt Richtung Platz der Republik/Trinitatiskirche höre ich Schüsse. Dann sehe ich die Misere: Der grosse, von friedlich demonstrierenden Menschenmassen angefüllte Platz wird von drei Seiten von russischen Soldaten eingekreist, die in doppelter Schützenkette anrücken. Die Menschen flüchten in die noch offene Richtung. Die Rotarmisten schiessen aus ihren Kalaschnikows, offenbar überwiegend in die Luft, über die Köpfe der Menge. Einige Menschen liegen am Boden, ich vermag nicht zu beurteilen, ob es sich um die ersten Toten handelt. Jetzt heisst es, rette sich, wer kann!

Schnell weiche ich in Nebenstrassen aus, umfahre den von Lärm angefüllten Platz in möglichst grosser Distanz und komme schliesslich unbehelligt zu Hause an. Im RIAS*) hören wir dann die bitteren Nachrichten von der Tragödie, die sich ähnlich oder schlimmer als in Gera DDR-weit abspielt.

Ich verschwinde am nächsten Tag erst einmal aus dem unruhi-

*) RIAS: Rundfunk im amerikanischen Sektor Berlins, der weit in die DDR hinein sendete.

gen Gera in mein ruhiges Hirschberg, in dem der Würgegriff der Grenzpolizei einen Aufstand gar nicht erst aufkommen lässt. Ich hoffe, dass mich bei den Aktionen in Gera niemand erkannt hat oder anzeigt. Sicher kann man nicht sein, denn die Stunde der ob-siegenden Unterdrücker ist ja immer auch die Stunde der Denun-zianten.

Die (richtige?) Berufswahl

Die noch nicht entschiedene Berufswahl begleitet mich als weiteres Problem durch diese angespannte Zeit. Schon vor dem Abitur erfahre ich auf Anfrage bei den Medizinischen Fakultäten der Uni-versitäten Jena und Leipzig, dass in dem für mich relevanten Stu-dienjahr mit wenigen Ausnahmen, zu denen ich offensichtlich nicht gehöre, keine männlichen Bewerber in der Humanmedizin ange-nommen werden. Einige Kameraden in gleicher Situation nutzen diesen Zwangsaufschub vor Studienbeginn und arbeiten in der Krankenpflege. Ich pole um in Richtung Bau. Wenn also eine lük-kenfüllende Zwischentätigkeit schon nicht zu vermeiden ist, dann wähle ich am besten eine handfeste, mit einem Gesellenbrief be-wertete Ausbildung. Handwerk hat bekanntlich goldenen Boden und Bauleute sind gesucht. Die lästigen Werber für die Armee wer-den mich in Ruhe lassen. Ich befreie mich gleichzeitig vom «Ruch des Bürgerlichen», weil ich dann selbst Arbeiter bin und freiwillig in die «Produktion» gegangen bin – was die Partei (SED) von vielen «ideologischen Wackelkandidaten» aus dem bürgerlichen und intel-ktuellen Lager immer wieder verlangt.

Dabei spielt ein glücklicher Zufall für mich mit: Herr Bräunlich, der Chef des Lehrbauhofs und Lehrobermeister stammt aus dem gleichen Dorf wie meine Urgrossvater und Grossvater väterlicher-seits. Sie waren direkte Nachbarn. Er hat miterlebt, wie die Mühle und der Hof meines Urgrossvaters um die Zeit des Endes des Er-sten Weltkriegs durch einen Brand völlig vernichtet wurden und dieser, unzureichend versichert, wirtschaftlich in den Ruin getrie-

ben wurde. Das verbindet. Und diese Verbindung wird, zusammen mit der Anständigkeit dieses Handwerksobersmeisters alter Schule, noch von Nutzen für mich sein. Vorläufig aber bestärkt sie mich in dem Entschluss, das Maurerhandwerk zu erlernen. Ich hoffe, mir damit Zugang zu einem Architektur- oder Bauingenieurstudium zu verschaffen. Psychisch und physisch erhoffe ich mir zudem einen Zuwachs an Robustheit, der mir nicht schaden könnte. Ich unterschreibe den Lehrvertrag und weiss nun, wie und wo es in den nächsten beiden Jahren für mich langgeht.

Am 1. September 1953 beginnt meine Maurerlehre. Lehrbetrieb ist der VEB Bau-Union Gera mit einem personell und technisch relativ gut ausgestatteten Lehrbauhof im Westen der Stadt. Als Abiturient kann für mich die Lehrzeit, je nach Leistung, auf 11/2 Jahre verkürzt werden. Jeder der etwa zwanzig Mann starken Lehrlingsgruppen ist ein erfahrener Facharbeiter als Ausbilder in der Praxis zugeordnet. Theorie und Praxis der Ausbildung stehen in einem vernünftigen Verhältnis zueinander. Einmal monatlich sind sechs Tage (einschliesslich Samstag) Berufsschule angesagt mit theoretischem Unterricht in berufsnahen Fächern wie Physik, Mathematik, Fachrechnen, Fachzeichnen und, natürlich überproportional, Gesellschaftskunde. Wir lernen schnell, dass man ohne Marx und Engels, ohne Lenin und Stalin kein vernünftiges Mauerwerk errichten kann!

Ausser mir haben drei weitere Abiturienten meines Jahrganges und aus meiner Schule die Maurerlehre begonnen. Unsere Zielsetzung und Motivationen gleichen sich und wir verstehen uns untereinander sehr gut, das gilt auch für die übrigen Lehrlinge, das Gros derselben im jüngeren Alter von 14 bis 16 Jahren. Neben der Arbeit gibt es viel Spass und Zeit für den einen oder anderen lustigen Streich, beispielsweise beim Aufstellen der Klohäuschen auf den Baustellen. Auch Sport und Kultur kommen nicht zu kurz.

Ab und zu setze ich mich zu diesen Zwecken auch einmal an das Betriebsklavier.

Wir sind Weltmeister!

Die ersten Modell- und Maurerversuche spielen sich, manchmal nicht ohne Gaudi, noch auf dem Gelände des Lehrbauhofes ab mit Probemauern, Probepfeilern und -ecken oder -bögen, die wir wieder abreissen können und müssen. Sehr früh werden wir aber auf richtigen Baustellen eingesetzt. Dabei wird es ernst, denn was wir dort aufmauern, wird vom Polier begutachtet und soll stehenbleiben!

Häufig werden wir auch als billige Hilfskräfte an Grossprojekten, die oft unter Zeitdruck stehen, eingesetzt und müssen den erfahrenen Fachkräften zuarbeiten, so beispielsweise mit Schachtarbeiten für die WISMUT AG in Ronneburg. Da heisst es bereits morgens um 5 Uhr raus aus den Federn, auch samstags, um 6 Uhr geht der Zug. Zwischen 18 und 19 Uhr ist man dann abends wieder zu Hause und ist auch als junger Mensch völlig geschafft.

Beim Bau des neuen, grossen Sportstadions in Gera sind wir genau am Tag des Endspieles um die Fussballweltmeisterschaft, am 4. Juli 1954 zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Ungarn im Berner Wankdorfstadion, eingesetzt. Im Gegensatz zu unserer klaren, fast glühenden Parteinahme für die Fritz-Walter-Elf steht die hiesige offizielle politische Meinung auf der Seite der sozialistischen ungarischen Brüder. Wir haben keine Chance, die zwei Stunden während der Rundfunkübertragung des Endspieles von der Arbeit freigestellt zu werden. Unser Angebot, die Zeit natürlich nachzuarbeiten, wird strikt abgelehnt.

Diese Parteibonzen kennen indes unsere gestandenen Bauarbeiter nicht: Die brechen einfach das Stadiongebäude auf. Einige von ihnen kennen sich in der Rundfunktechnik aus und schliessen den West-Rundfunk an die Stadionlautsprecher an. So schallt plötzlich

die Zimmermann-Reportage aus Bern für alle hörbar in das Geraer Stadion hinein und zu den rasch hinzustossenden Zaungästen ausserhalb der Bauzäune. Beim 3:2 durch Helmut Rahn sind wir, wie alle Deutschen, völlig aus dem Häuschen. Nach dem Sieg summen wir leise das Deutschlandlied mit. Wir sind Weltmeister!

Die Identifikation von uns kleinen Maurerstiften mit der Mannschaft, die ja eigentlich dem bösen, kapitalistischen Westen angehört, ist hundertprozentig. Die Angelegenheit hat für alle Beteiligten kein Nachspiel. Wir arbeiten freiwillig anderthalb Stunden nach. An offizieller Stelle ahnt man offenbar, dass man mit möglichen Relegationsmassnahmen in ein Wespennest des Widerstandes und des Aufruhrs stechen würde. Man tut so, als sei nichts gewesen, und damit das einzig Richtige.

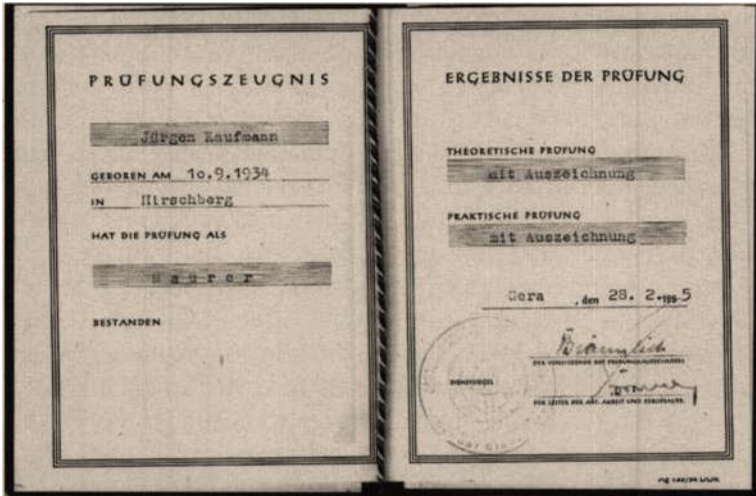
Wieder kein Studienplatz?!

Als Abiturienten können wir uns vorzeitig zur Facharbeiterprüfung melden. Ich bestehe die vorgezogene Prüfung auf Anhieb, theoretisch und praktisch jeweils «mit Auszeichnung», bekomme dafür ein Zusatzdiplom vom Präsidenten der DDR respektive seinem Bildungsstaatssekretär, ein Blechabzeichen für die Arbeitsjacke (siehe links) und hundert Mark Sonderprämie. Nun bin ich also Facharbeiter. Die für das weitere eventuelle akademische Fortkommen wichtige Herkunft im Sinne eines echten Arbeiterkindes kann ich zwar nicht nachweisen, ich habe mich aber aus eigenem Entschluss in die richtige Klasse «hineingeboxt» und in der Produktion bewährt. Nicht ohne Hoffnung gehen also meine erneuten Bewerbungen, diesmal um einen Architektur- oder Bauingenieurstudienplatz, an die Hochschule nach Weimar. Ich werde zu einer vorgezogenen Eignungsprüfung nach Weimar bestellt und bestehe sie. Leider fällt damit noch keine endgültige Entscheidung. Erneut sind also Hoffen und Warten angesagt.

Nach der bestandenen Gesellenprüfung werde ich von der Firma Bau-Union in die berühmt-berüchtigte Brigade Dübler übernommen.



Im 6. Berufswettbewerb der Lehrlinge in der Bauindustrie wurde ich nach vorzeitig bestandener Facharbeiterprüfung als «Bester Lehrling des Lernaktivs» 1955 mit der «Medaille für ausgezeichnete Leistungen im Berufswettbewerb» ausgezeichnet. Auf der Urkunde ist Wilhelm Pieck, der erste Präsident der DDR, abgebildet.



Mein Facharbeiter-Zeugnis, gleichzeitig der Gesellenbrief als Maurer, vom 28. Februar 1955.

Sie besteht aus Akkordarbeitern und Norm-Übererfüllern. Die legen ein wahnsinniges Arbeitstempo vor, das ich vom ruhigeren Lehrlingsbetrieb her so noch nicht kenne. Am Feierabend bin ich physisch jedesmal fix und fertig. Für zusätzliche Freizeitaktivitäten fehlen Zeit und Energie. Praktisch lerne ich bei der Brigade gewaltig dazu. Bei aller Härte in Bezug auf die Normerfüllung und Übererfüllung herrscht doch ein kameradschaftlich-kollegialer Geist, der dem Berufsanfänger, der ich ja noch bin, zustatten kommt.

Im Hochsommer 1955, mitten im dicksten Arbeitsstress, schrillen wieder die Alarmglocken. Ich werde in einen Kellerrohbau unserer Baustelle gerufen. Dort erwarten mich zwei Offiziere der Kasernierten Volkspolizei in Uniform. Sie reden recht freundlich und in verbindlichem Ton auf mich ein. Die NVA müsse ihre Pioniertruppe auf- oder ausbauen. Leute mit Abitur und einer praktischen Berufsaus-

bildung wären dafür gerade richtig. Für das spätere berufliche Fortkommen, etwa ein Studium, würde sich die Armee dann sicher auch stark machen. Meine Bewährungsprobe in der Produktion zeuge ja bereits von einer gewissen politischen Reife. Mit dem freiwilligen Eintritt in die NVA wäre dann sozusagen der karrieredienliche Beweis erbracht. Diese Perspektiven werde ich mir doch nicht kurzfristig verbauen. Ich solle mir alles in Ruhe überlegen, aber bitte nicht zu lange.

Ich bin völlig überrascht. Mit dem Hinweis darauf, dass ich dies alles natürlich noch mit meinen Eltern besprechen müsse, die ich erst in zwei Wochen treffen könne, beginne ich zunächst eine Hinhaltenaktik. Diesem Unrechtstaat bin ich ja schon mit einigen Kompromissen entgegengekommen. Als Soldat werde ich ihm aber nie und nimmer dienen. Damit setze ich mich selbst unter einen belastenden Zeit- und vor allem Entscheidungsdruck.

Als weiteres bedrückendes Ereignis kommt am 7. Juli 1955 die erneute Ablehnung meines Studienantrages von der Hochschule in Weimar. Die fachlichen Voraussetzungen würde ich zwar erfüllen, das reiche aber nicht aus; sie könnten nur die fachlich Besten und zugleich gesellschaftlich Aktivsten zum Hochschulstudium zulassen. Zur Kategorie der letzteren zähle ich trotz aller Verbiegungen offensichtlich nicht. Meine Strategie für die berufliche Entwicklung ist damit gescheitert und meine Taktik gegenüber der NVA-Werbung erlaubt mittlerweile auch kein langes Warten mehr.

Ein Plan reift heran

Im Grunde gibt es nur noch einen Ausweg aus dieser Misere. Nichts darf aber überstürzt werden. Deswegen beantrage ich erst einmal ein paar Tage Urlaub und fahre zu meinen Eltern nach Hirschberg.

Zuvor habe ich ein vertrauliches Gespräch mit unserem Lehr- obermeister, der mir sehr gewogen ist. Ich zeige ihm das erneute Ablehnungsschreiben der Hochschule. Er kennt meine Personal-



Die Komplex-Brigade Dübler auf der Grossbaustelle Gera-Leumnitz im Juni 1955. Der in der Mitte bockende fröhliche Mensch im dunklen Hemd bin ich.

akte. Er vertraut auch mir mit dem ehrlich gemeinten Rat: «Junge, du kommst *hier* nicht weiter. Mach eine Woche Urlaub. Dann meldest du dich bei mir. Wir haben dich für einen wichtigen Auftrag vorgesehen. Wir brauchen Informationen über handwerklich-technische Neuerungsverfahren, über die Vorfertigung von Bauteilen und über den Einsatz von Maschinen auf Baustellen im Westen. Du wirst also eine ‚West-Urlaubsreise‘ machen und uns die gewünschten Informationen liefern. Einen Fotoapparat können wir zur Verfügung stellen. Neben Grossbaustellen sind auch kleinere handwerkliche Objekte interessant. Du kannst dich auch als Mitarbeiter auf Zeit anheuern lassen; die Entscheidung über Ort und Zeit liegt bei dir. Wir können dich aber nur für maximal zwei Wochen beurlauben.»

Ich verstehe diesen grossartigen Wink sofort und bin kolossal erleichtert. Man kann mit einem Interzonenpass in den Westen reisen, braucht dazu aber die Genehmigung des Betriebes, der Betriebsgewerkschaftsgruppe und der Partei. Diese Genehmigungen und den genannten Auftrag will mir Bräunlich verschaffen.

Beim sofort einberufenen Familienrat ergibt sich ein neues Problem. Mein jüngerer Bruder hat an der gleichen Oberschule wie ich soeben ein lupenreines Einser-Abitur hingelegt. Ungeachtet dessen erwarten ihn im Arbeiter- und-Bauern-Staat die gleichen Hindernisse beim akademischen Vorwärtkommen wie mich. Vielleicht sogar schlimmer, denn er ist noch aktives Mitglied der staatlich verpönten Jungen Gemeinde der Trinitatiskirche. Zusammen mit einem Freund erlaubte er sich zudem bei einer der Stalin-Gedenkfeiern einen Scherz, indem er in den Lorbeerkrantz unter dem Stalin-Porträt am Rednerpult in der Aula einige Räucherkerzen anbrachte und so entzündete, dass das Stalinbild mit Beginn der Festrede von wabernden, wohlriechenden zarten Rauchfahnen umhüllt wurde. Das heitere Aufsehen im Auditorium war beachtlich, aber nicht im Sinne der Veranstalter. Der Streich brachte meinem Bruder fast den Schulverweis ein, keinesfalls aber ist es ein Pluspunkt in seiner Personalbeurteilung.

Nach der Erörterung aller Möglichkeiten und selbst unter Berücksichtigung des ungünstigen Umstandes, dass wir keine Verwandten und nur sehr vage Anlaufadressen im Westen haben, steht für mich der unverrückbare Entschluss zur Flucht in die Bundesrepublik fest. Eltern und Schwester stimmen zu. Dasselbe gilt für meinen Bruder. Wegen der in der DDR herrschenden Sippenhaft muss diese doppelte Flucht auf verschiedenen Wegen, aber simultan erfolgen. Eine vorgezogene oder nicht abgestimmte Flucht des einen würde dem anderen im Rahmen des Überwachungsstaates für immer jegliche Möglichkeit des Nachziehens nehmen. Der gemeinsame Fluchtplan lautet also: Genau an dem

HOCHSCHULE FÜR ARCHITEKTUR UND BAUWESEN WEIMAR
PROREKTORAT für
Studentenangelegenheiten

Herrn
 Jürgen Kaufmann
G e r a
 Wiesestr. 101

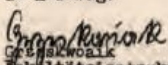
Ihre Zeichen: _____ Ihre Nachricht vom: _____ Unser Zeichen: _____ WEIMAR
 Geschw.-Schiff-Str. 9
 Gr/Sei. 7.7.1955

Ihre Bewerbung

Das Prorektorat für Studentenangelegenheiten der Hochschule für Architektur und Bauwesen teilt Ihnen mit, daß Sie auf Grund des Beschlusses der Zulassungskommission für das Studienjahr 1955/56 - Fakultät Architektur - nicht zugelassen werden können. Infolge des niedrigen Kontingents und der großen Zahl der Bewerber war es uns nur möglich, die fachlich und gesellschaftlich Besten für das Studium an unserer Hochschule aufzunehmen.

Obwohl bei der durchgeführten Eignungsprüfung festgestellt wurde, daß Sie für das Architekturstudium geeignet sind, jedoch aus den vorgenannten Gründen eine Studienaufnahme an unserer Hochschule nicht möglich war, empfehlen wir Ihnen, weiterhin in der Praxis tätig zu sein und sich zum nächsten Jahr evtl. an einer Fachschule für Bauwesen zu bewerben.

Die nicht benötigten Unterlagen erhalten Sie zu unserer Entlastung zurück.

Im Auftrage

 G. K. K. K. K.
 Fakultätsinstrukteurin

Anlage
 2 Lichtbilder
 Pol. Führungszeugnis
 2 Zeugnisabschriften

Die erneute Ablehnung der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar vom 7. Juli 1955. Trotz sehr guter fachlicher Voraussetzungen habe ich dort keine Aussicht auf einen Architektur- oder Bauingenieurstudienplatz. Man empfiehlt mir stattdessen, weiterhin in der Praxis tätig zu sein und mich im nächsten Jahr an einer Fachschule für Bauwesen zu bewerben.

Tag, an dem ich mit Pass und per Bahn in die Bundesrepublik reise, fährt mein Bruder in Ost-Berlin mit dem Fahrrad über die Sektorengrenze nach West-Berlin. Zuvor macht er zur Tarnung einen Urlaub mit Fahrrad, Zelt und Freund an der Ostsee. Auf der Rückfahrt soll dann der Übertritt in den Westen erfolgen. So ist das unverfänglicher, als wenn er diese Reise von zu Hause aus antritt.

Unser Entschluss steht für meinen Bruder und mich unwiderruflich fest. Wir haben wenig Zeit, mein Betrieb hat mir nur zwei Wochen Urlaub genehmigt. In dieser Zeit muss der Plan gelaufen sein. Eingeweiht sind vorläufig nur Eltern, Schwester, die Tanten in Gera und Eisenach sowie mein bester Freund. Alle Vorbereitungen müssen unauffällig ablaufen, die kleinste unbedachte Äusserung könnte unser Vorhaben gefährden und uns erheblich schaden. Im Reisegepäck darf keine verdächtige Winterkleidung enthalten sein, denn wir haben ja noch Hochsommer. Vor allem aber muss ich auf die Mitnahme jeder Art von Dokumenten wie Zeugnisse, Geburtsurkunden, Versicherungsunterlagen, die für mich drüben von Wichtigkeit sind, vorerst verzichten. Diese Unterlagen müssen irgendwie beschafft werden, wenn ich nur erst einmal sicher im Westen angekommen bin.

Viele Ämtergänge mit langen Wartezeiten sind angesagt, verlaufen aber erfolgreich. Mit Hilfe der vom Betrieb, von der FDJ- und der Gewerkschaftsleitung der Bau-Union ausgestellten Empfehlungen und Unbedenklichkeitsbescheinigungen erhalte ich den ersehnten Interzonenpass. Mit dessen Hilfe wiederum kann ich problemlos die Bahnfahrkarte nach Stuttgart, natürlich hin und zurück, lösen. Warum Stuttgart?

Wir haben im Westen keine Verwandten, die als Anlaufstation einspringen und mich zumindest in der Anfangsphase unterstützen könnten. In Leonberg bei Stuttgart betreibt ein früherer Freund und Verehrer meiner Eisenacher Tante einen florierenden mittelständischen Klimatechnikbetrieb. Beide haben noch Kon-

takt miteinander, meine Tante hat mich bei ihm avisiert, und ich habe die Anschrift und andere Details im Kopf. Dies ist also meine, mir noch unbekannte erste Zielstation im Westen.

Am 1. August 1955 ist es dann so weit. Mutter und mein bester Freund begleiten mich zum Bahnhof. Mit einer Aktentasche, einem Rucksack und einem Kofferchen starte ich von Gera aus. In Saalfeld steige ich in den überfüllten Interzonenzug um. Über Ludwigstadt geht es weiter bis Stuttgart. Den grössten Teil der Strecke absolviere ich im Stehen. Diesseits der Grenze wird scharf kontrolliert. Man fragt nach Ziel und Zweck der Reise, nimmt Gepäck und Papiere pedantisch in Augenschein. Zwei Mitreisende im Abteil müssen aussteigen. Damit wächst auch bei mir die Spannung. Meine Unterlagen der Bau-Union werden ohne Beanstandungen akzeptiert, und bald kann ich – wie alle anderen – aufatmen: Der Westen, die Freiheit ist erreicht!

Ein neuer Anfang in Leonberg

Gegen Mittag stehe ich auf einem Bahnsteig des wunderbaren Stuttgarter Hauptbahnhofes in einer für mich noch fremden, glitzernden Welt: internationale Anschlüsse, elegantes Publikum, Imbissbuden, Werbung. Ich steige um und fahre mit der Regionalbahn nach Leonberg. Mit noch fünfzig Westmark Reisegeld in der Tasche steige ich erst einmal in einem einfachen, preiswerten Landgasthof ab.

Dann stelle ich mich bei der Klimatechnik-Firma vor. Der Empfang ist freundlich und erfolgt sogar durch den Chef persönlich. Er ist ein echter Macher, dabei aber sympathisch, gebürtiger Thüringer wie ich. Dadurch ergeben sich gleich beim ersten Gespräch einige verbindende Berührungspunkte. Der Betrieb geht gut, man erweitert und baut gerade an. Betriebsmaurer werden gesucht – ich bin von einer Minute zur anderen per Handschlag eingestellt. Als Stundenlohn erhalte ich erst einmal 1,83 DM, eine Steigerung durch Akkord oder Überstunden ist möglich. Die feste Anstellung

und ein Lohnvorschuss helfen mir, die Wahnsinnsbürokratielawine zu bewältigen, die sich nun vor mir auftürmt: Anmeldungen im Einwohnermeldeamt, Versicherungen, Krankenkasse, Lohnsteuerkarte und so weiter. Zudem brauche ich Arbeitskleidung, Werkzeug und natürlich eine Unterkunft. Die zu finden ist bei dem derzeitigen und hier offenbar besonders ausgeprägten Wohnraummangel ein Riesenproblem, zumal ich mir finanziell keine grossen Sprünge leisten kann. Betriebswohnungen gibt es nicht. Der Betrieb muss für mich aber zu Fuss erreichbar sein, denn ein Fahrrad oder gar einen anderen fahrbaren Untersatz habe ich hier nicht. Nach langem, beinahe schon verzweifeltem Suchen kommen mir die Besitzer des Hotels «Zur Sonne» entgegen: Auf dem Spitzboden des Hotelaltbaus wurde um die senkrecht stehenden Balken mit Linoleumbahnen eine Art Tapetenkammer mit Stromanschluss und Dachfenster eingerichtet. Da hinein werden nun Bett, Stuhl, Nachttisch gestellt. Für zwei Mark pro Tag kann ich da erst einmal unterkommen. Die Hotelküche ist solide und preiswert. Dies erleichtert mein Jungesellendasein in der neuen Umgebung.

Schon am übernächsten Tag trete ich auf der Betriebsbaustelle an; ich muss ja dringend Geld verdienen. Vieles ist neu, einiges vertraut. Hier muss man universeller ausgerichtet sein, das heisst, als Maurer sind auch mal Arbeiten zu erledigen, die eigentlich in andere Spezialgebiete wie Betonbau oder Zimmerei gehören. Es sind mehr und bessere Kleinmaschinen vorhanden als auf den Grossbaustellen der Bau-Union in Gera. Die Unterkünfte und die soziale Betreuung hingegen sind in Gera besser. Ich werde dies alles meinem Eilten Obermeister Bräunlich in Gera auftragsgemäss berichten und ihm mitteilen, dass ich angesichts der beruflichen Chancen und der Möglichkeit freier, unabhängiger Entscheidung jeglicher Art hier und der ewigen Schikanen und Behinderungen in Unfreiheit dort keinen Grund sehe, nach Beendigung meines Urlaubs nach Gera oder sonst wohin in die

DDR zurückzukehren. Ich hoffe, er hat dadurch keine persönlichen Nachteile; immerhin tritt er Ende 1955 in den Ruhestand, viel können sie ihm deswegen nicht antun.

Mit meinen Eltern stehe ich wöchentlich im Briefkontakt. Ich erfahre, dass mein Bruder wie geplant auf der Rückkehr von seiner Ostsee-Fahrradtour in West-Berlin angekommen ist und dass es ihm ebenfalls einigermaßen gut geht.

Die Flucht hat sich gelohnt. Im Westen kann ich meine Vorstellungen nach freier Berufswahl verwirklichen: Nachdem ich das Abitur noch einmal «auf Westniveau» absolviert habe, studiere ich Medizin. Inzwischen ist meine halbe Abiturklasse hier im Westen. Meine Eltern und meine Schwester holen mein Bruder und ich 1959 in die Bundesrepublik. Aber das ist eine andere Geschichte...

(Ich danke meinem Freund Detlef Lipok für die Anregung, meine Lebensgeschichte aufzuschreiben und für den Kontakt zum Verlag.)

[Magdeburg, Sachsen-Anhalt –
Potsdam-Babelsberg – Berlin;
1955]

Claus Fritzsche

Das konnte schiefgehen

Seit Ostern 1954 war ich stolzer Besitzer eines fahrbereiten Personenkraftwagens, dem ich den Spitznamen «Troll» gab. Der zum Schrottpreis von 350 Mark der DDR gekaufte Grundstock eines DKW F7, Baujahr 1934, war durch sehr fähige aber auch geldgierige Freizeit-Autobauer wieder zum Leben erweckt worden und diente nicht nur zum Fahren, sondern auch als Statussymbol. Wer 1954 in der DDR einen PKW, so alt der auch war, sein eigen nennen konnte, der stellte schon etwas dar. Den stolzen Preis von 5'500 Ostmark für das neuwertig aussehende Gefährt konnte ich aus dem Honorar meiner Nebenbeschäftigung mit Übersetzungen technischer Literatur aus dem Russischen «abzweigen».

Der «Politkrimi», den ich hier erzählen will, begann mit Problemen der Kraftstoffbeschaffung. In jenen Jahren waren nicht nur die meisten Lebensmittel, sondern auch der Kraftstoff für Autos rationiert. Wer seine Marken, die Abschnitte der jeweiligen Monatszuteilung, verbraucht hatte, erhielt ohne Marken weder Lebensmittel noch Benzin. Ich tankte regelmässig an der heute nicht mehr bestehenden Tankstelle am Magdeburger Damaschkeplatz. Der Inhaber dieser Tankstelle war mir sehr sympathisch. Dies nicht nur wegen seiner Position als Herrscher über Tausende Liter Benzin und Diesel, sondern auch in menschlicher Beziehung. Aus seinem Verhalten glaubte ich ableiten zu können, dass

auch er gewisse Sympathien für mich hegte. So war ich nicht sehr überrascht, als er mir zum ersten Mal für eine Tankfüllung von 20 Litern nur Marken über 10 Liter abnahm und das Öl im Gemisch ganz ohne Marken abgab. Das passierte mehrmals, und wir haben uns immer nett unterhalten. Dabei erfuhr der freundliche Mann, dass ich ziemlich regelmässig nach Berlin fuhr. Mir wiederum wurde eines Tages klar, dass er mich so grosszügig bedient hatte, weil er sich auch von mir einen Gefallen erhoffte. Er fragte mich nämlich: «Fahren Sie in den nächsten Tagen wieder mit dem Auto nach Berlin?»

Ich bejahte das.

«Meine Frau möchte zusammen mit ihrer Freundin mal in West-Berlin einen Einkaufbummel machen, und da träfe es sich gut, wenn die beiden mit Ihnen fahren könnten.»

Was konnte mir Besseres passieren?

Dem Tankstellenboss einen Gefallen tun – mit dem grössten Vergnügen, denn das würde sich irgendwie wieder auszahlen. Meine Fahrt war ohne Familie geplant, nur mein Freund Heinz hatte sich noch als Beifahrer angemeldet.

Treffpunkt mit den zusätzlichen Passagieren war die Tankstelle. Als die beiden Damen dort vor mir standen, schwante mir Schlimmes. Mein Eindruck, das sind zwei kaufwütige Typen, war rational nicht erklärbar, aber emotional erdrückend. Der äussere Habitus liess erkennen, dass nicht nur die Frau des Tankstellenbosses auf einer soliden finanziellen Basis lebte, auch die Freundin liess äusserlich daran keinen Zweifel.

Heinz muss zu ähnlichen Schlüssen gekommen sein. Er gab mir zu verstehen, dass wir die Mitfahrerinnen dringend warnen müssten, die Rückfahrt mit uns mit nicht zu umfangreichen Einkaufsbeuteln aus West-Berliner Geschäften anzutreten. Die Damen versprachen hoch und heilig sich zu bremsen. So trennten wir uns

auf dem Vorplatz des S-Bahnhofes in Babelsberg, wo wir uns bei einbrechender Dunkelheit zur Rückfahrt wieder treffen wollten.

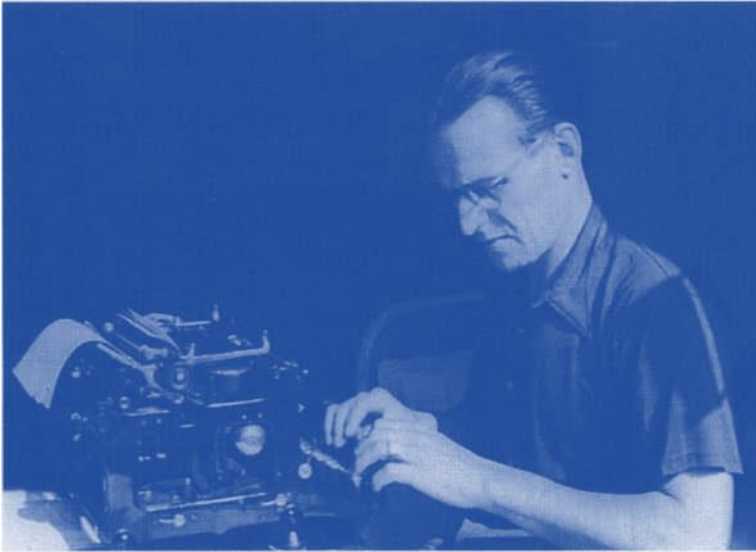
Zur vereinbarten Zeit traf zuerst ich ein, dann kam Heinz und dann ... gingen uns die Augen über!

Unsere Mitfahrerinnen näherten sich ächzend unter der Last riesiger Reisetaschen und schienen auch an Körperfülle seit dem Morgen um ein Erhebliches zugenommen zu haben. Aus der Nähe betrachtet, erwies sich ihre Belebtheit als Summe mehrerer Schichten übereinandergezogener Oberbekleidung. Die Damen mussten in West-Berlin ein kleines Vermögen ausgegeben haben!

Meine erste Reaktion nach äusserst kühler Begrüssung war: «Sehen Sie zu, wie Sie nach Hause kommen, in meinem Auto werden Sie nicht nach Magdeburg fahren. Ich habe Ihnen gesagt, dass unterwegs Kontrollen zu erwarten sind, und wenn wir geschnappt werden, bin ich genauso dran wie Sie!»

Das war nicht geflunkert. Die Kontrolleure der Volkspolizei fragten nicht danach, wer im Westen was eingekauft hatte. Die Ware wurde konfisziert und alle Insassen eines derart gefledderten Fahrzeuges auch noch mit einer saftigen Strafe belegt. Erschwerend kam hinzu, dass ich Unterlagen in meiner Aktentasche mitführte, die den Stempel «Vertrauliche Dienstsache» trugen. Das waren sowjetische staatliche Standards (GOST), die mir in Berlin im Amt für Standardisierung zur Übersetzung übergeben worden waren. Mit derartigen Dokumenten durfte man die Westsektoren nicht passieren.

Aus Erfahrung wusste ich bereits, dass bei den Kontrollen auf der Chaussee zwischen Potsdam und der Autobahn-Auffahrt Michendorf immer nur nach West-Waren gesucht wurde. Niemals hatten die Filzer oder meist Filzerinnen in meine Aktentasche geschaut. Wenn wir aber mit diesem von den Damen herangeschleppten Warenlager aufflogen, dann würde es Leibesvisitationen geben; von jeder Tasche, der kleinsten Tüte das Innerste nach



Das Honorar aus meiner Nebenbeschäftigung mit Übersetzungen technischer Literatur aus dem Russischen hatte es mir ermöglicht, ein Auto anzuschaffen. Diese Einnahmequelle sollte ich jetzt wegen zweier kaufwütiger Frauen aufs Spiel setzen?

aussen gekehrt werden. Nicht auszudenken, welch bürokratischen Sturm die Entdeckung der vertraulichen Unterlagen in russischer Sprache auslösen würde! Noch bei meinem neuen Arbeitgeber – dem Amt für Standardisierung – würden davon die Fensterscheiben klirren! Mir war völlig klar, dass ich dann von diesem Amt nie wieder einen Auftrag erhalten würde.

Die Gefahr, in die die Frauen auch uns Männer mit ihrer Einkaufswut bringen konnten, liess sie völlig ungerührt. Im Gegenteil, sie wurden aggressiv, nannten uns beide – Heinz und mich – Betrüger und Mistkerle, und das taten sie mit erstaunlicher Lautstärke, so dass ein zufällig vorbeikommender Vbpo sich hätte bemüssigt fühlen können, nach dem Grund der Auseinandersetzung zu fragen.

Es war Heinz, der den Versuch wagte, mich zu beruhigen: «Es ist doch schon ziemlich spät. Der grösste Strom der West-Berlin-Besucher ist doch längst durch, und die Kontrollorgane haben ihr Soll bestimmt schon erfüllt.»

Er spielte auf die nicht nur gerüchtweise umgehenden Informationen an, die Kontrolleure lieferten beileibe nicht alle konfiszierten Waren bei ihrer Dienststelle ab, sondern behielten vor allem Bohnenkaffee, Schokolade, Damenstrümpfe und Schuhe, vielleicht auch einen Whisky oder guten Cognac, für den eigenen Bedarf zurück. Dienstleister lohne also zu dieser späten Stunde nicht mehr recht.

«Dein Wort in Gottes Ohr», liess ich resignierend verlauten, und so begannen wir, die Taschen und die aufgeplusterten Weisbilder in dem nicht sehr geräumigen F7 zu verstauen. Der kleine Kofferraum reichte für die riesigen Reisetaschen nicht aus, denn ganz mit leeren Händen waren auch Heinz und ich nicht aus West-Berlin zurückgekommen. So sassen dann die Damen im Fond eingequetscht zwischen den Ergebnissen ihrer Einkaufswut, und meine einzige Genugtuung war der Gedanke daran, wie fürchterlich die Damen da hinten schwitzen würden.

Endlich bewegte sich die Fuhre, anders konnte man das überladene Gefährt nicht nennen, auf der Strasse gen Süden, die aus Potsdam heraus eine nicht unerhebliche Steigung aufweist. Der «Troll» quälte sich im zweiten Gang den Berg hinauf, wo an der «Passhöhe» gewöhnlich die rote Lampe aufleuchtete und der Fahrer unmissverständlich zum Halten am rechten Strassenrand aufgefordert wurde. Die minimale Geschwindigkeit war mir angenehm, wurde doch dadurch der befürchtete Augenblick noch etwas hinausgeschoben. Wir erreichten die Höhe und – kein Stoppzeichen! Heinz hatte recht behalten; die hatten ihren Kontrollposten bereits abgebaut!

Euphorische Freudenausbrüche erfassten uns, denn auf dem folgenden Weg zum Berliner Ring und auf der Autobahn bis Mag-



Der Grenzübergang in die Sowjetische Besatzungszone in Berlin-Babelsberg nach der Aufhebung der Berlin-Blockade 1949. Volkspolizisten kontrollieren die Kraftfahrer, bevor sich der Schlagbaum hebt. Ein Schild weist daraufhin, dass die unberechtigte Beförderung von Personen und Waren aus West-Berlin verboten ist. Im Laufe der Jahre ist der Übergang technisch immer weiter ausgebaut worden.

deburg war nach meiner und der viel längeren Erfahrung von Heinz noch nie ein PKW gefilzt worden. Wir gratulierten den Damen zu ihrem Glück, die krampfartigen Verspannungen meiner Schultermuskulatur lösten sich, und als wir die Autobahn-Auffahrt passiert hatten, fingen wir spontan an zu singen. Die Stimmung war auf dem Höhepunkt, als wir auch die Raststätte Michendorf, wo eventuell und ganz ausnahmsweise vielleicht noch eine Kontrolle hätte stattfinden können, hinter uns gelassen hatten. Vor uns lag die offene Autobahn, und da wurde nicht kontrolliert. – Dachten wir!

Die Raststätte Michendorf lag noch keine zwei Kilometer hinter uns, da schreckte uns ein rotes Blinklicht aus der Siegesicherheit. Noch wollten wir nicht an eine Kontrolle glauben. Heinz versuchte, uns zu beruhigen: «Da kann nur ein Unfall passiert sein. Die lassen doch Fahrzeuge auf der linken Spur vorbei.»

Vom Erkennen des Blinklichtes bis zur Ankunft am Ende der Fahrzeugschlange verging weniger als eine Minute, und während dieses kurzen Zeitraumes wurde uns schon klar, in welche Falle wir hineingeschlittert waren. Neben dem Träger der Lampe standen zwei Polizisten mit geschultertem Karabiner, und ein vierter, offenbar ein Offizier, schien jeweils an die Fahrzeuge heranzutreten und Entscheidungen über Weiterfahren oder nicht zu treffen.

Bremsen, Zündung aus, linkes Seitenfenster runterkurbeln, zum Stehen kommen und warten.

Die Dreiergruppe mit dem Lampenhalter rückte uns gemächlich entgegen. Unser Vordermann in der Schlange war ein PKW mit West-Berliner Kennzeichen. Der Offizier näherte sich diesem Wagen und – winkte ihn heraus auf die Unke Spur zum Weiterfahren. Nun war einiges klar: Die Kontrolle richtete sich nur gegen DDR-Bürger, und es war sehr unwahrscheinlich, dass bestimmte Personen gesucht wurden. Mit Sicherheit ging es hier um «Bannware», also Einkäufe aus West-Berlin. Na, dann Prost!

Der vierte Mann, es WEIT tatsächlich ein Offizier, wandte sich unserem «Troll» zu und fauchte mit angsteinflössender Stimme: «In der rechten Spur bleiben und nachrücken!»

Sprach's und wandte sich dem Fahrzeug hinter uns zu. Wie in einem modernen Stau quälten wir uns nun im Stop and Go Meter für Meter vorwärts, während die Anhaltemannschaft hinter uns im Dunklen verschwand. Da wir uns nun unbeobachtet fühlten, erwachte Heinz zu neuen Aktivitäten: «Ich gehe mal nach vorn und sehe nach, was da eigentlich vor sich geht.»

Quälende Minuten vergingen, bis er wieder auftauchte und seinen Bericht erstattete: «Vor uns stehen fast 40 Fahrzeuge, alle aus der DDR. Vorn sind mindestens zehn Mann dabei, die Fahrzeuge zu filzen. Die lassen alles, aber auch alles, ausräumen und sogar die hinteren Sitze rausnehmen. Alles muss auf die Strasse gepackt werden, und da machen sich Frauen in Uniform darüber her.»

Heinz stieg wieder ein, er machte einen total geschockten Eindruck. Dann, zu den Damen gewandt, schimpfte er: «Wenn wir denen mit unserer ganzen Ladung in die Hände fallen, blüht uns was! Am besten schmeissen Sie den ganzen Babel in den Wald neben der Autobahn, oder Sie verpissen sich zu Fuss zum nächsten Dorf. Ich habe keine Lust, Ihretwegen Streife zu bezahlen oder eingelocht zu werden.»

Es war ihm anzumerken, dass er nicht spasste. Heinz war selbständiger Kleinspediteur und ernährte seine Familie mehr schlecht als recht. Seine Frau brachte als Lehrerin auch etwas nach Hause, so dass der Belag zum Brot nicht fehlte. Wenn er aber bei einem «Warenschmuggel» und «Devisenvergehen» gefasst würde, dann wäre eine Untersuchungshaft nicht ausgeschlossen. Mit der Dauer solcher Einsperrungen gingen die Wächter des Sozialismus damals sehr grosszügig um. Da konnten Wochen vergehen, ehe überhaupt mit einer Untersuchung begonnen wurde. So mancher DDR-Bürger hat ein Jahr und mehr im Gefängnis gesessen, um dann ohne eine Entschuldigung oder gar Schmerzensgeld bei Nacht auf die Strasse gesetzt zu werden. Diejenigen, denen das passierte, waren dann auch noch dankbar, dass sie einem Strafprozess entgangen waren. Privatunternehmer wie Heinz waren für die Strafverfolgungsinstanzen dieses «sozialistisch» geprägten Staates ohnehin stets potentielle Wirtschaftsverbrecher; und was ein Wirtschaftsverbrechen war, das wurde auf unterer Ebene der Staatsanwaltschaften definiert. Letztere erhielten ihre Direktiven zweifelsohne aus den Reihen der Partei der Werktätigen. Heinz hatte berechnete Ängst, und ich glaube, er hätte die Damen mit

Gewalt aus dem Wagen gezerzt und mit Fusstritten in den Wald befördert, wenn – ja wenn – sich die Situation nicht auf andere Weise hätte klären lassen.

Angst hatte ich auch. Mir haftete der Makel eines «Parteifeindes» an; ich war Intrigen nach stalinistischem Muster zum Opfer gefallen – eine Geschichte, die ich an anderer Stelle ausführlich erzähle. Dennoch war es mir gelungen, mich freischaffend in eine privilegierte Berufssparte zu mogeln, in der es mir inzwischen gar nicht schlecht ging. Auch mir hätten einige massgebende Leute dieses Staatswesens gern «die Beine spitz gehackt». Wenn jetzt zu dem Parteirausschmiss noch eine Untersuchungshaft käme, vielleicht sogar eine hohe Geldstrafe, dann wäre es unter Umständen um meine Selbständigkeit geschehen. Die für den Einsatz als Dolmetscher erforderliche Vertrauenswürdigkeit konnte mir auch abgesprochen werden, und ich hätte dann beruflich völlig von vorn anfangen müssen. Zudem hatte ich öfter munkeln hören, dass bei Schiebereien – und diesen Tatbestand hätte man uns angelastet – auch das Transportfahrzeug konfisziert worden sei. Oh weh! Den «Troll» verlieren, den wir unter so vielen Entbehrungen «aufgezogen» hatten?

Nein, bloss nicht das!

Alle diese Betrachtungen spulten meine Gehirnwindungen im Zeitraffer ab, während die zweite Ebene meines «multifunktionalen Bio-Computers» krampfhaft nach einem Ausweg aus der misslichen Lage suchte. Ein Blick in den Aussenspiegel zeigte, dass sich die Anhaltetruppe wegen des Missverhältnisses zwischen hinten auffahrenden und vorn abgefertigten Fahrzeugen sehr weit von uns entfernt hatte. Besser gesagt, sie war nicht mehr im Blickfeld, weil die Autobahn an unserem Standort eine leichte Biegung machte. Auf der linken Spur an uns vorbei rollten in

ziemlich dichter Folge westdeutsche und West-Berliner LKW und PKW Selbst bei weit aus dem linken Seitenfenster herausgestrecktem Kopf und nach vorn gerichtetem Blick konnte ich die Filzertruppe an der Spitze der stehenden Kolonne ebenfalls nicht mehr ausmachen.

Der «Troll» stand mit laufendem Motor, der erste Gang war eingelegt, weil wir gerade wieder um eine Fahrzeuglänge vorrücken konnten. Im Blickfeld des Innenspiegels zeigte sich auf der rollenden Spur ein, wie mir vorkam, riesiger LKW, und der rollte offensichtlich mit geringer Geschwindigkeit. Der Vordermann in unserer Spur hatte schon vorgezogen, und zwischen seinem Heck und unserer Front gab es eine Lücke von vielleicht sechs bis acht Metern ...

Was dann passierte, war das Ergebnis eines blitzartigen Entschlusses, dessen möglicherweise negative Folgen überhaupt nicht erwogen worden waren. Noch war der Anhänger des an uns vorbeierollenden Lastzuges nicht an unserem «Troll» vorbei, da machte ich ein «langes Bein» am Gaspedal, liess die Kupplung kommen und scherte aus auf die linke Spur, um mit heulendem Motor so dicht wie möglich an das Heck des Anhängers heranzukommen. So weit ging die Sache schon ganz gut, und dann trat die Solidarität der Landstrasse in Aktion.

Im Rückspiegel konnte ich mich davon überzeugen, dass dieses Ausscheren auf die linke Spur leicht hätte zum Crash führen können. Der Abstand zwischen unserem neuen Vordermann und einem nachfolgenden Lastzug war bestimmt nicht grösser als zwei Längen unseres «Troll» gewesen, und deshalb hatte ich ihn gar nicht gesehen. Aber wir waren drin in der rollenden Kolonne der Westfahrzeuge, und der Fahrer des Lastzuges hinter uns hatte die Lage erfasst. Er musste erkannt haben, dass das, was wir machten, eine Verzweiflungstat war, und dass er uns nach Kräften schützen musste. Das tat er, indem er bis auf weniger als einen Meter an unser Heck heranfuhr. So rollten wir wie ein Mäuschen

zwischen Hammer und Amboss, wobei der Hammer hinter uns eher die Sensibilität eines Katzenpfötchen bewies.

Dermaßen eingekeilt zwischen den beiden Boliden hatte ein Aufpasser vorn wenig Chancen, an unserem vorbeirollenden «Troll» von der Seite her die Nummernschilder vorn oder hinten zu entziffern und festzustellen, dass wir nicht aus dem Westen kamen. Wir sahen das Gewimmel der Filzer und sahen als letzten Uniformierten einen Wachmann mit geschultertem Karabiner, der, auf dem Mittelstreifen stehend, wohl die Aufgabe hatte, solche Blockadebrecher wie uns auszumachen, zu melden und eine Verfolgungsjagd auszulösen. Ob er träumte, nicht in der Lage war, uns als Östfahrzeug zu definieren oder ob er das gar nicht wollte, sei dahingestellt. Wir rollten vorbei, und auf den nächsten Autobahnkilometern blieben uns die beiden Brummis noch treu, bis der Vordermann eine unserem Auto nicht mehr angemessene Fahrgeschwindigkeit anschlug. Wir blieben zurück, der Hintermann überholte, blinkte ein paarmal und hupte kurz. Er freute sich wohl mit uns, dass wir gemeinsam den Vopos ein Schnippchen geschlagen hatten.

Wir aber, die ganze Besatzung des «Troll», blieben vorerst stumm. In ängstlicher Spannung verfolgte ich im Rückspiegel die Bewegungen des nachfolgenden Verkehrs. Wenn die uns erkannt hätten, dann wäre zur Verfolgung ein Motorradfahrer losgeschickt worden, und der hätte sich in Schlangenlinien den Weg durch den gestauten Fluss der Verkehrsteilnehmer gesucht. Das wäre aufgefallen, aber es gab keine auffälligen Bewegungen.

Es hat noch lange gedauert, ehe sich die Spannung löste; auf den restlichen 100 Kilometern bis Magdeburg wurde an diesem späten Abend nicht mehr viel gesprochen. Die lukrative Verbindung zum Boss der Tankstelle am Damaschkeplatz habe ich abgebrochen, um nicht noch einmal in eine so prekäre Lage hineinzuschlittern.

[Prenzlauer Berg, Ost-Berlin – West-Berlin;
1955-1961]

Udo Wanke-Kreh

Freud und Leid in der geteilten Stadt

Im Januar 1955 zog meine Familie von Dessau nach Ost-Berlin. Wir wohnten im Stadtbezirk Prenzlauer Berg in der Mandelstrasse. Mein Leben bis zum Mauerbau am 13. August 1961 lässt sich nur vor dem Hintergrund der besonderen politischen Situation in Berlin verstehen. Deshalb schildere ich, wie ich diese Stadt aus meiner Sicht als Halbstarker erlebt und empfunden habe.

Berlin war bis zum 13. August 1961 eine geteilte Stadt mit offenen Grenzen. In West-Berlin herrschten die drei westlichen Alliierten, Amerikaner, Briten und Franzosen, in Ost-Berlin der sowjetische Alliierte. Die Sektorengrenze als Grenzlinie zwischen West- und Ost-Berlin, der «Berliner eiserne Vorhang», war nach beiden Seiten hin offen. Es gab 81 Sektorenübergänge zwischen West- und Ost-Berlin. Die Stadt hatte gemäss der Viermächtevereinbarung unter anderem bezüglich dieser Offenheit einen Sonderstatus in Deutschland. Die westlichen Alliierten hielten sich an die Vereinbarung, die Sowjetunion nicht. Ost-Berlin wurde zur Hauptstadt der DDR erklärt und für die Ost-Berliner wurde die Wehrpflicht eingeführt. Anders in West-Berlin, wohin viele junge Bundesbürger, die sich vor dem Wehrdienst drücken wollten, zogen und – als willkommener Nebeneffekt – die Bevölkerung verjüngten. Sie bildeten von ihrer Gesinnung her ein Protestpoten-

tial, das später in der 68er Bewegung hier für besondere Unruhe sorgen sollte. So lebten sich bereits vor dem Mauerbau 1961 die beiden Stadthälften trotz offener Grenzen auseinander. West-Berlin gehörte quasi zur BRD, Ost-Berlin zur DDR.

Das Berliner Verkehrsnetz

Das Hauptverkehrsmittel Berlins war damals wie heute die S-Bahn. Sie fuhr durch alle Sektoren, im Grunde genommen noch wie vor dem Zweiten Weltkrieg. Das Bahngelände gehörte der Deutschen Reichsbahn der DDR, die ihren Sitz in Ost-Berlin hatte, und wurde auch von ihr betrieben. Die Ringbahn, die in beiden Richtungen kreisförmig den Stadtkern Berlins umfährt, war der Stolz aller Berliner. Man konnte (und kann jetzt wieder) auf einem Ringbahnhof wahlweise an beiden Bahnsteigseiten in einen Zug einsteigen und etwa eine Stunde lang im Kreis herumfahren. Innerhalb des etwa 37 km langen Ringes gab es zwei Durchmesserlinien, die sich am Bahnhof Friedrichstrasse kreuzten, also mitten im Zentrum. Von der Ringbahn gingen strahlenförmig Linien in das Berliner Umland.

Die Berliner U-Bahn unterstand den westlichen Alliierten und wurde von West-Berlin betrieben. Ihr Netz war im Vergleich mit dem der S-Bahn klein; es gab lediglich vier Linien, die sich im Wesentlichen innerhalb der Ringbahn befanden. Der grösste Teil des Streckennetzes lag im Westteil der Stadt. Die U-Bahn fuhr, wie vor dem Zweiten Weltkrieg, ohne Unterbrechung durch Ost- und West-Berlin.

Die Fahrpreise bei der S-Bahn und der U-Bahn waren in Ost- und West-Berlin dieselben, nur dass die Fahrgäste an den S- und U-Bahnhöfen mit unterschiedlicher Währung bezahlten. Eine einfache Fahrt im Stadtbereich kostete 20 Pfennige. Weil die Ost-Berliner kein Westgeld besitzen durften, man ihnen aber den Besuch West-Berlins nicht verbieten konnte, gab es Rückfahrkarten, die 35 Pfennige kosteten.

Die Strassenbahn- und Buslinien waren zu meiner Zeit nicht

mehr durchgängig. Sie endeten in West- und Ost-Berlin jeweils an der Demarkationslinie. Für die Weiterfahrt in West-Berlin konnten die Ost-Berliner einen Umsteigefahrschein lösen. Es war eine «Kulanzregelung» der Verkehrsbetriebe in West-Berlin. Rückfahrkarten gab es allerdings nicht. Auch bei der Strassenbahn und den Bussen bezahlte man in Ost-Berlin niedrige Fahrpreise. Eine einfache Fahrt kostete 20 Pfennige, ein Umsteigefahrschein 30 Pfennige, und für Kinder unter 14 Jahren gab es Kinderfahrseine für 15 Pfennige mit Umsteigeberechtigung. In West-Berlin waren die Fahrpreise ähnlich. Die Fahrpreisgestaltung änderte sich im Laufe der Jahre nur geringfügig. Für weitere Fahrten in die Außenbezirke galten Staffelpreise von 30 bis 50 Pfennigen.

Die Sektorengrenze

Sie entsprach ziemlich exakt dem Verlauf der Berliner Mauer nach dem 13. August 1961. In West-Berlin verlief sie durch die Stadtbezirke Reinickendorf, Wedding, Tiergarten, Kreuzberg und Neukölln, also mitten durch Berlin. Sie konnte zu jeder Tages- und Nachtzeit an den Grenzübergängen zu Fuss, im Auto oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln passiert werden. Die deutschen Polizeibeamten beidseitig der Sektorengrenze hatten im Grunde genommen nur die Aufgabe, die öffentliche Ordnung zu gewährleisten und darauf zu achten, dass die Verordnungen und Gesetze eingehalten wurden. Einschreiten durften sie theoretisch nur bei einem berechtigten Verdacht auf eine gesetzwidrige Handlung. Diese Möglichkeit wurde, je nach augenblicklicher politischer Situation, von der Ost-Berliner Polizei missbraucht, um sich zu profilieren und die Bürger zu schikanieren. Ausser Frust, Aggression, Angst, Protest, Wut und Hass, die die Schikanen bei den Betroffenen auslösten, hatten sie kaum Wirkung. Eine breite Verachtungswelle traf insbesondere die Bahn- und Zollpolizei. Sie hatte wegen ihrer blauen Uniform den Spitznamen «Die Blauen» (ursprünglich die Bahn- und Transportpolizei der Reichsbahn).

In Ost-Berlin war ihr Aufgabenbereich erweitert. Sie waren gleichzeitig Grenz- und Zollpolizei und konfiszierten verbotene Waren, die Ostdeutsche in West-Berlin gekauft hatten und mitführten.

Der Wechselkurs

Den gravierendsten Einfluss auf das Leben der Berliner hatte der Wechselkurs. Er schwankte zwischen eins zu vier und eins zu fünf. Konkret heisst das, dass man in einer Wechselstube in West-Berlin, die es an jeder Strassenecke gab, bei einem Wechselkurs von 1:5 für fünf Ostmark eine Westmark oder umgekehrt für eine Westmark fünf Ostmark tauschen konnte. Viele Geschäfte in West-Berlin nahmen auch beide Währungen in Zahlung. Nun waren die Preise und das Warenangebot in Ost- und West-Berlin sehr unterschiedlich, ebenso wie die Lebenshaltungskosten. Dagegen waren die Löhne annähernd gleich hoch. Ein West-Berliner Facharbeiter verdiente je nach Beruf 400 bis 600 Westmark und ein Ost-Berliner entsprechend 400 bis 600 Ostmark. Bei einem Nettogehalt von beispielsweise 500 Mark heisst das, unter Berücksichtigung des Wechselkurses von 1:5, dass der Ost-Berliner über eine Kaufkraft von 100 Westmark und umgekehrt der West-Berliner über eine Kaufkraft von 2'500 Ostmark verfügte. Die Auswirkungen des Wechselkurses werden in ihrem vollen Umfang erst verständlich, wenn man die politischen und sozialen Verhältnisse einbezieht.

Bedingt durch die kommunistische Ideologie und Wirtschaftsform wurden in Ost-Berlin und in der DDR verschiedene Grundbedürfnisse vom Staat subventioniert, was als «sozialistische Erregenschaften» gepriesen wurde. Das waren vor allem die Wohnungsmieten, die Energie (Strom, Gas, Kohle), die Fahrpreise der öffentlichen Verkehrsmittel und die Grundnahrungsmittel. Auch für das kostenlose Bildungswesen wie Schule, Lehrlingsausbildung und Studium gab der Staat beträchtliche Summen aus. Die



Gedränge an der Wechselstube am Bahnhof Zoologischer Garten 1949 – Erst mal schauen, wie hoch der Wechselkurs heute ist. Der Wechselkurs für den Umtausch von Westgeld in Ostgeld variierte in den Jahren von der Währungsreform 1948 bis zum Mauerbau 1961 zwischen 1:10 und 1:4.

Wohnungsmiete in Ost-Berlin lag, je nach Wohnqualität und Wohnlage, zwischen 50 Pfennigen und einer Ostmark pro Quadratmeter. Eine Schrippe (Brötchen) kostete in Ost-Berlin fünf Pfennige und ein Drei-Pfund-Brot 90 Pfennige. Bei anderen Grundnahrungsmitteln wie Zucker, Mehl, Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Milchprodukten und Fleischwaren sah es ähnlich aus.

Ein West-Berliner konnte also wechsellkursbedingt in Ost-Berlin für einen Pfennig Westgeld ein Brötchen oder für knapp 20 Pfennige ein Drei-Pfund-Brot kaufen. Während in West-Berlin die Grundnahrungsmittel vergleichsweise viel kosteten, waren in Ost-Berlin alle «Luxuswaren» teuer, das heisst, alles was importiert werden musste wie Südfrüchte, Kakao, Kaffee und Perlonstrümpfe, aber auch Haushaltsgeräte bis hin zum Auto waren

enorm teuer – sofern es sie überhaupt gab. Diese begehrten «Luxusartikel» waren hingegen in West-Berlin, trotz des Wechselkurses, verhältnismässig preiswert und immer vorrätig. Die Strassenverkäufer im Westen boten am späten Abend zehn bis zwölf Bananen für eine Westmark feil und verdienten selbst daran noch.

Von den Reingewinnen, die sich durch den Wechselkurs erzielen liessen, hätte selbst der kühnste sizilianische Mafioso nur träumen können. Alle Möglichkeiten, Schiebergeschäfte zu machen, hatten beispielsweise die Alliierten Soldaten, ob vor, während oder nach der Berlin-Blockade. Sie durften sich vollkommen unkontrolliert in allen vier Sektoren Berlins auch mit Kraftfahrzeugen frei bewegen. Die Wechselkurse erreichten für sie zeitweise schwindelnde Traumquoten: Ein US-Dollar entsprach fünf Westmark, ergab im Umtausch also 25 Ostmark. Ein britisches Pfund brachte zwölf Westmark, ergab also 60 Ostmark. Wenn westalliierte Soldaten zum Einkauf nach Ost-Berlin fuhren, ging es mit Sicherheit nicht um leere Pfandflaschen wie bei mir.

Wir Ost-Berliner waren wie verrückt hinter Westgeld her. Die West-Berliner verdienten nicht nur an unseren Wünschen nach Westwaren, sondern auch noch daran, dass sie sich selbst in der DDR alles billig besorgen konnten, was es dort an Brauchbarem gab. Das betraf nicht nur Lebensmittel. Wer sich auskannte, konnte Kunstgewerbe, Porzellan, Bücher, Schallplatten oder Musikinstrumente von sehr guter Qualität zu Spottpreisen kaufen.

Selbst völlig legale und halblegale Aktivitäten wurden zur Goldgrube. So hatte die Aufteilung der Stadt in einen Ost- und einen Westteil die sogenannten *Grenzgänger* hervorgebracht. Sie lebten in Ost-Berlin und arbeiteten in West-Berlin. Ihr Gehalt bekamen sie zur Hälfte in Ostmark und zur anderen Hälfte in Westmark ausbezahlt – ein für die Arbeitnehmer äusserst lukratives Geschäft. Das Ostgeld reichte ihnen für die Lebenshaltungskosten in Ost-Berlin, das Westgeld war ihnen Verfügungsreserve für be-

liebige Spekulationen. Etwas komplizierter und weniger lukrativ wickelte sich die Lohnabrechnung für die Betriebe ab. Das Ostgeld für die Auszahlung der Löhne mussten sie über eine Ausgleichskasse der Stadt Berlin (West) im Verhältnis eins zu eins beziehen.

Es gab auch den Grenzgänger, der in Ost-Berlin angestellt war, beispielsweise bei der S-Bahn, und in West-Berlin wohnte. Die West-Berliner Ausgleichskasse tauschte ihm die Hälfte seines Ost-Lohnes eins zu eins in Westgeld um. Unter dem Strich machte die Stadt Berlin (West) mit den Grenzgängern kein schlechtes Geschäft, denn bis zum Bau der Mauer 1961 kamen erheblich mehr Ost-Berliner zur Arbeit nach West-Berlin als umgekehrt.

Zu den halblegalen Geschäften gehörten Gelegenheitsarbeiten und Schwarzarbeit von Ost-Berlinern in West-Berlin – zu Dumpingpreisen versteht sich! Die Ost-Berliner Putzfrau gehörte fast zum Statussymbol des gehobenen Mittelstandes in West-Berlin.

Der DDR-Staat reagierte perfide auf das Währungsgefälle. Ursprünglich gab es die hochsubventionierten Grundnahrungsmittel hauptsächlich in den Konsumgeschäften. Später kamen, sich immer mehr ausweitend, die HO-Läden dazu. Die HO war zunächst eine Kette von Einzelhandelsunternehmen, die Mangelware zu höheren Preisen verkaufte und den Gewinn an den Staat abführte. Auf diese Weise wurde Kaufkraft der Bevölkerung abgeschöpft, und der Aufwand für Lebensmittel-Subventionen im Staatshaushalt zugleich abgebaut. Die Konsumgeschäfte wurden immer leerer und die HO-Geschäfte immer voller. Trotzdem waren auch die HO-Preise noch zivil.

Taschengeldsorgen

Eines meiner grössten Probleme war die Geldnot. Das Taschengeld von meinen Eltern entsprach nicht einmal dem berühmten Tropfen auf den heissen Stein. Anfangs erhielt ich eine Ostmark wöchentlich. Später hatten meine Eltern mehr Einsicht, und das

Taschengeld stieg allmählich bis auf drei Ostmark. Bei einem Wechselkurs von eins zu fünf zwischen Ostgeld und Westgeld war das erbärmlich. Mein Vater hatte zwar eine grandiose Idee, für die ich ihm ewig dankbar bin, aber das Grundübel löste auch sie nicht. Er schenkte mir eines Tages ein Sparkassenbuch mit einem Guthaben von 200 Ostmark und sagte: «Das ist dein Taschengeld für ein Jahr, sieh zu, wie du damit zurechtkommst.»

Mir gefiel das. Das Bittstellerdasein an jedem Wochenende hörte für mich auf, und die Eigenverantwortung sowie mein Stolz taten ihr Übriges, sparsam zu haushalten.

Vorübergehend hatte ich einen Zusatzverdienst als «Laternen-auszünder». Die älteren Jungen, so um die 18, sassen abends, wenn es dunkel wurde, gern mit ihren Freundinnen auf dem Ostseeplatz. Am begehrtesten waren die Bänke im Oval in der Mitte des Platzes, umgeben von Sträuchern und Bäumen. Ich ging zu den Liebespärchen und bot ihnen an, für 50 Pfennige die Laternen auszumachen. Mittlerweile kannten sie mich schon und fanden das lustig. Ich kletterte, nachdem ich abkassiert hatte, den Laternenmast hoch und zog am Laternenanzünder, bis die Laterne erlosch. Es gab nur zwei Laternen, also leicht verdientes Geld. In lauen Sommernächten brachte mir das zwei bis drei Ostmark am Abend ein. Es waren ja vier Bänke. Mit zunehmendem Alter wurde ich für diesen Service zu stolz und überliess ihn Jüngeren.

Eine wesentlich einträglichere Geldquelle war das Sammeln und Abliefern von Pfandflaschen. Ich kam mir dabei zwar ärmlich vor, überwand aber aus Geldnot alle Hemmungen. Als ich zwölf Jahre alt war, 1956, gab es in Ost- und West-Berlin gleiche Pfandflaschen. Noch Hefen die alten Maschinen in beiden Stadtteilen. Wenn ich bei einer Bierflasche das Etikett ablöste und sie in West-Berlin abgab, erhielt ich dafür 30 Pfennig Westgeld. Dafür konnte ich in einem Grenzgängerkinio in West-Berlin für 25 Pfennige einen Film sehen, und es reichte sogar noch für einen Kaugummi.

Ich hätte mir auch 30 Ostbrötchen kaufen können – nur so zum Vergleich. Diese Flaschen zu verschieben, lohnte sich, und je dringender ich Geld brauchte, umso fleissiger sammelte ich. Einige von uns Kindern waren so kess, dass sie von Wohnungstür zu Wohnungstür gingen und nach Pfandflaschen fragten.

Später etablierte sich in der Nähe, an der Greifswalder Strasse, eine Pfandflaschen-Annahmestelle. Die Flaschen wurden auf einem grösseren Gelände im Freien gelagert. Wir kletterten an einer günstigen Stelle über den Zaun, klauten Flaschen und gaben sie entweder vom wieder ab oder verschoben sie nach West-Berlin, je nachdem, was wir erwischten. Meine Selbstkosten – für das Fahrgeld – betrugen 30 Pfennige Ostgeld oder umgerechnet sechs Pfennige Westgeld, sofern ich die Flasche gekauft hatte. Beim Verschieben von 450 Bierflaschen, 15 Kästen à 30 Flaschen, ergab sich ein Reingewinn von über 500 Ostmark, die Selbstkosten bereits abgezogen. Das entsprach dem Monatsgehalt eines hochqualifizierten Facharbeiters in der DDR und war Kinderkram im Vergleich zu dem, was die «Grossen» anstellten. Von ehrlicher Arbeit in einem Volkseigenen Betrieb (VEB) der DDR hätten sich die 17- bis 20jährigen weder ein Motorrad, noch Lederkleidung, noch Westklamotten kaufen können.

Währungsgefälle und Einkaufs-Eldorados

Das gemeinsame Verkehrsnetz, das unterschiedliche Warenangebot und der Wechselkurs mit seinen enormen Gewinnspannen führten dazu, dass sich in West-Berlin entlang der Sektorengrenze ein Einkaufs- und Vergnügungselldorado für Ostdeutsche etablierte. Das Angebot war auf das Portemonnaie und die Wünsche der Ostdeutschen zugeschnitten. Überall, wo die Verkehrsverbindungen besonders günstig waren, herrschte Tag und Nacht jahrmarktähnliches Treiben. Menschenmassen wogten in den Vergnügungsmeilen hin und her. Hunderte von Strassenverkäufern überboten sich mit Lockrufen. Es gab wahre Künstler unter

ihnen. Wie dieser «Jahrmarkt» ablief und welche operettenhaften Tragödien sich mitunter abspielten, sollen einige Beispiele verdeutlichen.

Am *Potsdamer Platz*, im britischen Sektor, kreuzten sich eine S- und U-Bahnlinie. Zudem hatte die Strassenbahn-Linie 74 dort ihre Endhaltestelle. Sie fuhr in Ost-Berlin durch dichtbesiedelte Wohngebiete, war also ein guter Zubringer. Die S- und U-Bahnanlagen lagen unterirdisch und waren durch Fussgängertunnel miteinander verknüpft. Der U-Bahnhof unterstand der West-Berliner Verwaltung, der S-Bahnhof gehörte zu Ost-Berlin. Sowohl in West- als auch in Ost-Berlin gab es Zugänge zu den Bahnanlagen. Man konnte wahlweise mit der S-Bahn oder U-Bahn fahren oder in den Bahnhöfen zu Fuss die Grenze unterqueren und in Ost- oder West-Berlin das Bahnhofsgelände verlassen oder betreten. Natürlich konnte man auch oberirdisch die Sektorengrenze überschreiten. Das Edles war so unübersichtlich, dass jeder, der sich auskannte, der Ost-Berliner Bahn- und Zollpolizei ausweichen konnte. Wer sich nicht auskannte, konnte ihr aber auch plötzlich in die Arme laufen. Da die Bahn- und Zollpolizei Uniform trug, war sie zum Glück leicht zu erkennen.

Durch die Anbindung an mehrere Verkehrsmittel und die Möglichkeit, Grenzkontrollen zu umgehen, entstand direkt am Potsdamer Platz ein kleines Eldorado für Ostdeutsche. Einen Steinwurf von der Sektorengrenze entfernt, lockten die Grenzgängerkinos «Aladin» und «Camera», wo täglich, je nach Länge des Films, fünf bis sechs Vorstellungen liefen. Die erste begann morgens um 9 Uhr, die letzte um 22 Uhr. Von den Vormittagsvorstellungen bis zur 16 Uhr-Vorstellung kostete eine Kinokarte 25 Pfennig Westgeld, und in den Abendvorstellungen waren es 50 Pfennige. Das hört sich wenig an, lohnte sich aber für die Betreiber, weil Edle Vorstellungen ausverkauft waren. Die Kinobesucher standen an den Kassen Schlange. In der Nähe gab es noch zwei weitere Grenzgängerkinos mit gleichem Angebot.

Direkt neben den Kinos «Aladin» und «Camera» befand sich ein grosser Markt mit allem, was das Ostherz begehrte. Es gab Kleidung, Genussmittel, Spielzeug, Haushaltswaren, Werkzeug und vieles mehr, sogar «Büchertauschbörsen», wo die sogenannten Groschenhefte, auch Schmöker und Schundliteratur genannt, gehandelt wurden. Das Lesen dieser Hefte war in Ost-Berlin eine Seuche. Es gab Western, Krimis, Arzt- und Liebesromane, Ländler- und Abenteuerhefte und Comics wie «Micky-Maus», «Prinz Eisenherz» und «Sigurd». Die Groschenhefte waren sich in Aufbau und Aussehen ziemlich gleich. Zum Beispiel hatten die «Bastei-Romane» einen Hochglanzumschlag mit bunten Animierbildchen, einen Umfang von 64 Druckseiten und ein DIN A 5-nahes Format (zirka 15 x 23 cm). Neu kostete das Lesevergnügen dieser Art 35 bis 50 Pfennig, das waren Sonderpreise, die nur für West-Berlin galten. In der BRD kosteten die gleichen Hefte 80 Pfennig bis eine Westmark.

In der Büchertauschbörse, einer Jahrmarkts-Holzbude, bekam man einen Schmöker schon für 20 Pfennige, oder man tauschte drei zu eins. Für drei Hefte, die man hinbrachte, konnte man sich ein anderes aussuchen. Die Kunden lieferten somit dem Budenbesitzer die Ware frei Laden, die der dann weiterverhöberte. Wenn ich beispielsweise mit drei Schmökern zu ihm kam und mir dafür einen anderen aussuchte, kaufte ich in der Regel noch zwei für 40 Pfennige dazu. Der Budenbesitzer nahm von mir 80 Pfennig ein, einmal 40 Pfennige für den Neuerwerb und zum anderen 40 Pfennig für die eingetauschten Hefte, die er weiterverkaufte. Da diese Schmöker Massenware waren und von Jugendlichen bis zur Oma suchtmässig konsumiert wurden – zwei bis drei pro Tag –, waren Umsatz und Gewinn entsprechend. In vielen Schmökern fand man die Namen und Kommentare der vorherigen Leser.

Fuhr ich zum Potsdamer Platz, war das ein Tagesausflug. Zuerst kaufte ich mir drei Kinokarten. Die Freizeit zwischen den Fil-

men verbrachte ich auf dem Markt – er war täglich geöffnet – mit kleinen Geschäftchen und amüsierte mich über die «Idioten», die sich übers Ohr hauen liessen (zu denen ich ja selbst mitunter zählte, was mir aber nicht so vorkam). Oder ich strolchte durch die Gegend und sah mir die Auslagen in den Geschäften am. Meistens waren wir zu zweit oder zu dritt, und die Zeit verging wie im Fluge. Mitunter zogen wir Jungen Zigaretten aus den Automaten. Einige funktionierten mit alten Münzen aus der Vorkriegszeit. Einer von uns stand Schmiere, und die anderen probierten alles aus, was rund war und in den Schlitz passte, bis wir wussten, welche Automaten auf welche Münzen ansprachen. Der Besuch am Potsdamer Platz war für uns mehr eine Verlegenheitslösung, wenn uns gerade nichts Besseres einfiel. Es gab ja in jedem Westsektor mehrere dieser Grenzhochburgen.

Von ganz anderer Qualität waren Tage in der Gegend um den *Gesundbrunnen*. Hier kreuzten sich zwei S-Bahn- und eine U-Bahnlinie. Die Brunnenstrasse und in ihrer Verlängerung die Badstrasse sowie der Volkspark Humboldthain und das Gebiet beidseitig der Brunnenstrasse waren ein gewaltiges Einkaufs- und Vergnügungsviertel. Hier ging die Post ab!

Dagegen war der Potsdamer Platz ein Winzling. Der «Speckgürtel» am Gesundbrunnen umfasste rund zwei Quadratkilometer und schloss an andere an. Es gab mindestens 15 Kinos, mehrere Jahrmärkte und Einkaufspassagen, Kaufhäuser und Geschäfte in Hülle und Fülle sowie an jeder Ecke Strassenverkäufer, Wechselstuben und Kioske. Die breiten Bürgersteige in der Brunnenstrasse waren ein einziges buntes Menschengewimmel, und von der Strasse aus gingen Passagen, kleine Plätze und Nebenstrassen ab, die der Belebtheit der Brunnenstrasse in nichts nachstanden. Wenn wir am Wochenende zu dritt oder zu viert loszogen, kamen wir erst spät abends zurück. Wir bummelten wohl an die 20 bis 25 Kilometer, gingen ins Kino, hörten und sahen uns Park-

konzerte, Strassenmusikanten und Gaukler an, die einen Hut für Kleingeld auf die Strasse stellten und auf diese Weise für ihre Darbietungen belohnt wurden. Mitunter gingen wir auch in ein Fussballstadion – das nahm aber viel Zeit in Anspruch, und die Eintrittskarten waren uns eigentlich zu teuer.

Um die begehrten Filme zu sehen, die nicht jugendfrei waren, präparierten wir unsere Personalausweise. In Ost-Berlin bekamen die Jugendlichen mit 14 Jahren ihren ersten Personalausweis. Wir entnahmen einer hinteren Seite ein kleines Stückchen Ausweispapier, schrieben darauf eine Zahl und schoben diese Zahl unter die letzte Stelle des Geburtsdatums. So wurde ich vier Jahre älter. Ich war 1944 geboren und hatte über die letzte Zahl eine Null montiert, so dass dort 1940 stand. Der Ausweis wurde in eine vergilbte Ausweishülle gesteckt, die innen mit ihrer gerasterten, milchigen, wenig durchsichtigen Kunststoffolie halb über die Ausweisseiten reichte. Klappte ich den Ausweis auf, steckte links die halbe Seite mit dem Passbild unter der Klarsichtfolie und rechts das Seitenteil mit dem Geburtsdatum. Damit kam ich in Filme wie «Lockender Süden» und «Schwarze Nylons, heisse Nächte». Wahrscheinlich wäre der Aufwand gar nicht nötig gewesen, denn welchen Kartenabreisser interessierte schon unser Alter?

Aber so abgebrüht waren wir noch nicht. Der Ausweis musste ja beim Kartenkauf vorgelegt werden, um den Sonderpreis für Ostler zu erhalten. Es wäre uns furchtbar peinlich gewesen, dort vor allen Leuten aussortiert zu werden.

Eine Zeitlang gab es auch Gruselfilme mit 3D-Brillen aus Pappe, die mit einem grünen und einem roten, durchsichtigen «Augenglas» aus Kunststoffolie versehen waren. Diese Brillen musste man sich vor die Augen halten. Die Bilder auf der Leinwand kamen dann auf einen zu und wirkten räumlich. Der Werbegag war, dass jeder, der bei dem Gruselfilm vor Schrecken einen Herzanfall mit Todesfolge erlitt, mit 1'000 Dollar versichert war. Es war die reinste Schizophrenie. Wir gingen ins Kino, in der stillen Hoff-



Das Foto zeigt mich im Konfirmandenanzug, 1958. Endlich vierzehn, endlich mit eigenem Ausweis in die West-Berliner Kinowelt.

nung auf einen tödlichen Herzanfall, um danach die 1'000 Dollar absahnen zu können. Das war wirklich makaber!

Grenzkontrollen

Gesundbrunnen war auch mein Einkaufsbereich für Jeans, die sehr begehrten Schuhe mit «Specksohlen» und andere Kleinigkeiten. Schuhe mit «Specksohlen» waren nicht billig, aber unverwüßlich. Die Sohlen aus einem kautschukartigen, gelblichen Kunststoff hielten drei bis vier Jahre, dann löste sich eher das Oberleder der Schuhe auf, als dass die Sohlen abgelaufen waren. Auch die Levis-Jeans der 50er Jahre hielten wesentlich länger als später die Jeans der 70er Jahre, obwohl wir sie täglich anhatten. Um zu verhindern, dass mir die neuen Klamotten vom Zoll, den

«Blauen», weggenommen werden konnten, zog ich sie, nachdem ich alle Preisschildchen und ähnliche Hinweise auf den Neukauf entfernt hatte, gleich an. Mit Vorbedacht fuhr ich in uralten Sachen zum Einkaufen, die ich dann wegwarf. Diese Methode war sehr verbreitet. Weder bei mir noch bei meinen Freunden und Bekannten wurde von den «Blauen» jemals etwas konfisziert. Diejenigen, die aus der DDR zum Einkaufen kamen und sich nicht auskannten, verloren oft in wenigen Minuten die Ersparnisse eines Jahres und mehr. Wie das?

Beispielsweise hatte sich eine kleine Verkäuferin irgendwo in der DDR so viel Geld zusammengespart, dass sie sich den Traum von einem «Nuttenfiffi» – Spitzname für eine kleine Kunstpelzjacke oder einen kurzen Kunstpelzmantel – aus West-Berlin erfüllen konnte. Wenn sie ahnungslos mit ihrer Jacke in der Einkaufsstüte mit der S-Bahn nach Ost-Berlin zurückfuhr, oder auch, wenn sie das eben Erworbene stolz zur Schau trug und jeder sah, dass es neu WEIT, konnte es ihr passieren, dass die «Blauen» sie an der Grenzstation aus der Bahn holten und ihr den Neukauf nachwies bzw. sie so einschüchterten, dass sie den Einkauf zugab. Weg war ihr «Fiffi» – ersatzlos konfisziert. Die «Blauen» gaben ihr höchstens noch den Trost mit auf den Weg, dass sie froh sein könne, dass ihr Betrug nicht ihrer Arbeitsstelle gemeldet und man auf eine Strafanzeige verzichten würde. Es lässt sich vorstellen, wie es in einem jungen Menschen aussieht, der auf diese Weise erniedrigt und um seine Ersparnisse geprellt wird. Für ihn sind das unversöhnliche Erinnerungen! Er pfeift darauf, dass es nach den Gesetzen der DDR für Ostdeutsche verboten ist, Westgeld zu besitzen, Ostgeld im Westen umzutauschen oder Westwaren in die DDR einzuführen.

Auch die Regierung der DDR ahnte, was sie mit ihren Kontrollen bei DDR-Bürgern anrichtete. Die Gesetzesüberschreitungen wurden, je nach politischem Klima, zeitweise streng oder weniger streng geahndet. Fanden die «Blauen» Westwaren oder Westgeld

und der DDR-Bürger konnte den rechtmässigen Besitz nicht eindeutig nachweisen, wurden Geld und Waren konfisziert.

Mitunter gab es brisante Situationen. Ich erlebte einmal, wie eine ältere, waschechte Berlinerin mit ihrer Einkaufstasche aus dem Zug geholt wurde. Schon beim Aussteigen aus dem Zug fing sie an zu kreischen: «Ihr Schweine, ihr Drecksäcke, ihr Verbrecher! Die Leute bestehen, ihnen ihre sauer verdienten Pfennige abnehmen und unter euch Bonzensäuen aufteilen ...» und so weiter. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz. Die Fahrgäste auf dem vollen Bahnsteig rotteten sich zusammen und verfolgten das Geschehen, es wurden immer mehr. In der Zwischenzeit WEIT die Frau am Zollhäuschen angelangt und weigerte sich, es zu betreten. Die «Blauen» hatten ihr vor der offenen Tür des Zollhäuschens die Tasche abgenommen und zeigten demonstrativ eine Kakaotüte und



Grenzkontrolle 1955 – Auf östlicher Seite sucht man bei West-Berlinern vor allem nach Ostgeld und Waren, deren Ausfuhr verboten ist.

ein paar andere Kleinigkeiten in die Menge. In diesem Augenblick drehte die Frau durch, riss dem «Blauen» die Kakaotüte aus der Hand, fetzte sie mit einem kurzen Ruck auf und klatschte sie im Zollhäuschen an die Wand, dass es nur so staubte!

Im ersten Augenblick der Verwirrung, die sie bei den «Blauen» hervorgerufen hatte, drehte sie sich um und verschwand. Die Menschenmauer öffnete sich vor ihr wie ein Reissverschluss und schloss sich hinter ihr wieder. Einen Augenblick lang standen die Zuschauer kurz vor der Explosion. Wäre der Frau nur das Geringste geschehen, wäre sie zum Beispiel gestolpert und hätte sich die Nase blutig gestossen, wäre möglicherweise von den «Blauen» und dem Bahnsteig nicht viel übriggeblieben. In der Zwischenzeit heulten schon die Sirenen vom Rollkommando, das als Verstärkung angefordert worden war, und die Zuschauer zerstreuten sich.

Stichproben und Kontrollen fanden nur auf Ost-Berliner Territorium, und auch nur im Grenzbereich statt. Bei der S-Bahn war es der erste Bahnhof, am dem der Zug in Ost-Berlin hielt, nachdem er West-Berlin verlassen hatte. Dass Fussgänger im Grenzbereich kontrolliert wurden, habe ich nur selten erlebt. War die Strasse voller Menschen, war das nicht ganz einfach. Die meisten Passanten reagierten nur verzögert auf Ansprachen. Man ging erst einmal schnell weiter und liess sich dreimal auffordern, ohne zu reagieren. Erst wenn es brenzlich wurde, fragte man: «Meinen Sie vielleicht mich?»

Im U-Bahnbereich waren Kontrollen ebenfalls problematisch, da die U-Bahn zu West-Berlin gehörte, und wo war nun genau die Grenze – einen Schritt vor oder einen Schritt zurück?

Ich kann mich nicht erinnern, dass die «Blauen» je in U-Bahnen kontrolliert hätten. Aber es gab ja auch nur wenige grenzüberschreitende U-Bahnlinien.

Nach einer allgemeinen Verordnung musste jeder DDR-Bürger seinen Personalausweis jederzeit bei sich haben, wohl ein Grund, weshalb Jugendliche bereits mit 14 Jahren einen solchen erhielt-

ten. Davor hatten wir einen Schülerschein, dessen Spitzname «Milchkarte» war. «Milchkarte» deshalb, weil man in Ost-Berlin beim Einkaufen von Lebensmitteln über viele Jahre den Personalausweis vorlegen musste. Die DDR wollte dadurch verhindern, dass West-Berliner mit Ostgeld einkauften. Offiziell durften sie kein Ostgeld besitzen und mussten in Ost-Berlin mit Westgeld eins zu eins bezahlen. Waren sie wirklich so unbedarft und zahlten, beispielsweise in einem Lokal, mit Westgeld, so steckte es sich garantiert der Kellner heimlich ein und beglich die Zeche aus eigener Tasche in Ostgeld.

Vor dem Mauerbau hatte kein West-Berliner ein Problem damit, Ostwaren mit Ostgeld zu kaufen. Viele hatten Verwandte und Bekannte in Ost-Berlin, die ihnen das Gewünschte frei Haus lieferten, und auch für uns Jugendliche war das selbstverständlich, schon aus reiner Solidarität. Ebenso luden wir «Westler» ein, egal aus welchem Land sie kamen, wenn wir sie in Gaststätten oder Tanzlokalen trafen. Das gehörte sowohl vor als auch nach dem Mauerbau zum Service und führte oft zu langjährigen Freundschaften mit beiderseitigen Vorteilen.

In West-Berlin fuhren wir des Öfteren auch zum Ku'damm (Kurfürstendamm) und in die Nobelviertel – mehr zum Gucken als zum Kaufen. Die grossen prunkvollen Kinos wie den neuen «Zoo Palast» und das «Marmorhaus» mit Parkett-, Sperrsitz- und Balkonplätzen musste man einfach von innen gesehen haben, ebenso die grössten Fest- und Konzerthallen. Auch die bekannten Jazzkneipen wie die «Eierschale» waren ein Muss.

Weitere alljährliche Höhepunkte waren die Grossveranstaltungen in West-Berlin. Wir besuchten die Waldbühne, den Sportpalast mit dem 6-Tage-Rennen und mit Breitwandfilmen wie «Windjammer», die «Grüne Woche» und die Freundschaftsfeste der westlichen Alliierten. Dazu kamen Messen, Ausstellungen, Volksfeste, Musikfestivals, Museen, Theater, Kulturzentren, Kabarets, Galerien und andere Sehenswürdigkeiten. Zu fast allen Veranstal-



Was gab es in der West-Berliner City nicht alles zu beobachten! Und überall wurde gebaut. 1957 war der «Zoo Palast» eröffnet worden, bis 1999 war er das zentrale Wettbewerbskino der Berlinale. Im Hintergrund ist die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu sehen.

tungen gab es für Ostler Sonderpreise. Einige Angebote habe ich kaum genutzt, wie etwa den Besuch von Galerien, Kabarett und Theatern. Mein Interesse dafür war nicht gross genug, um mein bisschen Westgeld dafür auszugeben. Museen und Theater gab es genug auch in Ost-Berlin, und die mussten wir von der Schule aus ohnehin besuchen. Für das Rotlichtmilieu und Spielhöhlen war ich noch zu jung. Ich konnte nicht einmal eine flotte Nutte vom Ku'damm von einer mondänen Dame, die einen Bummel machte, unterscheiden – das ist ja auch nicht so einfach!

Aus: Udo Wanke-Kreh, «Das erste Leben». Erinnerungen eines Nichtangepassten 1947-1972», Sammlung der Zeitzeugen, Zeitgut Verlag 2003.

[Kakau und Coswig bei Dessau, Sachsen-Anhalt – Grimmen, Mecklenburg – Berlin – Augustdorf bei Bielefeld – Essen – Altheim in Schwaben – Halle/Saale – Berlin – Sandbostel bei Bremervörde – Wesel – Remscheid;

1943 – 1959]

Erich Kühnast

Eine unbehauste Jugend zwischen Ost und West

Meine Kindheit von 1943 bis 1954

Im Kriegsjahr 1943 war ich vier Jahre alt. Meine Mutter starb fünf Tage nach meiner Geburt. Ich war deswegen ein ungeliebtes Kleinkind und bekam das zu spüren. Vater heiratete eine 17 Jahre jüngere Frau, als ich etwa drei war. Sie liess mich oft in der kalten Waschküche in nassen Windeln sitzen, ich schrie, aber niemand kam, auch im Winter nicht. Vater hatte in einen kleinen Bauernhof mit Bäckerei eingeheiratet, aber meiner Stiefmutter war wohl die Arbeit zu schwer; sie verschwand mit einem französischen Kriegsgefangenen.

Meine Geburtsstadt Dessau wurde im März 1945 zu neunzig Prozent zerstört. Das Dorf Kakau, in dem wir lebten, war fünfzehn Kilometer entfernt, aber wir sahen den Himmel feuerrot in der Bombennacht. Später fuhren amerikanische Soldaten in Jeeps mit deutschen Kriegsgefangenen durch das Dorf. Farbige Soldaten waren besonders kinderlieb, sie warfen uns runde Schachteln mit Schokolade zu.

Vater war in der NSDAP gewesen, aber nur NSV-Wart. Er wurde dennoch als Nazi verraten. Drei Jahre war er im KZ Buchenwald interniert, das der KGB übernommen hatte, denn mittlerweile war unsere Gegend von den Russen besetzt worden. Am 24. Juli 1948 kam Vater nach Hause. Wir hatten auf unserem Hof

*) NSV war die Abkürzung für Nationalsozialistische Volkswohlfahrt.



*Das Foto zeigt mich
1940 als Baby auf dem
Schoß von Tante
Frieda, die mich behal-
ten wollte, als Mutter
starb.*

von 1945 bis 1948 Flüchtlinge aus dem Sudetenland, die uns drei Kinder mitversorgten. Die Zeiten waren hart, ich kleiner Kerl wuchs ohne Liebe auf – ist es da ein Wunder, dass ich Bettnässer wurde?

Ich litt sehr darunter, doch statt Trost und Zuwendung bekam ich dafür demütigende Strafen. Dass mich Vater jedes Mal verprügelte, war sowieso die Regel; ich wurde aber auch nachts in den Schweinestall eingesperrt. Ein unfähiger Kinderarzt, dem mich Vater dann doch vorstellte, konnte im Bettnässen keine Krankheit sehen; ich wäre halt zu faul, nachts aufzustehen, wurde mir vorgehalten.

Im September 1945 wurde ich eingeschult und erhielt eine Papptüte mit einer Tomate, einem Apfel und ein paar selbstge-



Hier wurde ich zum Schulanfang im September 1945 aufgenommen.

machten Sahnebonbons. Dazu wurden ranzige Butter und Zucker in der Pfanne gebräunt. Wenn die Masse hart wurde und in Stücke geschnitten war, glich sie wirklich echten Sahnebonbons und schmeckte sogar einigermaßen.

Nun war ich also ein Schulkind, hatte von der Schule eine Papptafel erhalten, die die übliche Schiefertafel ersetzte, und musste jeden Tag etwa zwei Kilometer zur Schule laufen – barfuss! Ein Nachbar war Schuster; er fertigte für mich ein Paar Holzpantoffeln mit hohen Sohlen, und ich lernte, damit zu laufen. Im Winter 1945/46 bekam ich Gummistiefel von der Schule, dann Schuhe, die mir aber bald zu klein wurden. Anziehen musste ich sie trotzdem. Bis heute habe ich davon verkrüppelte kleine Zehen.

In Coswig hatte ich zwei Tanten, zu einer flüchtete ich ein paar-mal. Unser Dorf Kakau bei Oranienbaum liegt fünf Kilometer

vom Wörlitzer Park entfernt. Von dort musste ich sechs Kilometer durch den Wald gehen bis zur Fähre, die über die Elbe nach Coswig setzte – leider erst um 6 Uhr. Im nassen Gras wartete ich nachts stundenlang auf sie. Bei einer der Tanten hatte ich meine drei ersten Lebensjahre verbracht; dann holte mich meine Stiefmutter, die mich so sehr vernachlässigte. Die andere Tante war nicht nett gewesen; sie beschimpfte ihre Schwester, weil sie mich aufgenommen hatte.

In meinem kurzen Kinderleben hatte ich also nicht viel Gutes erfahren. Ich war ein unbehütetes Kind ohne warmes Nest, und das Bettnässen hörte nicht auf. Ich schämte mich, nass zur Schule zu gehen, weil die anderen Mitschüler es ja auch rochen. Aber sie wussten, dass ich keine Mutter hatte, und standen meist zu mir. Wenn ich von der Schule kam, schaute ich erst von draussen durchs Fenster. War das Bett aufgedeckt, bekam ich fürchterliche Angst, denn dann war wieder Prügel angesagt. Meine ältere Schwester deckte manchmal das Bett zu, so dass Vater nichts sah. Einmal versteckte ich mich bei einem Freund im Dorf, aber mein Vater fand mich, trieb mich wie ein Stück Vieh nach Hause und schlug mich dabei mit einem Strick vom Fahrrad aus. Mit zehn Jahren hörte die Bettnässerei fast auf.

Ich war kurzsichtig, was aber von den Lehrern nicht erkannt wurde. Obwohl ich in der ersten Reihe sass, konnte ich die Wandtafel kaum lesen. Ich solle mich anstrengen, sagten fast alle Lehrer. Einmal nahm mich meine Schwester ins Kino in einen Kinderfilm mit. Damals stellte ich erstaunt fest, dass der beste Platz für mich in der ersten Reihe lag. Auch bei einer Aufführung des Märchens «Rumpelstilzchen» im Dessauer Landestheater sah ich nur verschwommen. Fast glaubte ich, dass ich zu dumm zum Sehen war. Erst als ich mit knapp dreissig Jahren die Fahrschule absolvierte, erfuhr ich vom Fahrlehrer, dass ich kurzsichtig bin. Seitdem trage ich eine Fernbrille. Vorsorge gab es zur damaligen Zeit auf dem Dorf nicht. Hätte man doch meine Kurzsichtigkeit rechtzeitig erkannt!

Wie gern wäre ich in die Mittelschule gegangen! Doch ebenso wie Schuhe an Kinderfüssen nicht mitwachsen, kann man nicht lernen, ohne etwas zu sehen. Ohne Brille erreichte ich gerade so das achte Schuljahr; aber auch nur, weil ich helfende Mitschüler hatte.

Schon mit fünf Jahren hatte ich am Radio gelauscht und die Musik als meine Ersatzfamilie entdeckt. Da wurde zunächst vorwiegend Tanzmusik gespielt, die vor 1945 verboten war, überwiegend amerikanischer Swing. Dann folgten die ersten Amiga-Plattenaufnahmen mit dem Radio Tanzorchester Berlin «Komm mit mir nach Tahiti». Im Sommer 1948 grölten wir Schuljungen «Ciu, Ciu, Ciu» mit Rita Paul und «Tschia, Tschia, Tscho, Käse gibt es im HO ...»

In den Karnevalshochburgen entstanden in jeder Saison neue Schlager: Willy Schneider sang «Wenn das Wasser im Rhein goldener Wein wär», Jupp Schmitz fragte «Wer soll das bezahlen?» oder versprach «Wir kommen alle, alle, alle in den Himmel». Als die drei Westzonen Deutschlands zusammengelegt worden waren, nannte man dieses merkwürdige Gebilde, das noch nicht Bundesrepublik hiess, die «Trizone». Und die Karnevalisten des Jahres 1948 ulkten: «Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien».

Im März 1953 wurde ich konfirmiert. Ich bekam einen Anzug von meinem älteren Bruder, dazu einen selbstgestrickten Pullover aus Schafwolle, Strümpfe und Sockenhalter, sogar eine Krawatte und Taschentücher. Auch Geranien bekam ich geschenkt. Es war das einzige persönliche Fest in meiner Kindheit.

Wir hatten einen strengen Pfarrer. Im Jahr vor unserer Konfirmation wurde über unseren Kirchenbesuch Buch geführt. Jedes Mädchen, jeder Junge hatte eine Karte, auf der mit Datum und Unterschrift des Pfarrers vermerkt war, ob wir sonntags im Gottesdienst gewesen waren. Anschliessend wurde die Karte den Eltern vorgelegt, die nun ebenfalls unterschrieben. Wenn ich nicht

die Unterschrift vom Pfarrer hatte, erhielt ich mindestens eine Ohrfeige und musste mich rechtfertigen, wo ich denn gewesen sei. Christenlehre und Konfirmandenunterricht fanden immer im Pfarrhaus statt, denn Schule und Religion waren streng getrennt. Einige Lehrer wollten uns für die Jugendweihe gewinnen. Ich hätte das sogar lieber gehabt, denn gottgläubig war ich nicht, da ich viel zu leiden hatte. Wenn andere Kinder spielten, musste ich meist auf dem Hof arbeiten. Damals wurde alles noch mit der Hand gemacht. Vater pflügte anfangs sogar mit einer Kuh. Ich musste Futter holen oder im Wald Pilze oder Heidelbeeren suchen. Wehe, ich kam ohne sie nach Hause!

Im September 1953 fing meine Lehre an. Ich wurde zu einem hysterischen Malermeister gesteckt, obwohl ich kein Talent zu diesem Beruf hatte. Einer meiner Cousins war damals in der DDR ein bekannter Graphiker. Er entwarf Briefmarken und arbeitete für das Kulturministerium. Vater meinte, ich hätte auch das Talent. Ich bin Linkshänder, musste aber rechts zeichnen und malen, obwohl ich bis heute nur links geschickt bin. Einmal stürzte ich vom Fenster und brach mir einen Arm. Öfter bekam ich Ärger mit dem Meister. Er trat mich einmal in den Hintern, was ich mir nicht gefallen liess. Jähzornig stülpte ich ihm einen Topf Schlammkreide über den Kopf. Logisch, dass er mich feuerte.

Anschliessend wurde mir in Dessau eine Stelle in einer Lottoannahmestelle zugewiesen. Diese Arbeit sah ich nicht als Lernen an. Endlich kam ich 1954 zum VEB (K) Bau Dessau. Ich wohnte in einem schönen Lehrlingswohnheim, wo ich endlich Zuwendung erfuhr. Spontan war ich von der Bettnässerei geheilt, weil mich Menschen endlich ernst nahmen. Ich hatte aber immer häufiger Schmerzen in der Nierengegend. Die Ursache fand man nicht.

Im Juli 1954 fand in Dessau ein Fussballspiel des VFL Bochum gegen die einheimische Mannschaft Motor Dessau statt. Ich be-

wunderte die tolle Kleidung – Schuhe mit dicken Kautschuksohlen, Kammgarnhosen, schöne Hemden – und dachte bei mir, solche schicken Sachen wird es wohl so schnell nicht in der DDR geben.

Ostflüchtling 1954

Ende Juli 1954 nahm ich an einem Ernteeinsatz in Grimmen, damals Bezirk Rostock, teil, der etwa zehn Tage dauerte. Von einem kleinen Bauernhof stammend, war mir diese Arbeit nichts Unbekanntes, und es machte auch Spass inmitten der Gruppe junger Erntehelfer. Wir schliefen auf Stroh und wuschen uns draussen an der Pumpe. Mähdrescher waren kaum im Einsatz, es wurde trockenes Getreide eingefahren. Wir waren einem Volkseigenen Gut mit eigener Dreschmaschine zugeteilt worden. Da Starkstrom knapp war, musste zügig gearbeitet werden. Die Zeit ging sehr schnell vorbei.

Die Heimfahrt führte über Berlin, wo Reisende nach Dessau am Ostbahnhof umsteigen mussten. Unbemerkt verdrückte ich mich und setzte mich am anderen Bahnsteig in die S-Bahn Richtung Bahnhof Zoo. Eine Fahrkarte zu kaufen hatte ich weder Zeit noch Geld gehabt, und so stieg ich am Lehrter Bahnhof, der schon im Westsektor der Stadt lag, erleichtert aus. Erschöpft war ich auf einer Bank etwas eingeschlafen, als ein Polizist mir auf die Schulter klopfte und fragte, wohin ich denn wolle. Vor allem wollte ich nicht mehr zurück! So fuhr er mich mit seinem Peterwagen, einem dunkelgrünen VW Käfer mit Blaulicht auf dem Dach, nach Marienfelde, wo das Notaufnahmелager für Ostflüchtlinge war. Gegen 21 Uhr kam ich an, erhielt zu essen und wurde in ein Zimmer mit drei anderen Jungen gebracht.

Am nächsten Morgen folgte das Aufnahmeverfahren: Personalien aufnehmen, Grund der Flucht angeben. Ich war aber noch lange nicht mündig – damals wurde man es erst mit 21 und ich war mit meinen 15 Jahren noch ein halbes Kind. Ich hätte eine Erlaubnis meines Vaters gebraucht, um im Aufnahmелager und

damit ohne Vormund bleiben zu dürfen. Also wurde ich zunächst nach Moabit gebracht, wo es in der Turmstrasse das Heim St. Martin gab, das von Franziskanern geleitet wurde. Dort machte ich die Erfahrung, dass auch kirchliche Einrichtungen nicht immer ehrlich und anständig sind. Das Heim bekam Geld vom Senat für unsere Verpflegung, aber was bekamen wir?

Jeden Abend halbranzigen unappetitlichen gelben Käse aus Dosen, die aus amerikanischen Care-Paketen stammten. Die Mönche schämten sich auch nicht, den ihnen anvertrauten Jugendlichen für 5 Pfennig selbstgedrehte Zigaretten zu verkaufen, deren Tabak zum Teil aus Kippen stammte. In dieser Zeit wurde ich auch mehrmals zur DDR und ihren militärischen Einrichtungen befragt, meist von den Amerikanern. Das wussten die doch alles besser als ich! Ich sagte ihnen das auch, denn als endlich freier Bürger wollte ich mich nicht verhören lassen.

Im Heim bei Augustdorf

Es dauert sechs Wochen, bis ich endlich aus Berlin ausgeflogen wurde. Anfang September stand der Abflugtermin von Tempelhof nach Hannover fest. Mit einer zweimotorigen BEA Maschine flogen wir fast 45 Minuten. Danach ging es gleich weiter mit einem Schienenbus nach Stukenbrock im Teutoburger Wald. Die Jungen, die Angehörige hatten, blieben dort. Die anderen kamen in ein Heim bei Augustdorf, das zu den Bodelschwingschen Anstalten Bethel bei Bielefeld gehörte. Ein Hausvater, der mit Familie auch darin wohnte, leitete das Heim. Wir waren zu viert in einem Zimmer. Übernachtet wurde in einem Schlafsaal. Dort wurden nachts gemeine Streiche getrieben: So konnte es passieren, dass einem ahnungslos Schlafenden die Hand in kaltes Wasser gesteckt wurde, was oft zu Bettnässen führte.

Der Diakon hatte seine Lieblinge. Die anderen wurden hart bestraft, wenn sie nicht parierten. Den kleinen Sündern wurde

TOP CARRIER'S AIRLINES		PASSENGER COUPON		0602 5815080																																																																			
CLASS	DATE	TIME	FROM	TO	FARE																																																																		
T	22.9.54	20:18	Berlin	Hannover	ADD 8.50																																																																		
CLASS OF SERVICE			VOID																																																																				
<table border="1"> <thead> <tr> <th>NO.</th> <th>NAME</th> <th>CLASS</th> <th>FARE</th> <th>TAXES</th> <th>TOTAL</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td>1</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>2</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>3</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>4</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>5</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>6</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>7</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>8</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>9</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> <tr> <td>10</td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> <td></td> </tr> </tbody> </table>						NO.	NAME	CLASS	FARE	TAXES	TOTAL	1						2						3						4						5						6						7						8						9						10					
NO.	NAME	CLASS	FARE	TAXES	TOTAL																																																																		
1																																																																							
2																																																																							
3																																																																							
4																																																																							
5																																																																							
6																																																																							
7																																																																							
8																																																																							
9																																																																							
10																																																																							

Mein Flugticket für die zweimotorige BEA-Maschine, mit der ich Anfang September 1954 aus West-Berlin ausgeflogen wurde. 45 Minuten dauerte der Flug von Berlin-Tempelhof nach Hannover.

schon mal der Hintern mit Schuhcreme vollgeschmiert oder eine Tube Zahnpasta in den Darm gedrückt. Manchmal warf er eine brennende halbe Zigarette in die Luft, und ein Haufen Jungen stürzte sich darauf. Geraucht haben fast alle schon, es gab für dreissig Pfennig Zigarettenpackungen mit vier Stück. Eine bekannte Marke war «Sioux».

Tagsüber mussten wir von 8 bis 16.30 Uhr schwer arbeiten, Heide urbar machen und Grabungsarbeiten verrichten. In diesem Winter 1954/55 hatten wir oft mehr als zehn Grad Frost. Mit der Picke wurde der Boden aufgehauen. Baumstümpfe mussten gerodet werden; das ging nur mit Keil, Axt und Säge. Unser Heim lag im Sennelager, das damals offener Truppenübungsplatz für Kanadier, Belgier, Holländer, Briten und teilweise auch für den Bundesgrenzschutz war. Dort stromerten wir in unserer Freizeit von 17 bis 19 Uhr herum. Wenn geschossen wurde, sammelten wir die leeren Patronenhülsen, die aus Messing waren. Dieses Buntmetall war damals gefragt. In Augustdorf gab es einen Schrotthändler, der uns die Hülsen abkaufte. Für das Kilo, etwa 80 Hülsen,

bekamen wir 1,40 DM. Wir erhielten im Heim für die tägliche harte Arbeit nur siebzig Pfennig am Tag. Davon mussten wir Seife, Zahnpasta und alles, was gebraucht wurde, selbst bezahlen. Samstags war beim Hausvater immer Verkauf. Wir sparten damals sogar für eine Manchesterhose, die 20 DM kostete. Unsere eigenen Sachen wurden bis zum Wochenende immer eingeschlossen. In der Woche mussten wir im Heim einheitliche Kleidung tragen. Mancher Junge hielt dieses Leben nicht aus und ging wieder nach Hause zurück. Das wollte ich um keinen Preis. Ich wäre eher ins Gefängnis gegangen als zurück zu meinem sehr autoritären, harten Vater. Aus heutiger Sicht war die Arbeit ehrlich, was sollten wir Jungen denn sonst machen?



Das Heim Neu Hof bei Augustdorf im Teutoburger Wald, wo ich 1954/55 als jugendlicher Flüchtling Aufnahme fand. Es gehörte den Bodelschwingschen Anstalten zu Bethel bei Bielefeld.

Wir wurden gefordert, was für das weitere Leben auch notwendig war, um bestehen zu können. Weihnachten 1954 wurde sehr schön gefeiert, jeder bekam ein kleines Päckchen. An den Adventsonntagen erhielten wir zum Frühstück Kakao und ein paar Plätzchen.

Bergmann im Ruhrgebiet

Mit einem Jungen war ich befreundet. Er wollte das Leben im Heim nicht mehr lange mitmachen. Im Juli 1955 planten wir zu fliehen, um unser Leben selber in die Hand zu nehmen. Wir brachen nachts ganz leise die Kleiderkammer auf und holten unsere Sachen. Bevor es hell wurde, waren wir verschwunden. Bereits in der ersten Nacht erwischte uns in Paderborn die Polizei, als wir in einer Scheune auf Stroh schlafen wollten. Nach einer Nacht auf dem Revier wurden wir zum Jugendamt gebracht. Damals war es üblich, einen Jugendlichen ohne Anhang zu einem Bauern zu bringen. Meist wurde man dort ausgenutzt. Für 30 DM im Monat musste man von 6 Uhr bis spät abends arbeiten, meist ohne Familienanschluss. Solch ein Knechtsdasein auf einem Bauernhof wollte ich mir ersparen. Per Anhalter haute ich ab nach Essen. Meinen Freund verlor ich aus den Augen, wir haben uns nie wieder gesehen.

Damals war Bergmann ein ehrenhafter, stolzer Beruf; vom sechzehnten Lebensjahr an durfte man unter Tage arbeiten. Die Polizei war wieder mein Helfer und brachte mich nach Essen-Heisingen zur Tauglichkeitsuntersuchung. Es war eine echte Prozedur, zehn junge Männer standen nackt in einer Reihe. An eine Begebenheit erinnere ich mich noch heute schmunzelnd: Eine ältere Schwester ging die Reihe ab, fast militärisch, bei manchen erwachte spontan die Männlichkeit. Sie aber hatte einen Bleistift zur Hand, womit sie herzlich, sogar lächelnd, leicht draufhaute.

Ich wurde zur Zeche Prosper in Bottrop gebracht. Im zehneinigen Lehrlingsheim war leider kein Platz frei, und so kam ich



Als Jungbergmann fand ich, ganz rechts, 1956 Unterkunft im katholischen Wohnheim ‚Vincensheim‘ in Recklinghausen. Die Arbeit war sehr schwer, aber mir gefiel die kameradschaftliche Atmosphäre.

nach Recklinghausen zur Zeche König Ludwig 4/5 in Suderwich und sollte im Lehlingsheim König Ludwig 1/2 in Recklinghausen-Süd wohnen. Leider gab es auch dort keinen Platz für mich, und ich wurde im katholischen Wohnheim «Vincensheim» im Börsterweg 11 untergebracht. Anfangs fühlte ich mich dort ganz wohl, aber dann nervte mich die tägliche Einengung. Ich war mittlerweile siebzehn Jahre alt und sollte um 22 Uhr im Heim sein, obwohl ich Schicht arbeitete. Den Schichtlohn von 11,50 DM für acht Stunden Arbeit kassierte als Treuhänder ein Erzieher. Ich bekam nur ein kleines Taschengeld. Die Verpflegung war nicht besonders, dünn belegte Brote für die Schicht und sonst Eintopf oder billige Nudelgerichte. Ich hatte dort einen väterlichen Freund von etwa dreissig Jahren gewonnen. Als der nach Süddeutschland ging, war ich wieder ganz allein.

Ein wenig Abwechslung brachte das Kino. Ich sah den ersten Gruselfilm aller Zeiten «Das Kabinett des Professor Bondi» (House of Wax) und den aufrüttelnden Film «Die Saat der Gewalt» mit Glenn Ford und Sidney Portier, im Vorspann Bill Haley mit «Rock around the Clock». Aber es ging mir weniger um den Spielfilm, sondern mehr darum, 2,08 Minuten lang «Rock around the Clock» zu hören. Überhaupt die Musik, sie war und ist bist heute meine Leidenschaft!

Es war die grosse Zeit der Musikboxen, auch in meiner Stammkneipe stand eine. Ohrwürmer gab es, die noch heute jeder mitsummen kann, der ungefähr mein Jahrgang ist. Nach seinen legendären «Caprifischern» besang Rudi Schuricke «Florentinische Nächte», auch Bully Buhlan durfte in keiner Musikbox fehlen. Er sang in den frühen fünfziger Jahren einen Hit nach dem anderen, von «Hab'n se nich ne Braut für mich» bis zu seinem Riesenerfolg «Mäckie war ein Seemann ...» – vergleichbar vielleicht nur mit Lyss Assias «Oh mein Papa» aus dem gleichnamigen Film von 1953. Stundenlang könnte ich die Titel aufzählen, denn bei Musik vergass ich die schwere Arbeit und mein doch ziemlich tristes Leben. Beim Tanzen war ich für kurze Zeit fröhlich.

Im Schacht kam ich zuerst als Schlepper zu einer Raubkolonne. Verwertbares Material wie Stempel und Eisenkappen mussten mit einer Druckluft-Haspel und einer starken Kette herausgezogen werden, was immer sehr staubte. Ein Unfall geschah, als ich beim Einsteigen in den sogenannten Personenzug – das waren normale Kohlewagen mit zwei Brettern, in denen meist vier Kumpel sassen – an den Fahrdraht der Lok kam. Dieser hatte zwölf Ampere. Mein Schienbein war leicht angebrochen. Drei Wochen lag ich im Knappschafts Krankenhaus Bochum. Die Kumpel besuchten mich täglich. Es herrschte eine sehr freundschaftliche Atmosphäre.

Doch diese Unvorsichtigkeit war nichts gegen den Leichtsinn, der mir einmal passierte. Um Schlagwetterkatastrophen zu ver-

hindern, ist es ein ungeschriebenes Gesetz, weder Feuer noch Rauchware mit hinunter in den Schacht zu bringen. Eines Tages vergass ich, meine Zigaretten aus der Tasche zu nehmen, und als ich bei Schichtende meine Sachen ausschüttelte, fiel eine Sechserpackung «Eckstein» heraus. Ehe ich mich versah, bekam ich von einem Kumpel einen harten Schlag an die Backe, den ich mein Leben lang nicht vergesse. Zu recht, denn vor der Einfahrt auf der Hängebank rauchte man die letzte Zigarette, die nächste erst, wenn man wieder oben war!

Flucht aus dem Ruhrgebiet und Erntehelfer in Schwaben

Über ein Jahr fuhr ich in den Schacht ein. Als ich immer öfter Schmerzen in der Nierengegend bekam und den Zechenarzt aufsuchte, nahm mich der nicht ernst. Das sei nur die Anstrengung bei dieser ungewohnten Arbeit. Ich fühlte mich ungerecht behandelt, auch wegen der Zustände im Heim, wo ich noch immer mein sauer verdientes Geld nicht ausgehändigt bekam. Wieder wusste ich keine andere Lösung als abzuhausen. Ich wollte zu meinem väterlichen Freund, der bei Ulm wohnte. Per Anhalter, öfter von unfreiwilligem Warten unterbrochen, kam ich langsam vorwärts, schlief mitunter im Getreidefeld und stahl einem Bauern das Frühstück, weil ich so verdammt hungrig war. Nach zwei Tagen hatte ich es geschafft und kam in Altheim, einem kleinen Dorf auf der Schwäbischen Alb bei Söglingen, an.

Es war Juli 1956 und die Getreideernte war im Gange, bei der ich mithelfen konnte. Zur Vesper gab es erfrischenden Apfelmost, der in grossen Holzfässern im Keller lagerte. Meist wurde ich geschickt, um dort unten neuen Most zu holen. Als meine Schmerzen mich immer schlimmer plagten, schickte mich der Bauer nach Ulm zum Arzt. Der stellte eine Blinddarmentzündung fest; ich kam gleich ins Krankenhaus. Ich war schon damals der Meinung, dass nicht der Blinddarm schuld an meinem Leiden war, denn die

Schmerzen wurden nicht geringer. Dennoch musste ich später weiter hart bei der Ernte mitarbeiten. Erschöpft von der Arbeit, schlief ich beim Fernsehen, das damals ja absolut neu war, spät abends mit einer brennenden Zigarette ein. Das Sofa begann leicht zu glimmen, aber ich merkte es schnell genug. Trotzdem warf mich deswegen der Bauer fristlos raus. Ich war völlig kopflos – ohne Arbeit, ohne Geld, mit den fortwährenden Schmerzen. Ein paar Mark hatte ich allerdings noch, die reichten für eine Fahrkarte fast bis nach Dessau. Gegen 22 Uhr kam ich dort an und schlug mich weiter nach Kakau zum Hof meines Vaters durch. Weder er noch meine Geschwister liessen mich herein.

«Verschwinde, du Verbrecher!», schimpfte Vater hinter geschlossener Tür.

So musste ich wohl oder übel umkehren. Ich lief zum nächsten Polizeiposten nach Goltewitz, wo ein freundlicher Polizist mich in einem Zimmer des Dorfgasthofs unterbrachte und mir auch etwas zu essen spendierte. Am anderen Morgen holte er mich ab und brachte mich zum Rat des Kreises. Auch dort war man sehr freundlich zu mir, gab mir sogar 100 Mark Vorschuss und wies mir eine Arbeit im Zschornewitzer Kraftwerk zu. Unterkunft erhielt ich in Gräfenhainichen. Mir gefiel das alles nicht. Spontan plante ich wieder die Flucht und stieg in den nächsten Zug nach Berlin. Leider holte mich, der ich ohne Papiere reiste, die Transportpolizei aus der S-Bahn und brachte mich für drei Tage ins Polizeigefängnis am Alexanderplatz, von dort in ein Durchgangsheim nach Karlshorst. Da ging es mir so weit ganz gut. Ich arbeitete bei einem Kohlenhändler, stapelte Briketts in Kästen und half sie auszutragen, oft in mehrstöckige Häuser. Man überzeugte mich fast, dass die DDR der bessere Staat ist. Ich besuchte öfter den Westsektor, blieb aber in Karlshorst.

Eines Tages, es war Anfang Dezember 1956, kamen auf dem Berliner Weihnachtsmarkt am damaligen Marx-Engels-Platz zwei Herren auf mich zu, brachten mich zur Bahn und zwangen mich

barsch in ein Abteil. Ich sollte eine Jugendstrafe antreten wegen der hundert Mark Vorschuss, die man mir freiwillig gegeben hatte, was plötzlich als Unterschlagung gewertet wurde. Ich war geschockt. Wer steckt dahinter?, fragte ich mich und kam zu dem Schluss, dass meine Familie nicht schuldlos daran war. Vermutlich wollte Vater mir eine Lektion erteilen, was er nie zugab und immer leugnete.

Im Heim für schwererziehbare Jugendliche

Die Fahrt ging nach Halle in ein Heim für schwererziehbare Jugendliche. Da waren auch kriminelle Jungs, die gemordet hatten. Gearbeitet wurde schwer im Zementwerk Nietleben, aber auch im Garten der Universität Halle, was angenehm war. Die Studenten waren sehr freundlich und in der Mensa bekam ich gutes Essen. Die Behandlung im Heim war fair, nicht zynisch, wie ich es schon erlebt hatte. Zu meinem Glück erkannte der Heimleiter, dass ich nicht kriminell war.

Nach einem halben Jahr wurde ich nach Brandshagen an der Ostsee «verbannt», um dort in einem Ziegelwerk zu arbeiten. Auch diese Arbeit war sehr hart, bei über vierzig Grad Celsius mussten Steine aus dem Ringofen gekarrt und wieder gesetzt werden. Aber es war auch eine ehrliche Arbeit. Ich habe heute noch Freunde aus dieser Zeit. Ein Freund brachte mir, damals neunzehnjährig, sogar das Radfahren bei.

Aber meine Schmerzen wurden immer stärker. Es waren Nierenkoliken, was mir aber niemand glaubte. Ich sei ein unsicherer Typ, schon in früher Jugend nach dem Westen abgehauen, nun wieder zurückgekommen, ohne richtigen Beruf und simuliere nur. Gutwilligere Mediziner behandelten mich wegen vermuteten Rheumas, auch in der Poliklinik in Grimmen konnte man nichts gegen meine Schmerzen tun. Ich wusste mir nicht anders zu helfen, als wiederum eine Flucht zu planen – diesmal wegen der stets ergebnislosen Diagnosen aus Angst um mein Leben. Mein Plan war äusserliche Anpassung. Ich wurde Mitglied im FDGB, dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund, der FDJ (Freien Deut-



Im Sommer 1956 arbeitete ich, rechts, in der Ziegelei Neuohof bei Stralsund am Ringofen.

schen Jugend) und stellte mit 18 Jahren einen Antrag zur Aufnahme in die SED.

Erneute Flucht in den Westen 1959

Zu Weihnachten 1958 durfte ich das erste Mal zu meiner Familie nach Kakau reisen, die mich nicht gerade herzlich empfing. Für sie war ich ein krimineller Jugendlicher, obwohl ich mir niemals etwas zuschulden kommenlassen hatte. Jetzt wusste ich, wie ich fahren musste, um wegzukommen. Ostern 1959 durfte ich wieder nach Kakau, aber diesmal über Berlin. Hier stieg ich aus dem Zug und fuhr mit der S-Bahn bis zum Alex. Langsam lief ich mit meinem Koffer Richtung Brandenburger Tor. Ich schlich vorsichtig die Strasse entlang und versteckte mich in Hauseingängen, wenn ein Vbpo in Sicht war, bis ich zügig durchs Tor gehen konnte.

Nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Marienfelde verließ ich Berlin von Tempelhof aus, diesmal ging es nach Hamburg. Da ich einige DDR-Mark getauscht und selbst das Ticket über 66 DM bezahlt hatte, konnte ich direkt ausfliegen. Kaum war ich in Hamburg angekommen, wartete schon ein Mann vom Jugendamt auf mich und brachte mich für zwei Tage in ein Heim und von dort ins Jugenddurchgangslager in Sandbostel bei Bremervörde. Immer noch war ich nicht 21 Jahre alt und damit nicht mündig. Das Lager war bis 1945 Gefangenenlager gewesen. Es gab dort Massengräber, deren Tote gerade umgebettet wurden. Wer sich entschloss, dabei mitzuhelfen, bekam pro Tag 10 DM, aber das war nichts für mich. Ohnehin kam es mir vor, als ob hier noch dieselben Aufseher angestellt seien wie vor 1945. Um 8 Uhr war Morgenappell. Wir standen in langen Zweierreihen und riefen das typische «Hier!, wenn unsere Namen aufgerufen wurden.



Das Jugenddurchgangslager Sandbostel bei Bremervörde etwa 1956, in dem ich zweimal als Flüchtling war.

**Aufnahmeausschuß
Aufenthaltserteilnis**

**Der Leiter
des Notaufnahmeverfahrens in Uelzen**
- Jugendlager Sandbostel -


(23) Sandbostel, den 13. April 1959
Über Besondere
Zustände: KL.

Aktenzeichen: II A c 4 - 205 222 -
(Bei Rückantwort angeben)

von 4 Ausfertigungen

Der Leiter des Notaufnahmeverfahrens in Uelzen
Sandbostel über Besondere - Postfach 100
Einschreiben!

evm - Frau - Pstklein



Herr Kühnast, Erich
Frau
M.
(Name - Vorname)

geb. am 5.8.1939 in Dessau Staatsangeh. deutsch

letzter Wohn- oder Aufenthaltsort: Waghof/Grimmen

Beruf: ohne erlernten Familienstand: ledig

ausgewiesen durch: DPA I Nr. 10779628 VPKA Grimmen

mit: ohne

Am 15. April 1959 bekam ich, 19 Jahre alt, vom Leiter des Notaufnahmeverfahrens in Uelzen, Jugendlager Sandbostel, die Erlaubnis zum ständigen Aufenthalt im Bundesgebiet. In der Begründung auf der Rückseite heisst es: « ... Er (der Antragsteller) sei wiederholt von der Polizei und vom Staatssicherheitsdienst (SSD) verwarnet worden, weil er westliche Rundfunksender abgehört und Kritik an den politischen Verhältnissen in der SBZ geübt habe. Um wieder als freier Mensch leben zu können, habe er sich am 4.4. 1959 abgesetzt. Politisch bedingte Nachteile seien ihm nicht entstanden. – Die Angaben können zutreffen. Dem Antragsteller wurde die Aufenthaltserlaubnis mit Rücksicht auf sein jungendliches Alter im Wege des Ermessens erteilt.»

Fast täglich kamen Bauern, suchten sich kräftige Jungen raus und nahmen sie für 5 DM am Tag und gutes Essen mit. Leider wurde ich immer als zu schwach eingestuft und nie ausgewählt. 5 Mark zu verdienen, das war schon etwas Besonderes. Aber ich hatte kein Glück und musste zu einem Bauern nach Paderborn für

50 Mark im Monat. Dafür war ich also nicht zu schwach! Aus Schaden langsam klug geworden, blieb ich aber nur ein paar Tage und machte mich per Anhalter davon. Es war mir gleich, wohin das Auto fuhr, ich stieg ein. So kam ich zufällig nach Velbert. Dort bekam ich Arbeit in einer Eisengiesserei, aber ein sehr schlechtes möbliertes Zimmer. Also hielt es mich auch hier nicht lange.

Mit dem ersten Wochenlohn von 70 Mark fuhr ich, etwas neugierig und übermütig wie ich war, nach Holland. Die paar Mark waren schnell alle, so übernachtete ich wieder einmal in einer Scheune. Nicht gerade wie aus dem Ei gepellt, bat ich bei der Polizei um Hilfe, die mich freundlich zur Grenze brachte und dort ihren deutschen Kollegen übergab. Wieder wurde ich, sehr freundlich, zum Jugendamt gebracht, wieder wurde mir eine Stelle vermittelt – diesmal bei einem jungen, sehr netten Bauern. Alles hätte gut sein können, wenn ich nicht immer von diesen schlimmen Schmerzen geplagt worden wäre. Doch endlich hatte ich in meinem jungen Arbeitgeber eine mitfühlende Seele gefunden, die auch logisch zu denken und praktisch zu handeln wusste. «Erich, das sind die Nieren», sagte er und brachte mich zu einer urologischen Privatklinik, wo Nierenversagen festgestellt wurde. Die linke Niere war kaputt, eine sogenannte Wassersackniere. Ohne meine erneute Flucht, ohne meinen liebenswerten Jungbauern, vor allem aber ohne die endlich richtige Diagnose und selbstlose Hilfe des Arztes wäre ich zwei Monate später nicht mehr am Leben gewesen. Der nämlich operierte mich, den einfachen AOK-Versicherten, in seiner Privatklinik!

Herm Dr. Stamme in Wesel verdanke ich mein Leben. Das kam nun endlich langsam in geordnete Bahnen. Nach der Ernte fand ich durch eine Zeitungsanzeige Arbeit in Remscheid, wo ich bis 1966 lebte. Ich war sesshaft geworden. Ein Jahr später lernte ich meine Frau kennen, nach einem weiteren heirateten wir und liesen einander nie wieder los. Am 20. Juli 2008 konnten wir unseren 40. Hochzeitstag feiern.

[Berlin – Glienicke, Brandenburg –
Freudenberg bei Bad Freienwalde,
Brandenburg;

1949 – 1954 / 1957]

Helmut Klein

«Aktion Blitz»

Was mich prägte, waren nicht die Kriegsjahre, sondern der kalte Krieg und die drei Ehen von meinem Vater, Willi Klein, geboren 1920. Natürlich auch meine Körpergrösse, die meinem Familiennamen Ehre machte. Ich war kein Wunschkind. Dramatische Versuche mit Treppenspringen und heissen Sitzbädern, um mich loszuwerden, liessen mich nur stärker in meiner Mutter wachsen. Im Mai 1943 wurden meine Mutter Edith und mein Vater Willi stolze Eltern eines Sohnes. Mit meinem Lockenkopf sah ich wie ein Mädchen aus und alle wunderten sich, wenn ich auf den Namen Helmut hörte. Vier Jahre später kam mein Bruder Manfred dazu. Das half aber nicht viel, denn es krachte ständig zwischen meinen Eltern. Als ich sechs Jahre alt war, musste ich mich entscheiden, zu wem ich wollte. Zur Mutter oder zum Vater?

Meine Wahl fiel auf Berlin-Britz, auf die selbstgebaute kleine Gartenlaube meines Vaters.

Bald bekam ich mit Ulla eine «Zwischenmutter» mit dickem Bauch. Sie behandelte mich als Fremdkörper, quälte mich und schubste mich ständig herum. Die kleine Halbschwester, der ich plötzlich ins verknautschte Gesicht sehen musste, änderte nichts an der Grobheit meiner Stiefmutter mir gegenüber. Auch diese Ehe ging in die Brüche.

In der Zwischenzeit war ich neun. Mein Vater meinte nach der zweiten Scheidung: «Jetzt bleiben wir unter uns Männern.»



Wahrscheinlich hatte er von den Frauen die Nase voll. Ich erlebte ein richtiges Junggesellenleben. Mein Vater arbeitete als Rohrleger und ich ging fleissig zur Schule. Meiner Selbständigkeit lag nichts im Wege. Nur mein Mittagessen bekam ich pünktlich bei meiner Oma. Wenn ich wieder in unsere Laube zurückging, gab sie mir noch ein wenig vom Vorgekochten für ihren Sohn Willi mit. Am späten Nachmittag kam mein Vater mit seiner blauen Arbeitskleidung nach Hause. Dann blieb ich eine Weile in seiner Nähe. Ich mochte den Geruch, der sich in seinen Sachen gespeichert hatte. Was sich für mich daraus entwickeln würde, ahnte ich noch nicht.

Als im Sommer 1954 meine Grundschulzeit langsam zu Ende ging, war unser Haushalt immer noch frauenlos. Aber dann hatte mein Vater doch wieder eine neue Frau gefunden. Es passierte sehr heimlich, wahrscheinlich an den Wochenenden, wenn ich meine Mutter in Tegel besuchte. Denn eines Tages stellte mir

mein Vater seine Bärbel vor. Beim Stralauer Fischzug, in der Nähe des S-Bahnhofs Ostkreuz, begegneten wir uns das erste Mal.

Berlin besass noch keine Mauer. Es galten die Gesetze des kalten Krieges. Ost-Berlin und West-Berlin; Westgeld und Ostgeld. Was es im östlichen Teil der Stadt nicht zu kaufen gab, wurde auf der anderen Seite angeschafft. Denn es war möglich, das Ostgeld im Westen umzutauschen. Vier Ostmark zu einer Westmark. Ich kannte dieses «Spiel» nicht, bis Bärbel in unser Leben trat.

«Warte mal hier, Helmut», bat mich mein Vater. Einige Augenblicke später sah ich Willi mit einer drallen, wohlgeformten jungen Frau an der Hand auf mich zukommen. «Das ist Bärbel», meinte er und grinste vor sich hin.

Nun waren wir wieder zu dritt und eine spannende Zeit begann. Bärbel hatte keinen dicken Bauch, und es wurde auch nicht sofort geheiratet. Wir blieben in froher Gemeinschaft zusammen, fast wie in einer Familie. Ich erlebte das Hin und Her zwischen den Stadtwelten und lernte ganz andere Sichtweisen für mein späteres Leben kennen. Willi und Bärbel passten gut zusammen, und ich mochte diese Zeit am liebsten.

Eine Stadt und zwei Welten. Der eine Teil war frei und selbstständig, der andere kontrolliert und gelenkt. Bärbel lebte in einem kleinen möblierten Zimmer in Glienicke, am Stadtrand nördlich von Berlin, also in der damaligen Ostzone. Ihre Vermieterin schrieb in einem Hausbuch nieder, wer in ihr Haus kam und ging. Wer länger blieb, musste sich sogar bei der Volkspolizei melden. Alles musste festgehalten werden für eine spontane Kontrolle der Staatssicherheit, Stasi genannt. Damit arrangierten sich die Menschen in den östlichen Bezirken und im Umland von West-Berlin. Man konnte nichts geheimhalten.

Ich bekam von all diesem Geschreibsel nicht viel mit, denn unsere Ausflüge zur Galopprennbahn Hoppegarten weckten in mir das Interesse an ganz anderen Dingen. Dort sah ich Pferde und

kleine Männer – Jockeys. Und ab und zu gewannen wir etwas. Willi und Bärbel wetteten, was das Zeug hielt. Mit Ostgeld natürlich!

Wir feuerten die Reiter mit wilden Rufen an. Die Leidenschaft übermannte mich, und mein erster Beruf, den ich erlernen wollte, stand fest: Jockey! Weil ich so klein war.

Dann fuhren wir einmal hinaus aus West-Berlin, in Richtung Bad Freienwalde zu einem kleinen Bauernhof. Dieses Erlebnis blieb mir noch lange im Gedächtnis haften. Wir holten Stroh vom Feld. Bärbels Vater sass mit mir und Bärbels Schwester auf einem Kutschbock. Ich hielt stolz die Zügel von Hans, dem Pferd. Später mistete ich seinen Stall aus und war der glücklichste Junge überhaupt.

Warum die Erwachsenen ständig über mich lachen mussten, begriff ich erst Jahre später, als ich meiner ersten Liebe begegnete. Der böse Hahn auf dem Hof ärgerte ständig seine Hennen. Eine nach der anderen. Ich trieb ihn von dannen, wenn ich ihn erwischte. Seine Hühner liessen sich aber auch alles gefallen! Doch so raffiniert sie auch ihre Eier versteckten, ich fand sie trotzdem. Stolz brachte ich meinen Korb zu Bärbel, und bald darauf gab es die köstlichsten Rühreier mit Schnittlauch. Auf dem Bauernhof fühlte ich mich am wohlsten, und ich hatte Lust, Bauer zu werden.

Für einen kurzen Augenblick holte mich die Vergangenheit ein. Ich bekam von meinem Vater den Auftrag, zu meiner «Zwischenmutter» zu gehen. Dabei fühlte ich mich sehr unwohl. Ich musste meiner Halbschwester Monika eine bunte, grosse Schultüte überbringen, die ich abgab und dann augenblicklich wieder verschwand. Nie wieder wollte ich mit dieser Frau Kontakt haben.

Meine richtige Mutter Edith besuchte ich alle vierzehn Tage. Alimente für meinen Bruder waren fällig, die ich ihr brachte. Ich pendelte zwischen meinen Eltern. Bärbel pendelte zwischen den Welten. Es WEIT ein anderes zerrissenes Gefühl, das sie erlebte. Besuchte sie meinen Vater, kam Bärbel aus dem kontrollierten



Als ich 1957 in Freudenberg bei Bad Freienwalde erstmals auf einem Pferd sass, träumte ich davon, Jockey zu werden.

und bewachten Ostteil in die Weststadt. Auf dem Rückweg musste sie immer auf überraschende Überprüfungen vorbereitet sein. Ich fand es aufregend, wenn sie davon erzählte. Doch ich lernte dadurch, verschwiegen zu sein und ein wenig mit Gefahr umzugehen.

Dann kam der Tag des Geldumtausches. Eine richtig hinterhältige Geheimaktion. Nur wer Radio hörte oder Nachbarn kannte, die ihre Informationen Weitergaben, konnte sich sofort darauf einrichten. Es war Sonntag, der 13. Oktober 1957. Der Ost-Berliner Rundfunksender sendete um 8 Uhr morgens: «Im Auftrag des Ministerrates ... habe ich Ihnen heute Morgen eine wichtige Mitteilung zu machen. Der Ministerrat hat in dieser Nacht einstimmig eine Verordnung beschlossen über die Ausgabe neuer Banknoten und die Ausserkraftsetzung bisher gültiger Banknoten ...» verkündete DDR-Ministerpräsident Grotewohl. Die Umtausch-

aktion, «Aktion Blitz» genannt, galt nur an diesem Tag in der Zeit von 12 bis 22 Uhr.

Willi und Bärbel fuhren an diesem Sonntag sehr früh mit dem Zug aufs Land. Einen schönen Herbsttag wollten sie bei Bärbels Eltern verbringen. Keinerlei Information sickerte zu ihnen durch. Erst am späten Abend erfuhren sie es. Doch für einen Umtausch reichte die Zeit nicht mehr aus. Meinem Vater entgleisten alle Gesichtszüge, denn beide hatten beim Wetten auf der Galopprennbahn ein kleines Vermögen von 5'000 alten Ostmark gewonnen – und die hortete Willi in West-Berlin. Sie waren aber an diesem Tag in der Ostzone. Was nun?

Bärbel ging in Freudenberg zur Polizei: «Bis 22 Uhr schaffe ich es nicht, mein Geld aus Glienicke zum Umtausch zu bringen.» – Das sahen die Beamten ein und gaben ihr eine Bescheinigung, mit der sie das bestätigten.

Willi fuhr in die westliche Richtung und Bärbel mit einer Freundin nach Ost-Berlin. Hier warteten beide auf meinen Vater. Eine geniale Idee wurde in rasender Geschwindigkeit umgesetzt. Der Hohlraum einer Fahrradpumpe eignete sich hervorragend zum Transport. In dunkler Nacht kam Willi mit seinem Fahrrad vollkommen abgehetzt bei den ungeduldigen Frauen an. Nun befand sich das Ostgeld wieder in seiner «Heimat». In der Zwischenzeit schnüffelte die Herren von der Stasi in Bärbels möbliertem Zimmer herum. Überall, an allen möglichen Orten, an denen man Geld aufbewahren konnte. Alles wurde auf den Kopf gestellt.

Bärbel blieb über Nacht bei ihrer Freundin. Am nächsten Morgen ging sie erleichtert, im Besitz des Geldes und mit der Bescheinigung von der Polizei, die alten Banknoten umtauschen. Hatte sie noch einmal Glück gehabt?

Zwei Wochen später wurde Bärbel auf das Polizeirevier in Oranienburg bestellt. Alles kam ans Licht. Ihr wurde vorgeworfen, das Bargeld aus dem Westen geschmuggelt zu haben. Schliesslich fanden die «Schnüffler» bei der Hausdurchsuchung in Glienicke in

der Nacht des 13. Oktobers nicht eine Mark. Mein behielt sie gleich in Untersuchungshaft. Vier Wochen!

Mein Vater blieb die ganze Zeit still. Eine lange Zeit ohne Bärbel begann, und sie fehlte uns sehr.

Für Bärbel folgte ein kurzer Prozess: sechs Wochen Haft wegen Devisenvergehens. Mein Vater erklärte mir später, weshalb sich die Ostbehörden dieses neue Spiel ausgedacht hatten. Schnüffler und Spitzel gab es überall in dieser Zeit und im Ostteil der Stadt ganz besonders viele. Sie wussten, dass die Ost-Berliner sehr oft in den Westen fuhren, um sich dort besser einzukleiden oder andere Lebensmittel zu kaufen. Im Gegenzug kamen auch West-Berliner, die durch den Umtauschwert im östlichen Teil viel billiger Waren einkaufen konnten. Der kapitalistische Westen besass also Banknoten der Deutschen Demokratischen Republik. Mit der «Blitz-Aktion» an diesem Sonntag sollte sich das schlagartig ändern. Das alte Ostgeld war nun nichts mehr wert.

Aus der drallen Bärbel wurde eine schlanke Maid. Nicht, dass es ihr im Gefängnis an irgendetwas fehlte. Nein, sie hatte Sehnsucht nach ihrem Wilh und Angst, ihr Verlobter würde nichts mehr von ihr wissen wollen. Der verständnisvolle Gefängniswärter, ein Witwer, offenbarte ihr, wenn sie aus der Haft entlassen würde, wäre er für sie da. Das tröstete sie etwas. Bärbel verdiente sogar ein wenig Geld für ihre Arbeit in der Wäscherei und in der Küche. Sie nannte sich selbst Kalfaktor. Das Bargeld, das sie vor ihrer Haft besessen hatte, wurde eingezogen und dem Oststaat zuerkannt. Im Gefängnis bekam Bärbel pro Stunde 1,25 Ostmark, die sie sparte. Das half ihr später etwas über die Runden. Sie besass nichts mehr. Auch ihre Arbeit bei der Berliner Zeitung verlor sie.

Einige Tage vor Weihnachten 1957 stand Bärbel, aus dem Gefängnis entlassen, vor der Tür unserer Laube in Berlin-Britz. Meine warmherzige liebe Bärbel war wieder da und ein bescheide-

ner Heiliger Abend zu dritt folgte. An den Feiertagen blieb ich bei meiner Mutter und meinem Bruder. Am 4. Januar 1958 heirateten Willi und Bärbel.

Als ich 1962 meine Lehre als Gas- und Wasserinstallateur abschloss, war West-Berlin ummauert. Unsere Wege trennten sich. Mir blieb durch meinen Beruf der Geruch des Gewindekitts, den ich von früher an meinem Vater so mochte. Ich trug ihn nun selber. Der Jockey blieb ein Traum. Und der Bauer in mir kam erst viel später als Kleingärtner wieder zum Vorschein. Ich blieb in West-Berlin und lebte wieder bei meiner Mutter Edith. Mein Vater zog mit Bärbel nach Westdeutschland. Warum ich nicht mitgegangen bin?

Damals mussten die West-Berliner jungen Männer nicht zum Militärdienst. Und ausserdem lernte ich nach vier Jahren meine Frau kennen, die diese Geschichte für mich aufgeschrieben hat.



Bärbel, mein Vater und ich, in der Mitte, 1963.

[Magdeburg, Sachsen-Anhalt – im Harz –
Ost-Berlin; 1954-1958]

Claus Fritzsche

Als Fluchthelfer mit Hubert nach Berlin

Übersetzer für technische Dokumente aller Art und auch Fachbücher aus dem Russischen und ins Russische waren in der frühen DDR rar. Es gelang mir recht schnell, meine in sowjetischer Kriegsgefangenschaft erworbenen Sprachkenntnisse auf der «Nebenerwerbsschiene» zu Geld zu machen. Noch gab es keinen staatlich festgelegten Honorarkatalog für Übersetzungen, so dass Angebot und Nachfrage den Preis regelten. Das habe ich ausgiebig genutzt, und so kam es denn, dass mir schon im Herbst 1953 der Sinn nach einem motorisierten «Untersatz» stand. Glückliche Umstände führten mich zu einem sehr preiswerten Schrott-DKW aus dem im Winter 1953/54 ein fürs Auge neuwertiger PKW «gezaubert» wurde, den ich liebevoll «Troll» nannte.

Als frischgebackene Autobesitzer hatten wir schon Ostern 1954 im Harz ein wunderbar gelegenes Domizil ausgemacht – eine Försterei mitten im Wald. Mit den gleichaltrigen Förstersleuten hatten wir uns angefreundet und freuten uns auf jeden Besuch in dieser herrlichen Waldlandschaft und bei den jungen Leuten, mit denen wir so manche «Raupe abgezogen» haben. So nannte man das, wenn die Stimmung infolge schon fast als exzessiv zu bezeichnenden Konsums geistiger Getränke hohe Wellen schlug und dementsprechend so mancher Unsinn getrieben wurde. Bei solchen Parties waren Hubert und Brigitte wunderbare Partner. Mehrmals

gehörte zu der lebensfrohen Truppe auch ein Hauptmann der Grenztruppen der DDR – Herbert –, der in den Freundeskreis voll integriert worden war.

Die Försterin Brigitte war die Tochter eines erfahrenen Domänenpächters, der mit den Methoden der Wirtschaftsführung und Menschenbehandlung in der DDR ganz und gar nicht einverstanden war. Als die von ihm geleitete Domäne in ein sozialistisches Staatsgut umgewandelt wurde, hatte es der Herr Papa ganz einfach satt und haute ab nach Bremen, wo er sich als Experte auf landwirtschaftlichem Gebiet und Angehöriger einer bestimmten Gesellschaftsschicht sehr schnell etablieren konnte. Das WEIT der Grund dafür, dass uns Hubert und Brigitte völlig unerwartet mit der Information konfrontierten, sie würden in Kürze auf den Spuren des Vaters und Schwiegervaters wandelnd ebenfalls den Weg gen Westen suchen. Damit waren wir Mitwisser und nach DDR-



Mein Freund Hubert und ich besaßen DKWs des gleichen Jahrgangs 1934. Gebaut haben wir daran immer, wie hier an meinem «Troll».

Recht Kriminelle. Im Vergleich zu der Trauer um den bevorstehenden Verlust wunderbarer Freunde war dieses Abrutschen in die «kriminelle Szene» für uns ein Fliegendreck. Wir waren sehr traurig.

Aber, Freunde helfen Freunden. Mit dieser Entscheidung avancierten wir dann schon in die nächst höhere Ebene der Kriminalität, denn wir wurden zu Fluchthelfern.

Für eine offizielle Ausreise eines DDR-Bürgers nach Westdeutschland gab es zu jener Zeit keine dem Normalbürger bekannten Verfahrenswege. Jeder wusste, dass er sein Hab und Gut bis auf Kleinigkeiten zurücklassen musste, um beim Passieren der Grenze zwischen Berlin, Hauptstadt der DDR, und West-Berlin bei den gelegentlich stattfindenden strengen Kontrollen nicht wegen unangemessenen Gepäcks als Republikflüchtling qualifiziert und eingesperrt zu werden.

Unsere Förstersleute wollten sich diesen Beschränkungen nicht unterwerfen und entwickelten eine extrem kriminelle Energie, um ein Maximum an Werten aus ihrer Hauswirtschaft nach «drüben» zu transferieren. Als guter Freund und Helfer erwies sich bei diesem Unterfangen der in Berlin stationierte Hauptmann der Grenztruppen Herbert. Dieser wusste ganz genau, zu welcher Zeit und auf welcher S-Bahn-Strecke zwischen Berlin Ost und West Kontrollen stattfanden oder stattfinden würden. Brigitte und Hubert nutzten dieses Wissen für ihre vorgesehene Flucht. Wegen der Republikflucht seiner Schwiegereltern vermied Hubert alles, was die Aufmerksamkeit übergeordneter Instanzen und vom Neid getriebener Mitbürger auf die Försterei lenken konnte. Der mit seiner Familie im Forsthaus wohnende Waldarbeiter war «echt», wie man damals sagte, auf dessen Stillschweigen über ungewöhnliche Vorkommnisse in der Försterei konnte man bauen.

Förstersgattin Brigitte hingegen pendelte jeweils mit mittel-großem Gepäck zwischen Forsthaus und Ost-Berlin und brachte Federbetten, Silberbestecks, Meissner Porzellan aus dem Bestand

des Vaters, Bekleidung, Wäsche und anderes in eine dortige Wohnung, von der aus dann auf den «frei von Kontrollen» gemeldeten Strecken nach West-Berlin transportiert wurden. Auch diese Aktionen waren nicht frei von Risiken, denn in allen Fernzügen aus der DDR nach Berlin fanden stichprobenartig Gepäckkontrollen statt, und die Kontrolleure waren darauf spezialisiert, aus bestimmten Zusammensetzungen des Kofferinhaltes auf Fluchtab-sichten zu schliessen. So konnten ganz erhebliche Werte in die westliche Sicherheit gebracht werden, und auch Hubert war über seine berufliche Tätigkeit hinaus nicht faul. Es gelang ihm, ohne Aufsehen zu erregen, das meiste Mobiliar zu verscherbeln und bei Dunkelheit abzutransportieren. Dabei kam schon ein nettes Sümmchen in Mark der DDR zusammen, denn es handelte sich teilweise um alte Wertstücke, nach denen sich heute jeder Antiquitätenhändler die Finger lecken würde.

Unsere Freunde wohnten kurzzeitig auf wackligen Stühlen und Kisten. Diesen Zustand ihrer Wohnung, in der wir so wunderbar gefeiert hatten, bekamen wir erst am Tag der endgültigen Abreise zu sehen, nachdem Hubert auch seinen DKW F7 – einen Zwil-lingsbruder unseres «Troll» – zu Geld gemacht hatte. Nun musste die letzte Phase des Umzugs sehr zügig vor sich gehen, und als Blitztransporter war unser «Troll» ausersehen. Nach dem Anruf des Försters mit dem Codewort «Die Gartenparty findet morgen statt» starteten wir unverzüglich von Magdeburg in Richtung Forsthaus. Vor Morgengrauen kamen wir an und fanden die ur-sprünglich so sympathische Wohnung komplett ausgeräumt vor.

Die Flucht beginnt – die erste Hürde

Die Förstersgattin war mit ihrem letzten Transport in Ost-Berlin geblieben, so dass wir nur Hubert als Fahrgast abzuholen hatten. Mit seinem Einstieg in den «Troll» war nun für Hubert der Tatbestand der Republikflucht und für uns der Tatbestand der aktiven

Fluchthilfe erfüllt. Wir konnten nur noch auf unseren guten Stern hoffen, der die bisherigen Vorbereitungen so problemlos begleitet hatte.

Hubert fuhr in seiner grünen Förstersuniform und hatte sich auf nicht ganz legalen Wegen einen Dienstreiseauftrag zu irgendeiner Behörde in Ost-Berlin beschafft. Sollten wir in eine allgemeine Kontrolle kommen, wie sie an der Grenze zwischen DDR und Ost-Berlin regelmässig vorgenommen wurde, dann war wenig zu befürchten. Ein uniformierter Förster mit einem Dienstreiseauftrag – einem Dokument mit Stempel des Oberförsters – würde bei Einreise nach Ost-Berlin keinerlei Verdacht erregen und die Filzer schon gar nicht zu einer Leibesvisitation motivieren. Nur diese – die totale Leibesvisitation – würde zur Katastrophe führen, denn der Förster hatte 8'000 Mark der DDR im Stiefelschaft deponiert.

Sollte aber am frühen Morgen dieses denkwürdigen Tages ein Vorgesetzter die Försterei inspizieren wollen oder ein Mitarbeiter der Stasi auf Grund einer Denunziation das Gleiche beabsichtigen und die leere Wohnung vorfinden, dann würden die Alarmglocken läuten. Dann gäbe es unverzüglich eine Fahndungsmeldung an alle Kontrollstellen rings um Berlin, und dann sässen wir in der Falle.

Solche Gedanken beschäftigten uns, während uns der «Troll» blechern vor sich hin tuckernd über Strassen und Autobahn immer näher an Berlin heranbrachte. Es war Mittagszeit, als wir uns der Kontrollstelle am Autobahnzubringer zwischen dem Schönefelder Kreuz und dem Dreieck Treptow – genauer, zwischen Bohnsdorf und Waltersdorf, – näherten. Dort hatte sich die übliche Warteschlange gebildet, denn für Verkehrsspitzen waren Zusatzkontrolleure nicht eingeplant. Obwohl alle Insassen ihre Personalausweise schon zum Vorzeigen parat hatten und die Fensterscheiben heruntergekurbelt waren, verlief das Kontrollritual exakt nach Dienstvorschrift, und das dauerte.

Dennoch hatten wir Glück. Wahrscheinlich war der Wachoffizier gerade zum Empfang des Mittagessens abwesend. Nur so konnten wir uns erklären, dass die Kontrolle zwar nicht schnell, aber recht oberflächlich ausgeführt wurde. Statt zweier Kontrolleure links und rechts am Fahrzeug war nur einer auf der Fahrerseite tätig. Der schaute sich die am ausgestreckten Arm herausgehaltenen Ausweise mit gelangweiltem Gesichtsausdruck an und sagte nur: «Fahren Sie weiter!»

Da fiel uns – meiner Frau und mir – je ein Stein vom Herzen. Für meine Frau und mich war das eigentlich die letzte Risikostation. Es war Zeit zum Aufatmen und Entspannen. – Dachten wir!

Da fiel auch von Hubert die Hochspannung ab. Er brach sein über Stunden gepflegtes Schweigen und überschüttete uns mit den Emotionen, die er bis dahin bei sich behalten hatte: «Menschenskindern, haben wir ein Glück! Ich sah mich schon mit Handschellen abgeführt und versuchte mir auszumalen, was denn nun Brigitte tun würde, wenn ich nicht ankäme. Wenn sie mich gefasst hätten, dann wäret ihr ja auch dran gewesen, und keiner hätte Brigitte und Herbert benachrichtigen können. Tiefschwarz habe ich während der ganzen Fahrt gesehen und habe mir Vorwürfe gemacht, dass ich euch in die Sch... mit reingezogen habe.»

Die zweite Hürde

Soviel Realitätssinn war ihm erhalten geblieben, dass er nicht vergass, welch riskanten Freundschaftsdienst wir ihm leisteten. So ging das eine ganze Weile weiter, aber aus dem Tiefschwarz wurde langsam Rosarot. Kaum hatten wir uns auf diese Gemütsfärbung umgestellt, da kam für uns die nächste «Verdunkelung», als Hubert auspackte, was ihm noch auf der Seele lag: «Bisher habe ich nur die erste Kontrolle wie ein schwarzes Loch vor mir gesehen, in das wir hätten fallen können. Völlig verdrängt habe ich die Tatsache, dass mir noch eine verdammt heikle Aktion bevorsteht:

Wenn die 8.000 Märker, die ich hier mit mir rumschleppe, nicht im Umtauschverhältnis Ost für West von 7:1 abgewertet werden sollen, dann muss ich sie in Wertsachen umsetzen, die drüben lukrativer in Geld zurückverwandelt werden können. Da bieten sich nur Fotoapparate und Zubehör an. Den Einkauf hätte ich längst in Quedlinburg erledigt haben können, wenn nicht der Käufer meines Autos so lange für die Bargeldbeschaffung gebraucht hätte. Der kam erst gestern Abend mit dem Geld. Sollte ich da die Abfahrt verschieben? – Das Risiko war mir doch zu gross.»

Nach dem Passieren der gefürchteten Kontrolle an der Stadtgrenze von Ost-Berlin befand ich mich in Hochstimmung und wusste wohl nicht so ganz richtig, was ich mir mit meiner Reaktion auf diese Mitteilung einbrockte: «Mensch, Hubert,» hörte ich mich sagen, «du hast doch überhaupt keine Ahnung vom Fotografieren! Wie willst du für acht Mille Fotoausrüstung zusammenkaufen, ohne dass dem Verkäufer deine Unsicherheit auffällt und der unter Umständen falsche (in Wirklichkeit richtige) Schlüsse zieht?

Du kannst jedenfalls nicht in einen Laden gehen und dort verkünden, dass du für 8.000 Mark Fotoausrüstung kaufen willst. Wir müssen genau planen und sozusagen mit einer Einkaufsliste aufwarten können. Wir gehen jetzt in ein Fotogeschäft, suchen uns die Ware aus, stellen das Verzeichnis auf und vertrösten den Verkäufer auf morgen. Dann ziehen wir in das nächste Geschäft – davon gab es einige im Zentrum von Berlin Ost – und ziehen dort die Schau ab, bei der du in deiner Försteruniform den erfahrenen Tierbeobachter spielst und ich die Rolle des Fachberaters für Fotoausrüstung übernehme.»

Fotoapparate und Objektive aller Art aus Dresden und Jena galten als «Spitzenerzeugnisse der DDR mit Weltniveau» und fanden über die Gleise der staatlichen Warenausfuhr keinen schlechten Absatz in den Ländern der Welt, die über Valuta verfügten. Für clevere Besucher aus dem Westen war es natürlich viel lukra-

tiver, zum Beispiel 1.000 Westmark in 7.000 Ostmark umzutauschen, mit dem Geld im Büstenhalter oder zwischen den Gesässbacken die Sektorengrenze nach Ost-Berlin zu überqueren und das Ostgeld in Foto-Optik-Waren umzusetzen. Wenn der Abtransport der Ware nach dem Westen klappte, dann war das ein Geschäft mit mindestens 500 Prozent Gewinn. Wer diesen Handel gewerbsmässig betrieb, konnte unter diesen Bedingungen auch mal den Verlust einer Warenpartie verschmerzen.

Die zuständigen Behörden der DDR waren intelligent genug, um die Verlockungen dieses nicht nur mit Foto-Optik, sondern auch mit wertvollem Schmuck, Uhren und Rasierklingen, überwiegend aus Westdeutschland importiert, nicht zu unterschätzen. Durch Kontrollen an den Grenzübergängen und – wie wir bald erfahren sollten – durch organisatorische Massnahmen im Handel, versuchte man, diesen durch das Währungsgefälle unerhört gewinnträchtigen Schmuggel zu unterbinden. In der Praxis gelang es nur selten, solche Schwarzhändler auf frischer Tat zu greifen, aber die allgemein bekannte Tatsache der Fahndung nach diesen «Gesetzesbrechern» dürfte abschreckend gewirkt haben.

Dem Leser wird damit klar geworden sein, dass wir beabsichtigten, uns erneut auf Gebieten jenseits der DDR-Legalität zu bewegen. Die Grösse des Risikos war uns allerdings im Stadium der Vorbereitung noch nicht so recht bewusst.

In einem HO-Geschäft der Branche Foto-Optik in der Warschauer Strasse hatten wir uns in aller Ruhe das Angebot der volkseigenen Fotoindustrie angesehen, Preise notiert und ein Sortiment zusammengestellt, dessen Gesamtpreis etwa bei 7.000 Mark lag. Als Grundgerät war die ausgezeichnete Spiegelreflexkamera «Exakta Varex» geplant. Dazu kamen zwei Weitwinkelobjektive sowie drei Teleobjektive, von denen das grösste und teuerste einem Kanonenrohr glich, alle Objektive mit der hochwertigsten Zeiss-Optik, ausserdem Zubehör wie eine Fototasche, ein

schweres Stativ, die verschiedensten Filter in allen Grössen für die jeweiligen Objektive und ein Blitzgerät in Profi-Ausführung. Bis ins letzte Detail kann ich mich nicht erinnern, denn es war eine mächtig lange Liste, die wir da aufgeschrieben hatten.

Nach dieser Vorbereitung wechselten wir den Ort der Handlung und fuhren in die Stalinallee, wo sich das grösste und bestsortierte Fotogeschäft Berlins befand. Der Verkäuferin machten wir klar, dass der Förster sich von reiner Tierbeobachtung auf Tierfotografie spezialisieren wolle, und dass bei diesem Vorhaben eine gute Ausrüstung notwendig sei. Ich stellte mich als Fachmann vor, der dem Förster die ersten Schritte auf dem photographischen Gebiet beibringen sollte. Die Dame war dann auch von der Vollständigkeit der Ausrüstung hellauf begeistert und legte Stück für Stück auf mit Samt gepolsterte Tablettts, um anschliessend den Preis des vorgelegten Stückes in die Registrierkasse einzugeben. Das dauerte etwa eine halbe Stunde, dann gab die Kasse unter leicht rasselndem Geräusch den Bon mit der Endsumme heraus. Diese lag in der gewünschten und erwarteten Höhe. Wir glaubten schon unsere innere Hochspannung abbauen zu können, aber da entwickelte sich folgender Dialog:

«Darf ich Ihren Personalausweis einsehen?»

«Aber bitte doch.»

«Stimmt die im Ausweis eingetragene Anschrift noch?» «Ja, sicher. Warum fragen Sie?»

«Weil wir die gekaufte Ware an ihre Heimatanschrift schicken müssen. Einkäufe über 1.000 Mark Gesamtwert werden dem Käufer hier nicht übergeben.»

Da hatten wir den Sedat! Das hatten wir nicht gewusst. Mir blitzte da noch ein vielleicht rettender Gedanke durch den Kopf. Ehe sich Hubert von dem Schreck erholt hatte, platzte ich heraus: «Aber das geht doch nicht! Wir sind unterwegs nach Mecklenburg in den Urlaub. Wir können doch nicht noch einmal die 180 Kilo-



Die Stalinallee, hier mit Blick auf die Skulpturen vor der Deutschen Sporthalle und den Strausberger Platz, war in den 50er und 60er Jahren, die Einkaufs- und Bummelmeile Ost-Berlins. Hubert und ich wollten hier, im grössten und bestsortierten Fotofachgeschäft Berlins, eine Fotoausrüstung erwerben, die in den Westen geschmuggelt werden sollte.

meter nach Hause und zurückfahren, um die Fotoausrüstung zu holen, die vielleicht in einer Woche zu Hause ankommt.»

Da setzte die Verkäuferin ein sehr nachdenkliches Gesicht auf. Man sah ihr an, dass sie einen Ausweg suchte, um sich das grosse Geschäft nicht entgehen zu lassen, das ihr sicher ein paar Mark Umsatzprämie eingebracht hätte. Sie fand eine Lösung: «Dann geben Sie mir doch die Anschrift von dem Hotel oder dem FDGB-Heim an, in dem Sie wohnen werden.»

Wieder musste ich blitzschnell reagieren und fand eine letzte Möglichkeit zum Konter: «Aber liebe Kollegin, wir sind mit einer Zeltausrüstung unterwegs und wollen einige Waldgebiete durchstreifen. Wir werden keinen festen Standort haben. Bitte, verderben Sie uns nicht den geplanten Streifzug.»

Jetzt wurde die Sache kribbelig. Die Verkäuferin wusste sich keinen Rat weiter, als ihr Problem auf den Verkaufsstellenleiter



Das HO-Geschäft «Foto-Kino-Optik» in der Stalinallee 256 (ab 1961 Karl-Marx-Allee) bot 1956 zirka 20 Kamera-Sorten in den verschiedensten Preislagen zum Kauf im Teilzahlungsverfahren an. Ausgenommen waren die «Exa» und «Exakte-Varex». Die junge Fachverkäuferin zeigt eine 6x6-Balgenkamera «Précisa II» für 110 DM und eine Kleinbildkamera Practina für 839,35 DM*). Claus Fritzsche und sein Freund Hubert mussten sich in diesem Geschäft schon sehr geschickt anstellen, um mit einem Einkauf im Wert von 8.000 DM (Ost) und mit Barzahlung keinen Verdacht zu erregen.

*) Die damalige Währung der SBZ/DDR hiess von Juli 1948 bis Juli 1964 Deutsche Mark der Deutschen Notenbank (DM).

abzuwählen. Während der dazu erforderlichen, vielleicht zweiminutigen Dialogpause legte ich mir die Formulierungen für ein Ruckzugsgefecht zurecht. Die würden etwa darauf hinauslaufen, dass wir unter diesen Bedingungen versuchen müssten, die Ausrüstung in Neubrandenburg zu kaufen, wo es ja auch ein gutsortiertes Foto-Optik-Geschäft der HO gab. Das zumindest wusste ich aus Erfahrung.

Mir begannen die Knie zu zittern, denn da lief jetzt ein Prozess ab, dessen Ausgang von uns nicht mehr zu beeinflussen und nicht vorzusehen war.

Der Verkaufsstellenleiter kam, begrüsste uns sehr freundlich und erklärte uns noch einmal die bestehende Vorschrift für Warenverkaufe über 1.000 Mark Gesamtwert. Dann liess er sich unsere aktuelle Situation im Detail schildern und fragte Hubert nach seinem Dienstaussweis. Der wurde vorgezeigt und darin lag auch der Dienstreiseauftrag – ein Dokument mit Unterschrift und Stempel. Davon war der Mann sichtlich beeindruckt und entschied: «Eigentlich müsste ich bei der Zentrale anrufen, um eine Ausnahmegenehmigung zu erhalten. Aber ich glaube doch, dass ich die Verantwortung auch selbst übernehmen kann.»

Und zur Verkäuferin gewandt: «Packen Sie die Ware ein! Das geht in Ordnung.»

Nach diesen Worten zog er sich zurück in sein Büro und wurde nicht mit der Tatsache konfrontiert, dass die Bezahlung in bar erfolgte. Ein Scheck wäre unverdächtig gewesen, eine Barzahlung musste die Alarmglocke läuten lassen.

Die Minuten des Verpackens der Ware und der Bezahlung wurden uns zu Stunden. Hubert hatte während der ganzen Verhandlung kein Wort herausgebracht und schwieg auch weiterhin konsequent. Endlich hatten wir das Zeug im Griff und verliessen den Laden in einer Haltung und in einem Tempo, angesichts dessen ein Psychologe uns einen Angstkomplex angesehen hätte. Voruberehend hatten wir den tatsächlich, oder besser der hatte uns.

Als wir zum Auto kamen, stand dort zusammen mit meiner Frau der bekannte Hauptmann der Grenzpolizei – Herbert. Als wir ihm in kurzen Worten den Ablauf des Kaufes dargestellt hatten, verfärbte sich dessen Gesicht. Es verfärbte sich zuerst in Richtung weiss, dann nach rot und er presste heraus: «Nichts wie weg von hier! Die Verkaufstellenleiter sind verpflichtet, in Verdachtsfällen sofort die Stasi anzurufen, und die kommt innerhalb weniger Minuten.»

Herbert nannte nur noch Zeit und Ort des nächsten Treffens mit Hubert und verdrückte sich eilends.

Wir drei Kriminellen verstauten uns in den «Troll» und tuckerten die Stalinallee hinauf, immer darauf wartend, dass ein Fahrzeug mit Sirene und Blaulicht auftauchen und sich uns in den Weg stellen könnte. An der nächsten Strasseneinmündung verliessen wir die Stalinallee und fuhren vorsichtshalber kreuz und quer durch unbekannte Strassen bis wir am Ostbahnhof landeten. Hubert war zu sehr geschockt, um einer grossen Abschiedsszene gewachsen zu sein. Es blieb bei: «Danke und hoffentlich sehen wir uns wieder.» -

Der Grenzübertritt der Förstersleute nach West-Berlin verlief dank Herberts Informationen ohne Komplikationen, und Hubert bekennt dank der Fürsprache seines in Bremen hoch oben etablierten Schwiegervaters schnell eine Försterei im Hannoverschen.

Wir aber steuerten unseren lieben «Troll» in Richtung Magdeburg. Die Kontrolle an der Stadtgrenze passierten wir ohne Herzklopfen, denn wir hatten nun im Sinne der DDR-Gesetze ein sooo reines Gewissen. Dennoch dauerte es lange bis das gespannte Schweigen von einer allmählich lockerer werdenden Unterhaltung verdrängt wurde.

Noch einmal gut davongekommen! Der Ablauf der Dinge lässt nur den Schluss zu, dass auch Hubert einen tätigen Schutzengel hatte.

[West-Berlin – Teltow, Brandenburg, damals DDR;
Frühjahr 1959]

Bernd Udo Schwenzfeier

Die Mutprobe

Im April 1959 beendete ich als knapp Achtzehnjähriger meine Lehre als Möbeltischler. Von nun an hatte ich endlich genug Geld in der Tasche, um den Mädchen eine Coca Cola oder einen Kinobesuch spendieren zu können. Ich war ein typischer West-Berliner «Rock 'n' Roller» der damaligen Zeit, der James Dean verehrte und der Stammgast in der «Florida-Tanzbar» war, die sich an der Ecke Mainzer Strasse/Biebericher Strasse in Neukölln befand. Aus der Musikbox dudelten den ganzen Abend Fats Domino, Bill Haley, Little Richard und Pat Boone.

Sie fiel mir gleich auf: Gross gewachsen, schlank und mit langen schwarzen Haaren drehte sie sich in ihrem Petticoat beim Rock 'n' Roll so schnell, dass ich ihre wohlgeformten Beine sehen konnte. Dieses hübsche Mädchen musste ich unbedingt kennenlernen!

Wenig später ging ich mit zitternden Knien auf sie zu, um sie zum Tanzen aufzufordern. Ich rechnete mir nicht viele Chancen aus und war auf einen «Korb» gefasst, zumal sie viel älter aussah als die meisten Mädchen im Saal. Aber zu meiner grossen Überraschung lächelte sie mich aufmunternd an und zeigte dabei eine Reihe blendend weisser Zähne. Vielleicht hatte sie meine Aufmerksamkeit à la James Dean überzeugt, denn ich trug stolz meine vom ersten Gesellenlohn gekauften Jeans, ein weisses T-Shirt und eine rote Seidenjacke, so wie sie James in seinem Film «... denn sie wis-

sen nicht, was sie tun» getragen hatte. Meine Haare hatte ich mit «Brisk» kunstvoll in Form gebracht. Eine Locke hing tief in meiner Stirn und am Hinterkopf glänzte schnurgerade meine kunstvoll gekämmte «Ente».

Sie nickte nur und ich zog sie auf die Tanzfläche, denn zum Reden war es viel zu laut. Sie war leicht wie eine Feder und wir harmonierten vom ersten Schritt an prächtig, was wohl darauf zurückzuführen war, dass gerade mein Lieblingslied «Shake Rattle and Roll» von Bill Haley ertönte. Als dann im Anschluss auch noch Fats Dominos «Blueberry Hill» erklang, war es um mich geschehen. Ich hoffte nur noch, dass dieser langsame Tanz niemals zu Ende gehen würde. Wir hatten uns eng umfasst und sie schmiegte ihren Kopf an meine Schulter. Ich spürte ihren Herzschlag, war ihr so nah und vom ersten Augenblick an in sie verliebt. Den ganzen Abend gab es nur sie für mich und auch ich schien ihr recht gut zu gefallen. Ich war unglaublich stolz auf meine Eroberung und genoss die neidischen Blicke der anderen. Vom ersten Moment an wurde aber auch meine Angst immer grösser, sie könnte mich nach meinem Alter fragen. Sollte ich ihr dann etwa sagen, dass ich noch nicht einmal 18 Jahre alt war?

Ich war mir sicher, dass sie mich dann einfach hätte stehenlassen. Nachdem wir uns bekanntgemacht hatten, kam sie auch gleich zur Sache und fragte mich prompt danach. War sie etwa misstrauisch geworden, obwohl ich zur damaligen Zeit schon immer etwas älter aussah?

Aus Furcht, sie gleich wieder zu verlieren, entschloss ich mich spontan zu der Lüge: «Ich bin am 16. Dezember 20 Jahre alt geworden.» – Der Tag stimmte zwar, nur eben das Alter nicht. Aber das war mir jetzt egal. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als sie mir meinen Schwindel ohne jeden Argwohn abnahm. Alles andere lief dann später wie von selbst.

Natürlich brachte ich sie mit einer Taxe zum Grenzübergang am Ostpreussendamm/ Ecke Schwelmer Strasse in Lichterfelde, um ihr zu zeigen, dass mir für sie nichts zu teuer war und damit

auch ein wenig Eindruck bei ihr zu schinden. Fast mein ganzes Geld war dafür draufgegangen; ich hatte gerade noch genug, um anschliessend mit der S-Bahn vom Bahnhof Lichterfelde Süd nach Hause zu fahren. Ich war völlig überrascht, als sie mir zum Abschied einen langen Kuss gab, danach wie verzaubert und wollte sie nicht mehr loslassen. Aber die Zeit schritt umbarmherzig voran. Sie musste vor Mitternacht die Grenze zur Sowjetzone, in der Teltow bereits lag, passiert haben. Den Grenzposten brauchte sie nur ihren Ausweis zu zeigen und schon hob sich der Schlagbaum. Sie drehte sich noch einmal um und winkte mir zu, bevor sie in der Dunkelheit verschwand.

Zum ersten Mal in meinem jungen Leben wurde mir so richtig bewusst, dass West-Berlin, in dem ich seit meiner Geburt lebte, eine eingezäunte Insel war und wir wie Gefangene vom Wohlwollen der Sowjetunion abhängig waren. Es war der reine Wahnsinn: Wir West-Berliner konnten zwar zu jener Zeit mit unseren Ausweisen nach Ost-Berlin fahren, durften aber andererseits die Sowjetzone nicht betreten, während die Bürger aus der DDR einfach kommen und gehen durften, wann immer sie wollten.

Sie hiess Marianne und wohnte gleich hinter der Grenze in der Schillerstrasse im sogenannten Dichterviertel. Sie arbeitete als Büroangestellte in einer kleinen Fabrik, in der Waschpulver und Kerzen hergestellt wurden.

Natürlich hatten wir uns gleich wieder für den nächsten Tag an gleicher Stelle, in Höhe des Postenhäuschens der West-Berliner Polizei, verabredet. Ich konnte unser Treffen kaum erwarten. Es war Sonnabend und ich wollte mit ihr gross ausgehen. Von einem meiner älteren Brüder hatte ich mir dafür zwanzig Mark gepumpt und sie in der Wechselstube am S-Bahnhof Neukölln in etwa 140 Ostmark umgetauscht. Ich hatte mir vorgenommen, keinen Fehler zu machen und mich wie ein Erwachsener zu benehmen.

Schon von Weitem erkannte ich sie an ihrem strahlenden Lächeln. Sie sah einfach umwerfend aus. Marianne schlug mir vor, zum Friedrichstadt-Palast in Ost-Berlin zu fahren. Ihr Vorschlag kam mir gerade recht. Ich hatte genug Geld in der Tasche, um gute Karten zu kaufen. Stolz und glücklich sass ich mit ihr ganz vorne in den üppigen Polstersesseln der ersten Reihe und genoss die Revue mit viel Gesang und Tanz. Es wurde ein wunderbarer Abend. Als ich sie später mit der S-Bahn nach Hause brachte, war es uns beiden nur recht, dass nach und nach immer mehr Fahrgäste ausstiegen und wir die letzten Stationen ganz alleine im Abteil waren. Sie nannte mich fortan «Teddy» und ich sie «Maiy».

Einige Tage später spazierten wir über den Kurfürstendamm und setzten uns, nachdem es zu regnen begonnen hatte, ins Café «Haus Wien», schräg gegenüber der Gedächtniskirche. Wir plauderten über Gott und die Welt, und wie zufällig kamen wir auf unsere Familien zu sprechen. Sie fragte mich so ganz nebenbei, wie alt meine beiden Brüder wären und ich erwiderte arglos, dass uns jeweils zwei Jahre voneinander trennen würden und der Älteste bereits 22 Jahre alt sei. Sie nickte nur und nach einem kurzen Moment des Schweigens erwiderte sie wie aus der Pistole geschossen: «Dann bist du ja erst 18 Jahre ...»

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich hatte mich verraten und wagte vor Scham kaum, ihr ins Gesicht zu blicken. Sie war richtig sauer, und das sagte sie mir auch unverblümt. Ich suchte nach Worten der Erklärung, aber mehr als ein kümmerliches Gestammel brachte ich nicht zustande. Sie beruhigte sich jedoch erstaunlich schnell und stellte fest: «Du siehst tatsächlich älter aus, als du wirklich bist und du benimmst dich auch nicht wie ein Jüngling. Aber lüge mich nicht wieder an. Ein zweites Mal würde ich dir das nicht verzeihen.» Damit schien für sie das Thema erledigt zu sein und ich war unendlich erleichtert.

Zwei Tage vor Himmelfahrt schlenderten wir bei herrlichem Sonnenschein am Grossen Wannsee entlang. Mary hatte seitdem

mein Alter nicht mehr ins Spiel gebracht. Zwischen uns war mit der Zeit eine grosse Vertrautheit entstanden und wir redeten immer öfter über unsere Zukunft, die ich zu gerne mit ihr teilen wollte. Alle Welt war im Aufbruch; zwei meiner etwas älteren Freunde waren vor einigen Monaten mit ihren Familien nach Kanada ausgewandert. Begeistert schrieben sie mir und priesen die grossartigen Möglichkeiten, die sich ihnen dort boten. Was lag näher, als auch von einem solchen Schritt zu träumen?

Und so machte ich Mary den Vorschlag, gemeinsam über den grossen Teich auszuwandern. Sie hörte mich in aller Ruhe an, gab aber zu bedenken, dass sie dann ja aus der DDR flüchten und ihre Mutter und ihre kranke und pflegebedürftige Oma für immer verlassen müsste. Ich hingegen versuchte, ihr in den glühendsten Farben einen solchen Schritt schmackhaft zu machen. Schliesslich glaubte ich selber, dass ich zum Auswandern fest entschlossen sei. Aber Mary bremste meine Euphorie. Als sie mein enttäushtes Gesicht sah, schlug sie versöhnlich vor: «Wir können doch erst mal gemeinsam einen Englischkurs besuchen und dann immer noch überlegen, ob wir diesen Schritt letztendlich wagen.»

Ich musste ihr zustimmen und bewunderte ihre Überlegenheit und Weitsicht. Sie war reifer und erfahrener und ganz anders als die Mädchen, die ich bisher kennengelernt hatte. Immerhin war sie schon 21 Jahre alt. Kurz bevor wir spät abends den Kontrollpunkt an der Schwelmer Strasse erreichten, sagte sie zu mir: «Ich weiss nicht so recht, Teddy, was ich von deinem Vorschlag halten soll. Meinst du das mit dem Auswandern wirklich ernst? – Ich kann das gar nicht glauben. Du hängst doch so an deiner Mutter. Hast du das wirklich so gemeint, wie du es vorhin gesagt hast, oder nur, um dich interessant zu machen?»

Ich war völlig entgeistert und erwiderte verunsichert: «Wieso fragst du mich das? Nimmst du mich etwa nicht für voll...?» Und

dann liess ich mich zu dem Ausspruch hinreissen: oder glaubst du mir nur deshalb nicht, weil ich so viel jünger bin als du?»

Sie lachte, nannte mich einen Kindskopf und erklärte mir, man müsse sich einen solchen Schritt doch sehr gut überlegen. In unserem jugendlichen Alter könnten wir doch gar nicht genau wissen, ob wir uns dort drüben in Kamada überhaupt zurechtfinden und wohlfühlen würden. Zum ersten Mal glaubte ich zu spüren, dass sie mich nicht ganz ernst zu nehmen schien, und das war sehr schmerzhaft. Ich musste sofort etwas unternehmen, um das Gegenteil zu erreichen!

Und dann kam ich auf die idiotische Idee, ihr zu beweisen, wie wichtig sie mir sei, indem ich etwas für sie riskierte. Ich fühlte mich so in meiner Ehre gekränkt, dass ich spontan reagierte: «Weisst du Mary, ich mache keine Witze. Dazu bist du mir viel zu wichtig. Und um dir das zu zeigen, werde ich dich in der kommenden Nacht einfach mal zu Hause besuchen.»

«Waas?», entgegnete Mary ungläubig, «Bist du verrückt? Das ist kein Spass mehr. Wenn du die Grenze illegal übertrittst, können dich die Grenzer festnehmen oder auf dich schiessen. Du bist doch nicht klar im Kopf und bringst dich nur unnötig in Gefahr! Mit so einer sinnlosen Tat kannst du mich nicht beeindrucken. Das lass mal lieber sein.»

Aber ich war bereits wild entschlossen, das Ding durchzuziehen und ihr zu beweisen, was für ein toller Kerl ich war. Ausserdem glaubte ich, so etwas wie Angst um mich in ihren Worten erkannt zu haben. Und dieses Gefühl tat mir gut.

«Hab' keine Angst, Mary, ich pass schon auf mich auf. Ich wollte schon immer deine Familie kennenlernen. Vielleicht könnten wir endlich einmal etwas länger zusammen sein?», erwiderte ich, so cool es ging, und meinte damit nicht mehr und nicht weniger als unsere erste gemeinsame Nacht.

«Dir ist ja nicht zu helfen, Teddy, aber glaub' ja nicht, dass ich mir Sorgen um dich mache.»

Ganz echt klang das nicht und deshalb erwiderte ich:
«Brauchst du auch nicht. Ich werde wohl noch unter einem Sta-

cheldrahtzaun durchkriechen können. Ich verstecke mich einfach hinter ein paar Büschen und warte, bis die Streife vorbeigegangen ist. Vom Grenzstreifen bis zur Schillerstrasse sind es nur ein paar hundert Meter. Das ist doch ein Kinderspiel für mich.»

«Ich will nichts mehr davon hören», entgegnete Mary.

«Gut, aber dann sei morgen Abend wenigstens zu Hause.»

Sie sagte nichts mehr und schüttelte nur den Kopf. Wir verabschiedeten uns und küssten uns ein letztes Mal. Diesmal drehte sie sich nicht um, um mir zuzuwinken. Wahrscheinlich ist sie jetzt sauer auf mich, dachte ich ein wenig traurig. Dennoch stand für mich fest, dass ich sie besuchen würde, und ich freute mich schon auf ihr überraschtes Gesicht, wenn ich plötzlich vor ihrer Haustür stünde.

Schon auf der Heimfahrt stellten sich die ersten Gewissensbisse ein. Sollte ich meine Ankündigung tatsächlich wahr machen oder die ganze Sache lieber sein lassen?

Ich beschloss, zunächst einmal darüber zu schlafen und morgen mit meinem besten Freund, Jürgen Heilmann, darüber zu sprechen. Er war ein richtiger Draufgänger, der meine Mutprobe sicher verstehen würde. Gemeinsam spielten wir Fussball beim VfB Britz. Er stand bei den Junioren im Tor und war für seine tollkühnen Paraden bestens bekannt. Als ich Jürgen am nächsten Tag von meinem Plan erzählte, war er total begeistert und machte mir den Vorschlag, mich dabei zu begleiten. Er schätzte, wie ich damals auch, das Risiko für uns als sehr gering ein und bestärkte mich damit in meinem Vorhaben. Meiner Mutter und meinen Brüdern erzählte ich wohlweislich nichts.

Am Abend fuhren Jürgen und ich mit der S-Bahn zum Bahnhof Lichterfelde Süd. Gegen 20 Uhr erreichten wir die Schwelmer Strasse, die parallel zur Zonengrenze verlief. Es war eine ruhige Seitenstrasse, in der zu dieser Stunde kaum noch Verkehr herrschte. Zunächst liefen wir sie einmal auf und ab, um die am

besten geeignete Stelle ausfindig zu machen. Ich deutete auf eine mit Büschen bewachsene Stelle, die sich zwischen den Wohnhäusern und einer Gartenkolonie befand. Sie war etwa vierhundert Meter vom Kontrollpunkt am Ostpreussendamm entfernt. Hinter dem Stacheldrahtzaun verlief ein ungefähr fünf Meter breiter Weg, auf dem die Grenzer in Doppelstreife patrouillierten. Manchmal fuhren sie auch mit einem Jeep die Strecke ab. Im Schatten einer Laube beobachteten wir kniend die Grenzer, die alle halbe Stunde vorbeikamen.

Es wurde schnell dunkel, denn der Himmel sah nach Regen aus. Das kam unserem Plan zugute. Wir brauchten nicht mehr allzu lange zu warten, um das Überqueren der Grenze zu wagen. In meiner Hosentasche trug ich die Handskizze eines Stadtplans der «Dichtersiedlung», damit wir die Schillerstrasse, in der Mary wohnte, in der Dunkelheit besser fanden. Wir rechneten zwar nicht damit, dass wir erwischt würden, hatten aber für alle Fälle eine Geschichte abgesprochen. Von zwei Mädchen aus Teltow wollten wir erzählen, die wir am Ostpreussendamm/Ecke Wismarer Strasse vor einem Kino kennengelernt hätten und die wir nun mit einem Besuch überraschen wollten. Um auch eine übereinstimmende Beschreibung der beiden abgeben zu können, hatten wir uns auf das Aussehen zweier ehemaliger Freundinnen verständigt. Auf keinen Fall wollten wir Marys Namen verraten.

Nachdem die Fussstreife gegen 21 Uhr unseren Beobachtungsposten passiert hatte, holte Jürgen eine Zange heraus und begann, die einzelnen Maschen des Zaunes durchzuknipsen. Bald hatte er ein Stück herausgeschnitten, das gross genug für uns war. Vorsichtig spähten wir noch einmal die Umgebung aus. Alles war ruhig, ein leichter Regen hatte eingesetzt. Jürgen kroch als erster über den breiten Sandweg und verschwand im angrenzenden Unterholz auf der anderen Seite. Als aus seinem Versteck der leise Pfiff, unser Zeichen, dass die Luft rein WEIT, ertönte, zwängte auch ich mich durch das Loch im Zaun. Als ich etwa die



Schilder warnten eindrücklich vor dem unberechtigten Überqueren der Sektorengrenze zwischen West-Berlin und der sowjetischen Zone (DDR) ausserhalb Berlins. Auch der Ort Teltow, wo Mary wohnte, lag ausserhalb des Berliner Stadtgebietes.

Hälfte des Weges überquert hatte, ertönte plötzlich eine Trillerpfeife und eine Männerstimme rief mir barsch zu: «Stehen Sie auf und heben Sie die Hände hoch! Sie sind festgenommen wegen illegalen Grenzübertritts auf das Staatsgebiet der DDR. Wenn Sie einen Fluchtversuch unternehmen, werden wir von der Schusswaffe Gebrauch machen!»

Ich erstarrte und wagte kaum zu atmen. Eine nicht gekannte Angst ergriff schlagartig Besitz von mir; es hätte nicht viel gefehlt

und ich hätte mir in die Hose gemacht. Mein Gott, dachte ich, wir sitzen wie die Maus in der Falle. Die Vopos hatten uns einfach überrumpelt. Wie konnten sie nur auf uns aufmerksam geworden sein? Wir waren doch so vorsichtig gewesen und hatten sorgfältig die Umgebung abgecheckt. Wo lag also der Fehler?

Auf die Idee, dass uns vielleicht jemand vom Kontrollpunkt aus mit einem Fernglas beobachtet haben konnte, kam ich in meiner Aufregung nicht. Nun war guter Rat teuer. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen und war wie gelähmt. Wegrennen war völlig sinnlos. Die liessen nicht mit sich spassen, würden ernst machen und auf mich schießen. Also stand ich auf und hob brav meine Arme hoch. Ein Vopo legte mir sofort Handschellen an und durchsuchte mich. Meinen behelfsmässigen Personalausweis – West-Berliner hatten damals wegen des ungeklärten Status von West-Berlin noch keinen Bundespass – und die Handskizze nahm er an sich.

Jürgen war ein wahrer Freund. Obwohl von den Posten nicht bemerkt, kam er von allein aus seinem Versteck hervor und ergab sich ebenfalls. Er hätte auch in seinem Versteck bleiben können, und ich wäre ihm dafür nicht einmal böse gewesen. Zusammen führte man uns in Richtung Grenzübergang ab. Vor uns liefen zwei Posten und hinter uns, mit schussbereiten Maschinenpistolen in der Hand, zwei weitere. Wir mussten auf die Ladefläche eines Militärfahrzeuges klettern. Drei Posten nahmen uns in die Mitte. Die Plane wurde heruntergelassen, damit wir nichts sehen konnten, und dann fuhr der LKW los. Nach etwa einer halben Stunde über holprige Wege und Strassen hielt der Wagen an und wir wurden in einen Flachbau geführt. Dort wurden wir erneut durchsucht und in zwei Einzelzellen gesperrt.

Da mir die Vopos meine Armbanduhr abgenommen hatten, verlor ich nach einer Weile das Zeitgefühl. Die Stille, die mich umgab, zerterte an meinen Nerven. Niemand kam und sprach mit mir. Zum ersten Mal in meinem Leben völlig isoliert in einer Zelle, sass mir

die Angst vor der ungewissen Zukunft regelrecht im Nacken. Tränen liefen mir über das Gesicht und ich verwünschte meinen dämlichen Plan, den ich nur gefasst hatte, um mich vor Mary aufzuspielen. Wie würde es jetzt weitergehen? ...

Nach schier endloser Zeit öffnete sich die Gittertür. Ich wurde in einen hell erleuchteten Raum gebracht, in dem nur ein breiter Tisch und zwei Stühle standen. Mir gegenüber sass ein älterer Mann mit schütterem Haar in einem dunklen Anzug. Er stellte sich nicht vor, sondern fing gleich an, mich nach meiner Familie und meinen Lebensgewohnheiten auszuquetschen. Bereitwillig gab ich Auskunft in der Hoffnung, dass er mich bald wieder entlassen würde. Aber da hatte ich mich gründlich getäuscht. Unbeirrt stellte er Frage auf Frage, und immer wieder wollte er wissen, warum Jürgen und ich die Grenze illegal überquert hatten. Trotz aller Furcht blieb ich bei meiner ersten Version.

Mit einem Mal änderte der Mann sein Verhalten und sprach mich nun mit eis kalter Stimme an: «Hören Sie zu! Sie kommen aus der selbständigen politischen Einheit West-Berlin und wohnen im amerikanischen Sektor. Und da wollen Sie mir tatsächlich den Unfug mit den beiden Mädchen verkaufen. Für wie blöd halten Sie mich eigentlich? Ich werde Ihnen etwas sagen ...» Seine Stimme wurde messerscharf: «... Sie sind ein amerikanischer Spion, der die Grenzanlagen der DDR ausspionieren wollte. In der Skizze, die wir bei Ihnen gefunden haben, sind einige militärische Einrichtungen eingezeichnet. Also, geben Sie endlich zu, dass Sie für die Amerikaner arbeiten!»

Ich war sprachlos. Was wollte dieser schreckliche Kerl von mir? Das mit der Karte war ein Witz. Langsam begriff ich, dass er mir Angst machen wollte. Aber ich kam nicht dazu, weitere Überlegungen anzustellen, denn er fuhr drohend fort: «Hören Sie, auf Spionage und illegalen Grenzübertritt stehen mehrere Jahre Gefängnis. Glauben Sie, das Militärgericht macht mit Ihnen viel Fe-

derlesen? – Trotz Ihres Alters sind da mindestens drei Jahre für Sie drin! Wir machen jetzt eine Pause und Sie überlegen sich Ihre Antwort. Haben wir uns verstanden?»

Er erhob sich und verliess den Raum. Ich war wieder allein. Niemand betrat den Raum und die Stille schloss mich in sich ein. Ich weiss nicht mehr, wie lange ich so alleine sass, als der Mann wieder hereinkam.

«Na, wie ist es? Wie haben Sie sich entschieden? Wollen Sie nicht endlich die Wahrheit sagen?»

Sein Tonfall war schärfer geworden und er sah mich mit finsternem Gesicht an. Ich hatte mir inzwischen vorgenommen, nicht von meiner Linie abzuweichen. Das mit der Spionage war doch völliger Blödsinn, das wusste er. Warum ritt er dann immer wieder auf dieser dämlichen Skizze herum?

Dann änderte er plötzlich erneut seine Taktik und sagte lauernd: «Sie könnten einer Strafe entgehen, wenn Sie uns einen Gefallen tun.»

«Was meinen Sie damit?» fragte ich.

«Tja ... Sie wohnen doch in Britz. Da kennen Sie doch sicher das sogenannte Lager für Republikflüchtige aus der DDR in der Graustrasse?»

Ich nickte und er fuhr fort: «Das ist gut. Sie brauchen dort nur einige Beobachtungen für uns zu machen und uns das Ergebnis mitzuteilen. Wenn Sie damit einverstanden sind und eine Verpflichtungserklärung unterschreiben, lassen wir Sie und Ihren Freund sofort frei und sie können zurück nach West-Berlin.»

Was dieser Stasimann da von mir verlangte, war unmöglich. Das würde ich nicht tun, niemals und unter keinen Umständen würde ich für die DDR spionieren – und das sagte ich ihm auch. An meinem Tonfall erkannte er, dass es mir ernst damit war. Mit unbewegtem Gesicht nahm er meine Entscheidung zur Kenntnis, erhob sich schweigend, nickte mit dem Kopf und verliess wieder den Raum.



Das Foto von Ende Juli 1965 zeigt mich ohne Locke in der Stirn und kunstvoll gekämmter «Ente».

Es mussten einige Stunden vergangen sein, als sich die Tür endlich öffnete. Wortlos wurde ich von zwei Männern in Zivil hinausgebracht und traf Jürgen auf dem Flur. Wir bekamen unsere Sachen zurück und wurden in einem PKW zum S-Bahnhof Griebnitzsee gefahren und dort in einen Zug nach West-Berlin gesetzt. Als wir den Bahnhof Wannsee kurz vor Mitternacht erreichten und wieder im Westen waren, schrien und grölten wir unsere Freude und Erleichterung aus uns heraus. Zuhause erfuhren wir dann, dass unsere besorgten Mütter inzwischen bei der Polizei Vermisstenanzeigen erstattet hatten. Meine Mutter und meine beiden Brüder sprachen ein ernstes Wort mit mir und ich sah ein, dass ich unverantwortlich mit meiner Freiheit, meiner Gesundheit und mit meinem Leben gespielt hatte.

Die nächsten Abende verbrachte ich nach Arbeitsschluss an dem Postenhäuschen und wartete sehnsüchtig auf Mary. Und ich

stellte mir immer wieder die Frage, ob sie am Abend vor Himmelfahrt tatsächlich auf mich gewartet oder meinen angekündigten Besuch nur als Wichtigtuerei abgetan hatte. Fast vierzehn Tage lang stand ich so abends vergebens an der Grenze und schaute voller Ungeduld hinüber, aber sie kam nicht. Jeden Abend fuhr ich eine Spur enttäuscht nach Hause. Langsam dämmerte mir, dass die Staatssicherheit sie womöglich ermittelt und sie gezwungen haben könnte, nicht mehr mit mir in Verbindung zu treten. Es gab kein Lebenszeichen von ihr und ich konnte sie nicht erreichen. Äusserst schmerzhaft wurde mir bewusst, dass ich durch meine unüberlegte Tat unsere Liebe aufs Spiel gesetzt und Mary dabei für immer verloren hatte. Irgendwann resignierte ich und gab die Warterei auf. Ich habe sie nie mehr wiedergesehen ...

Nach dem Mauerfall habe ich nach Mary gesucht. Ich bin nach Teltow zur Schillerstrasse gefahren und habe eine alte Nachbarin von Mary sprechen können, die sich noch recht gut an sie und ihre Familie erinnern konnte. Sie erzählte mir, dass die Familie einige Tage nach Pfingsten 1959 plötzlich mit unbekanntem Ziel weggezogen sei.

Für mich war von Anfang an klar gewesen, dass der hastige Umzug nicht freiwillig, sondern auf Veranlassung der Staatssicherheit geschehen war. Sie hatten uns am Grenzkontrollpunkt mehrfach fotografiert und brauchten so nur noch diese Fotos mit dem Bild meines Ausweises zu vergleichen, um den «Grenzverletzer» und gleichzeitig Marys unerwünschten «Westkontakt» zu ermitteln.

Schmerzhaft wurde mir bewusst, wie zynisch dieser Unrechtsstaat, der sich auch noch «Deutsche Demokratische Republik» nannte, damals mit seinen Bürgern umgesprungen ist. Da wurden zwei junge Menschen, die einfach nur zusammen und glücklich sein wollten, aus ideologischen Gründen kaltherzig und brutal auseinandergerissen.

[Leipzig, Sachsen – Ost-Berlin – West-Berlin;
Sommer 1960]

Alfredo Grünberg

Vorbereitung einer Flucht

Meine Frau Vera war Lehrerin, und ihr Direktor hatte sie zu Spitzeldiensten gegen Kollegen nötigen wollen. Es blieb uns nur ein Ausweg: die Flucht in den Westen. Von nun an beschäftigte uns kein anderes Thema mehr. Der Zeitpunkt, soviel war klar, musste vor dem Termin liegen, an dem sich meine Frau bei der Stasi zu melden hatte. Und auch über den Fluchtweg gab es in jenem letzten Jahr vor dem Mauerbau wenige Zweifel: von Ost- nach West-Berlin, und von da mit dem Flugzeug in die Bundesrepublik. Wir hatten eigentlich nur noch zu überlegen, welche Übergangsstelle in Berlin für uns die günstigste sei.

Die staatliche Firma «Deutscher Buch-Export und Import GmbH» (später Aussenhandelsbetrieb «Buchexport» der DDR), bei der ich in Leipzig arbeitete, besass das Monopol für alle Buchexporte und -importe und pflegte in dieser Eigenschaft engen Kontakt mit den übergeordneten Dienststellen «Amt für Literatur und Verlagswesen» und «Ministerium für Aussenhandel und Innerdeutschen Handel», beide mit Sitz in Ost-Berlin. Häufig musste einer von uns Mitarbeitern nach Berlin fahren, um Fragen im persönlichen Gespräch zu klären. In den letzten Monaten WEIT ich das öfter gewesen.

Der Sicherheitsring um Grossberlin war damals dichter und strenger als die Kontrollen an den Übergängen zwischen Ost- und West-Berlin, denn laut Viermächteabkommen galt Grossberlin

als ganze Stadt mit normalem Verkehr zwischen allen Stadtteilen. Zwar patrouillierten Volkspolizeistreifen an der Sektorengrenze, zwar wurden die Grenzübergangsstellen von Polizeiposten kontrolliert, aber den Personenverkehr durften sie nicht behindern oder unterbinden. So konnten sich nicht nur die Berliner in allen Sektoren ihrer Stadt bewegen, sondern auch viele Mitteldeutsche durch die Maschen der Grenzkontrolle schlüpfen, oft einige Hundert täglich.

Innerhalb der DDR aber hatten die Sicherheitsorgane des Ulbricht-Staates alleinige Machtbefugnis, ohne mit den westlichen Behörden in Konflikt zu geraten. Deshalb wurde mit Personenkontrollen versucht, potentielle Flüchtlinge bereits zu fassen, bevor sie nach Ost-Berlin gelangten – im Netz des Kontrollringes um Grossberlin.

Kaum hatte der Zug den Leipziger Hauptbahnhof verlassen, begannen die Sicherheitsleute ihre Arbeit. Wagen für Wagen, Abteil für Abteil kämmten sie durch und fischten Fluchtverdächtige heraus. Auf der Bahnstation Schönefeld am Stadtrand von Berlin hielt der Zug. Dort stiegen Beamte und Festgenommene aus, um in einer grünen Baracke zu verschwinden, die neben den Bahngleisen stand. Von dort aus wurden klärende Telefongespräche geführt; manchmal führten sie sogar dazu, dass ein Festgenommener die Baracke verlassen und seine Fahrt fortsetzen konnte. Die Mitreisenden bekamen blasse oder rote Gesichter, wenn die Uniformierten das Abteil betraten und nach Ausweis, Gepäck, Reiseziel und Reisezweck fragten. Gelegentlich forderten sie: «Machen Sie mal den Koffer auf!» oder «Kommen Sie mal mit!»

Auskundschaften der Möglichkeiten

Furchtlos konnte ich den Personenkontrollen entgegensehen. Ich hatte weder belastendes Material noch verdächtiges Gepäck und ausserdem die Bescheinigung in der Tasche, dass ich im dienstlichen Auftrag unterwegs war. Jedesmal bekam ich mein besonderes Papier mit den freundlichen Worten zurück: «Vielen Dank,

gute Weiterreise!» So war es immer gewesen, so erlebte ich es auch in diesen Sommermonaten. Dennoch galten nun meine Reisen einem weit wichtigeren, heimlichen Zweck. Ich erledigte meine geschäftlichen Wege so schnell es ging, fuhr dann aber nicht wie sonst gleich mit dem nächsten Zug zurück, sondern verbrachte den Nachmittag damit, die Grenze abzulaufen und Fluchtchancen zu erkunden. Man konnte ohne grosse Vorbereitungen flüchten und Glück haben. Doch ich wollte höchstmögliche Sicherheit. Bald fand ich heraus, dass ein Sektorenwechsel zu Fuss nicht ratsam war. Die Volkspolizisten an den Grenzübergängen kontrollierten zwar beileibe nicht jeden Passanten, aber gelegentlich eben doch. Das Risiko war mir zu hoch. Es gab auch noch andere Möglichkeit.

Auf dem Bahnsteig des S-Bahnhofes Friedrichstrasse pflegte ich auf einer Bank zu sitzen und auffallend harmlos meine mitgebrachten Brote zu verzehren. Das konnte mir niemand verwehren, denn hier kam ich mit der Stadtbahn an und fuhr auch wieder ab. Zudem konnte ich beweisen, eben vom Ministerium oder aus dem Verlagsviertel gekommen zu sein. Offensichtlich mit vollen Backen kauend, beobachtete ich das Treiben auf dem Bahnhof, das sich immer gleich abspielte: Ein Zug der Berliner S-Bahn fuhr ein. Die Stimme im Lautsprecher rief: «Bahnhof Friedrichstrasse, Bahnhof Friedrichstrasse! Bitte aussteigen, letzter Bahnhof im demokratischen Sektor!»

Die meisten Fahrgäste stiegen aus, denn es war ein wichtiger Bahnhof im Stadtzentrum. Einige blieben sitzen. Das waren jene, die in den ersten Westsektor weiterfahren wollten, der schon mit der nächsten Station erreicht sein würde. Der Zug hatte hier, wie auf den anderen Grenzbahnhöfen zu oder zwischen den westlichen Sektoren, genau vier Minuten Aufenthalt. Diese vier Minuten reichten aber einer Kontrollstreife, den Zug zu besteigen, durch einige der Wagen zu gehen und vor der Weiterfahrt mit einem Reisenden wieder auszusteigen. Der wurde dann in dem auch hier



Der Bahnhof Friedrichstrasse Ende der 50er Jahre. Der Grenzbahnhof zwischen Ost und West mutierte im Laufe der Jahre zum Dreh- und Angelpunkt für Flüchtlinge und Besucher. Die Fahrt von der letzten S-Bahn-Station in Ost-Berlin und der ersten im Westsektor dauerte nur zwei bis drei Minuten – doch dazwischen lagen Welten!

vorhandenen Holzhäuschen überprüft und behalten oder laufen gelassen – je nachdem.

In diesen Jahren war die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, der Zusammenschluss von kleinen bäuerlichen Betrieben zu grossen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, kurz LPG, in vollem Gange und viele Bauern wollten deshalb die DDR verlassen. Man konnte sie aufgeregt auf den Berliner Bahnhöfen umherhasten sehen: Schwitzend, weil sie mehrere Garnituren Unterwäsche unter dem Sonntagsanzug trugen; schwitzend, weil sie sich nur schwer in der grossen Stadt zurecht fanden. Und nicht zuletzt schwitzend vor Angst, denn Republikflucht wurde mit drei Jahren Haft bestraft, während das Mitführen von Bargeld schon als Wirtschaftsverbrechen galt. Ein heller, ausrasier-

ter Streifen über dem rotgebrannten Genick unter dem grauen Filzhut war allen gemeinsam. Sie waren noch kurz zuvor beim Friseur gewesen, im Westen würden sie ja nicht gleich das Geld dazu haben. Leicht konnten sie als flüchtende Bauern erkannt werden und man hätte sie mit grossen Netzen scharenweise auf dem S-Bahnhof Friedrichstrasse einfangen können. Ein Wunder, dass es nicht geschah.

Ich beobachtete das alles und schätzte, wieviele Personen während des normalen Verkehrs im Zug sitzen mochten und wieviele davon herausgegriffen wurden. Die Pechvögel machten höchstens drei Prozent aus und die Möglichkeit, einer von ihnen zu werden, war also gering. Diese Chance war nicht schlecht. Der S-Bahnhof Friedrichstrasse würde unsere Übergangsstelle sein!

Per Luftpost aus West-Berlin

Inzwischen hatte Vera, meine Frau, Schulferien. Sie begleitete mich einmal auf meiner Dienstfahrt nach Berlin. Zwar hatte sie keine Sonderbescheinigung, aber die hatte ich, und weshalb sollte mich meine Frau nicht einmal begleiten?

Sie wollte doch auch einmal die Stalinallee, die Prachtstrasse Ost-Berlins, besichtigen. Nach der geschäftlichen Unterredung trafen wir uns am Bahnhof Friedrichstrasse und bestiegen in dem Moment die S-Bahn, als die Sicherheitsbeamten ausstiegen und Sekunden später sich die Türen schlossen. Wir rollten nach West-Berlin. Am Bahnhof Zoo stiegen wir aus, tauschten einiges Ost- in Westgeld um, damit wir den Brief an eine Verwandte in der Bundesrepublik frankieren konnten, in dem wir unsere Fluchtabsicht mitteilten. Da der Brief, wie die gesamte Post aus West-Berlin, per Flugzeug befördert wurde, konnte er der östlichen Postkontrolle nicht in die Hände fallen.

Dann kam Vera eine Idee. Sie ging in eine Telefonzelle, und als sie wieder herauskam, trug sie ausser dem Sommerkleid und den Schuhen nichts mehr. Strümpfe und Unterwäsche hatte sie fest

zusammengepresst in die Handtasche gepackt, um auch sie unseren West-Verwandten zu schicken. Viel wichtiger aber als die Wäsche waren die Ausweise und Dokumente, die dazwischen steckten. Erst einmal am ersehnten Ziel, würden wir sie dringend brauchen; auf dem Weg dahin könnten sie uns allerdings zum Verhängnis werden und uns verraten.

Erleichtert und gut gelaunt liefen wir beide durch die Hardenbergstrasse und bestaunten die Kleider der Passanten und die Auslagen in den Schaufenstern. Wir gerieten ausser uns vor Begeisterung. Was es da alles zu kaufen gab!

Wir kamen uns vor wie Hänsel und Gretel vor dem Knusperhäuschen.

«Stell dir mal vor, diese Leute wohnen hier und dürfen immer im Westen sein!» rief ich, und Vera meinte hoffnungsvoll: «Wir werden auch bald zu diesen Glücklichen gehören.»

Die perfekte Tarnung

«Ihr geht ja guten Zeiten entgegen», lachte unsere Freundin Ilse, als ich meinen Bericht über West-Berlin beendet hatte. Sie und ihr Mann waren unsere Vertrauten, vor ihnen brauchten wir keine Geheimnisse zu haben. Begeistert erzählten wir von unseren Eindrücken aus West-Berlin: «Stellt euch vor, da war ein Geschäft, da gab es Gurken, und jeder konnte sie kaufen, und es stand gar keine Schlange davor!» -

Wenn es in meiner Firma eine Gurkenzuteilung gab, dann erhielt jede Gewerkschaftsgruppe zwei oder drei Stück. Die Gewerkschaftsgruppen waren etwa zehn oder zwölf Personen stark. Der Gruppenvertreter fertigte dann Lose aus Papierschnipseln, und wer eine glückliche Hand hatte, konnte sich eine Gurke im Betriebskonsum kaufen. Ebenso geschah es mit anderen Artikeln, die als Mangelware galten, wie Zitronen, Kaffee, Rosinen oder manchmal Butter. Nichtarbeitende, die keiner Gewerkschaftsgruppe angeschlossen waren, hatten kaum Aussichten auf derartige Kaufgelegenheiten.

Trotz der Lose und bester Organisation kam es einmal zu einem Tumult im Betriebskonsum, bei dem fast die gesamte Weintraubenzuteilung von den sich balgenden Kollegen zertrampelt wurde. Ich hatte eine Kollegin, die mich gut leiden mochte und Losanfertigerin meiner Gruppe war. Sie flüsterte mir zu: «Die Lose, die über das Viereck gefaltet sind, sind die Niete. – Die Lose, die einfach um die gleiche Achse gefaltet sind, das sind die Gewinne!»

So hatte ich eine allgemein bewunderte Glückshand. Trotzdem griff ich oft mit Absicht eine Niete, um erstens nicht aufzufallen und zweitens, weil mir die anderen leid taten. -

«Natürlich freuen wir uns auf das Warenangebot», sagte ich, «aber das ist ja nicht der eigentliche Grund. Nicht wegen der Zitronen, Apfelsinen, Bananen und Gurken, nicht wegen der Kleiderstoffe und billigen Unterröcke – wir gehen, um in Ruhe leben zu können!»

«Und wegen der Bücher und Zeitungen», fügte Vera hinzu.

«Und wegen der Bücher und Zeitungen», wiederholte ich.

Unsere Freunde waren skeptisch: Was wir denn drüben arbeiten wollten, fragten sie uns, man höre doch von den vielen Arbeitslosen.

«Vielleicht stimmt das», antwortete ich, «aber wenn mein Haus brennt, springe ich aus dem Fenster, auch wenn es draussen regnet!»

Erst wenige Monate zuvor waren alle Räume in unserer Wohnung neu gestrichen worden. Das hatte eine Stange Geld gekostet. Ein neuer Küchenschrank mit Kunststoff-Furnier war die letzte Anschaffung im März gewesen, wenn man das Küchenspülbecken nicht zählen wollte, dessen Beschaffung aufwendig und mühsam gewesen war. Der Klempner hatte dafür mit Geld bestochen und zweimal zum Mittagessen eingeladen werden müssen. Nun sollten diese Ausgaben alle umsonst gewesen sein?

Nicht ganz: Ein Ehepaar, das sich einen neuen Küchenschrank kauft, den Maler kommen und obendrein ein Spülbecken einbau-

en lässt, kann wohl kaum Fluchtpläne hegen. Alle möglichen Kollegen luden wir ein, auch unsympathische, und zeigten ihnen stolz die renovierte Wohnung und unsere Neuerwerbungen. Wir rechneten ihnen die Kosten vor, um dann zu bemerken, sie hätten sich aber gelohnt, um hier in den nächsten Jahren gemütlich zu wohnen. Auch von angeblich weiteren Anschaffungen schwärmten wir, die wir bald tätigen würden. So kam es, dass später gesagt wurde: «Aber die haben doch erst kurz vorher so viel gekauft! Und der Maler hatte gerade alle Zimmer neugestrichen!»

So gesehen, waren Mühe und Kosten durchaus sinnvoll gewesen, die perfekte Tarnung.

A Dopp und 'ne Decke

Nachdem die Periode des umfassenden Besucherempfangs beendet war, begannen wir mit dem allmählichen Abtransport des Haushaltes. Grosse Gegenstände wie Möbel und Teppiche mussten natürlich in der Wohnung bleiben. Ebenso die Gardinen, sonst hätte es gleich wie Umzug ausgesehen. Kleine Nachttischlampen, Geschirr, Bücher, Schallplatten und Wäschestücke aber konnten unauffällig aus dem Haus gebracht und an Freunde verteilt werden. Die Zahl der Eingeweihten betrug jetzt acht Personen, aber dabei blieb es.

Zunächst machte ich ein schönes Farbfoto von unserem Sohn Ronald, damals neun Jahre alt. Ich liess ihn mit weissem Hemd und blauem Pionierhalstuch Aufstellung nehmen, in der linken Hand ein rotes Fähnchen, die rechte Hand zum Pioniergruss erhoben: «Immer bereit!» Dieses Foto stellte ich in einem Rähmchen auf meinen Schreibtisch im Büro. Das fand offensichtlich wohlwollende Beachtung bei den richtigen Leuten.

Vorausdenkend wollten wir nun ein paar notwendige Sachen nach Kassel zu meinem Schwager schicken, der dort wohnte. Das war nicht so einfach. Jeder Bürger der DDR durfte nur ein Paket im Monat schicken und musste dabei auf der Post den Personal-



*«Immer bereit!» –
Dieses Foto auf meinem Schreibtisch im Büro gehörte zu meinem Fluchtplan.
Es zeigt meinen Sohn Ronald beim Pioniergruss in Pionierkleidung*

ausweis vorlegen. Die Personalausweisnummer wie die Namen von Absender und Empfänger wurden auf Listen vermerkt und damit ein weiterer Versand unmöglich gemacht. Uns standen nur noch die Monate Juli und August zur Verfügung, aber jeder Freund erbot sich, mit seiner eigenen und der Personalausweisnummer der Frau zwei Pakete für uns abzuschicken – jeweils an eine andere westdeutsche Adresse. Das verstand sich von selbst, denn die erwähnten Listen hätten ja auch deutlich gemacht, wenn plötzlich immer der gleiche Empfänger im Westen von einer Menge Leute im Osten Pakete erhielt. Selbst wenn alles gut gegangen wäre – nach unserer Flucht hätten die Ermittlungen da-

mit unsere Freunde leicht als Fluchtkomplizen enttarnen können. Dennoch war es nicht gerade üppig, was per Post von uns gen Westen ging. Jedes Paket durfte ja laut Gesetz nur ein Wäschestück enthalten, dieses wiederum nicht teurer als 20 Ostmark sein. Ich wusste aus eigener Beobachtung, dass in einer Halle des Bahnpostamtes 32 in der Rohrteichstrasse, Ecke Brandenburger Brücke 1'500 Personen – je fünfhundert in drei Schichten! – damit beschäftigt waren, alle durchlaufenden Pakete und Päckchen zu öffnen, hineinzusehen und wieder zu verschliessen!

Ich selbst schickte ein Paket unter meinem Namen direkt an die Adresse meines Schwagers. In dem Paket war nur ein Topf, in eine Decke gewickelt. Zwei Tage nach dem Paketversand wurde ich von der Kaderleiterin (Personalchefin) meiner Firma in ihr Zimmer gerufen. Ich nahm im Zimmer der Kaderleiterin Platz.

«Horche mal, du hast ä Dopp und 'ne Decke in den Westen geschickt?»

Sie duzte mich, während ich sie siezte.

Da sank ich reuevoll auf meinem Stuhl zusammen, liess den Kopf hängen und flüsterte: «Na ja, das ist nämlich so: Mein Schwager ist doch 1957 in den Westen abgehauen, und nun geht es dem so schlecht. Der hat bei uns angefragt, ob wir ihm nicht mal einen Topf und eine Decke schicken könnten.»

«Siehste, erseht in Westen abhauen und nachher jammern! Also, das war das letzte Mal, klar?»

Das war auch das letzte Mal.

War dies Edles schon aufregend genug, so mussten alle unsere Aktivitäten auch noch vor unserem Söhnchen verborgen bleiben. Es WEIT noch zu klein und hätte in seiner kindlichen Dummheit sicher geplappert oder sich irgendwie verraten. Auch die mithelfenden Freunde waren gespannt und unruhig. Wer von einer geplanten Flucht wusste und es nicht anzeigte, konnte mit drei Jah-

ren Zuchthaus wegen «Beihilfe zur Republikflucht» bestraft werden. Aber auch diese hektischen Julitage vergingen. Ich nahm Anfang August meinen Jahresurlaub, denn während unseres Urlaubs wollten wir verschwinden.

Es geht los!

Der 15. August 1960 war der erwartete Tag. Veras Mutter wollte mit uns kommen, denn sonst wäre sie ganz allein in Leipzig zurückgeblieben. Ihr Sohn, Veras Bruder, lebte schon seit Jahren im Westen; also wollte sie, die Witwe, dort ihr Alter verbringen, wo ihre Kinder sie jederzeit treffen konnten.

Am Abend empfangen meine Frau und ich noch einmal unsere Freunde, jedoch nicht alle zur gleichen Zeit, denn einige wussten nicht von der Mitwisserschaft der anderen, hatten Angst und wollten von ihnen nicht gesehen werden. So kamen die ersten um sieben, die nächsten um acht und die letzten um neun Uhr, um sich zu verabschieden. Während die einen das Haus durch die Hintertür über den Hof verliessen, empfangen wir die anderen an der Vbrdertür. Als wir Gastgeber danach ein letztes Mal in unseren gewohnten vier Wänden schliefen, ruhten wir trotz des aufregenden Tages, der mit dem nächsten Morgen anbrechen würde, recht gut.

Unsere Flüchtlingsgruppe bestand aus vier Personen, doch wir führen nicht alle gemeinsam. Oma und Enkel nahmen in der Frühe den 8 Uhr-Zug nach Berlin. Eine Grossmutter mit Enkelkind war einigermaßen unverdächtig, zumal zu vermuten war, dass die Eltern des Kindes zu Hause ihrer Arbeit nachgingen. Dass meine Schwiegermutter eine Schwägerin im Ost-Berliner Bezirk Köpenick hatte, passte besonders gut in unsere Pläne. Sie würde vorgeben, diese besuchen zu wollen. Das konnte getrost überprüft werden – die Schwägerin existierte und die Adresse stimmte. Das ahnungslose Enkelkind freute sich auf den Besuch und plauderte darüber laut und vergnügt im Zugabteil, ganz wie es sein sollte. Vorsichtshalber hatten wir dem Kleinen erst am

Morgen, schon auf dem Wege zum Bahnhof, von der Reise erzählt, damit er es nicht zu früh in Leipzig ausplaudern konnte. Oma und Enkel trafen unbehelligt auf dem Berliner Ostbahnhof ein und stiegen in die S-Bahn – nach West-Berlin, wie die Oma wusste; nach Köpenick, wie das Kind glaubte.

Mit dem nächsten Zug fuhren Vera und ich, ein Ehepaar, das einmal ohne Kind einen Ausflug machte, diesmal ohne Sonderbescheinigung, doch ich hatte vorgebeugt. All meine Bekannten und Kollegen wussten, dass ich Amateur-Zauberer war. Gelegentlich hatte ich auch kleine Vorstellungen gegeben. Die Tricks konnte man erlernen, indem man sie kaufte. Beliefert wurde ich von der Firma Jacobi, die ihre Räume in Berlin-Vogelsdorf hatte, gelegen im Ostteil der Stadt. Ohnehin im Schriftwechsel mit Firma Jacobi stehend, liess ich mich nach Vogelsdorf einladen, um einige neue Tricks und Zauberapparate ansehen zu können. Dieses Einladungsschreiben trug ich in der Tasche, um damit meine Berlin-Reise zu begründen. Ich war ein biederer Mann, der seinem Hobby nachgeht.

Ausserdem setzten wir uns mit Bedacht in ein Abteil mit jüngeren Männern. Wehrpflichtige und arbeitsfähige junge Burschen wurden mit Vorliebe kontrolliert. Wir als Ältere verloren in diesem Rahmen an Bedeutung. Zuerst würde man sich die jungen Männer greifen. Wir hatten recht gehabt. Einer von ihnen musste mitgehen. Vera und ich erschienen dagegen uninteressant, zumal wir nur eine kleine Handtasche bei uns trugen und auf Befragen kein weiteres Gepäck vorzuweisen hatten. Ich hatte keinen Koffer mitgenommen, nur einen Gilette-Rasierapparat mit ein paar Klingen, den, Personalausweis und Geld, das ich in West-Berlin gegen 70 Westmark umtauschen wollte.

So gelangten wir ebenfalls nach Berlin Ostbahnhof und fuhren weiter mit der S-Bahn. Die Spannung stieg, als die bekannte Lautsprecherstimme rief: «Bahnhof Friedrichstrasse, Bahnhof Friedrichstrasse, bitte aussteigen ...!»

Viele Leute verliessen den Zug, zu viele. Je weniger Personen sitzenblieben, desto eher würden wir auffallen. Gelangweilt blickte ich aus dem Abteifenster, als die Tür sich öffnete und die Sicherheitsbeamten durch das Abteil gingen. Nun wandte ich ihnen einen schläfrigen Blick zu. Sie gingen vorbei.

«Abfahren, Türen schliessen!» schallte es aus dem Lautsprecher. Als der Zug über die Spreebrücke zum Lehrter Bahnhof rollte, atmeten Vera und ich tief und erleichtert durch.

Wir trafen Veras Mutter und unseren Sohn am Bahnhof Zoologischer Garten in West-Berlin und meldeten uns wenig später im Flüchtlingslager Berlin-Marienfelde. Dort reihten wir uns ein in die Schlange der ebenfalls an diesem 16. August 1960 Angekommenen, um uns eine Laufnummer, Essnapf und Schlafdecke geben zu lassen. Das Aufnahmebüro arbeitete die ganze Nacht hindurch, denn wir waren nur vier von 3'926 Flüchtlingen, die allein an diesem einen Wochenende in Marienfelde eintrafen.

[Schwerin, Mecklenburg – Wildpark bei Potsdam –
West-Berlin; Ostern 1960]

Meinhard Schröder

Das ausgeliehene Besteck

Familienzusammenführung

«Bitte, nehmen Sie Platz», sagte eine für DDR-Verhältnisse freundliche Angestellte zu meiner Mutter. «Ihren Antrag auf Familienzusammenführung können wir nicht genehmigen. Unser Staat hat viel Geld für die Ausbildung Ihrer beiden Kinder ausgegeben, Ihre Tochter arbeitet in einem volkseigenen Betrieb. Der sozialistischen Gesellschaft würden zwei wertvolle Arbeitskräfte verlorengelassen, wenn Sie fortziehen – von Ihnen selbst einmal abgesehen. Warum zieht der Vater nicht zu seiner Familie? Das ist doch das Naheliegendste!

Wegen seiner Rolle in der faschistischen Wehrmacht beim Überfall auf die grosse Sowjetunion muss Ihr Mann bei uns nichts befürchten. Wenn er sich gegenüber der sozialistischen Ordnung loyal verhält, ist er hier willkommen.» Sie überreichte meiner Mutter den ablehnenden Bescheid und ergänzte – nun schon im Stehen: «Lassen Sie mich eine persönliche Bemerkung hinzufügen: Machen Sie jetzt keinen Fehler!»

Meine Mutter wusste, was damit gemeint war, schliesslich verging kaum ein Monat, in dem nicht jemand aus dem Bekanntenkreis oder aus dem Betrieb verschwand; er war in den Westen abgehauen oder – wie es offiziell hiess – hatte Republikflucht begangen. Sie hatte damit gerechnet, dass ihr Antrag auf legalen Umzug in den Westen zu ihrem Mann abgelehnt werden würde. Trotzdem traf es sie nun wie ein Schlag.

Die Schwiegereltern waren in den beiden Jahren zuvor gestorben, damit band uns familiär nichts mehr an Mecklenburg. Andere Verwandte hatten bereits den Weg in den Westen genommen. So stand im Frühjahr 1960 auch ihr Entschluss fest – trotz der deutlichen Warnung. Sie wusste, dass sie unter solchen Umständen besonders vorsichtig sein musste; sie rechnete mit Überwachung.

Mein Vater hatte zugestimmt, mit uns endlich eine richtige Familie zu bilden. Das war nicht selbstverständlich, denn er kannte uns ja eigentlich nicht. Wir Kinder wuchsen ohne ihn auf. Mich hatte er im Fronturlaub gezeugt. Er wurde von Moskau verwundet und im Lazarett und dann im Genesungsurlaub weit von der Familie entfernt untergebracht. Nach dem Krieg hatte er sich mit dem Junggesellenleben angefreundet und sich nicht besonders um das Schicksal seiner Frau als Eillein erziehender Mutter gekümmert. Sie musste zusehen, wie sie uns unter den harten Bedingungen in der sowjetisch besetzten Zone und späteren DDR grosszog. Ja, es WEIT sogar doppelt bequem für ihn, weil unsere Mutter auch die Verbindung zu seinen Eltern aufrechterhielt.

Mein «goldener Westen»

Nun, da er endlich zu uns stehen wollte, hatte sich Mutter zur Flucht entschieden und trEif ihre Vorbereitungen mit grosser Vorsicht. Meine Einstellung kannte sie: Ich war bald 17 Jahre alt und besuchte die Oberschule in Schwerin. Ich wollte nicht fort, sondern aus christlicher Sicht am Aufbau des Sozialismus mitwirken, auch, wenn es hier und da notwendig war, «Nein!» zu sagen: zur Jugendweihe, zur vormilitärischen Ausbildung, zum Wehrdienst. In der Jungen Gemeinde hiess es: Jeder, der geht, macht es für die zurückbleibenden Christen schwerer. DeshEÜb weihte meine Mutter mich nicht in ihre Pläne ein. Erst am Morgen der Flucht erfuhr ich, wohin die Reise gehen sollte. Es war also keineswegs meine Entscheidung, aber ich akzeptierte sie als etwas Schicksalhaftes.

Und ich nahm mir vor, daraus das Beste zu machen; immerhin hatte der Westen auch für mich seinen Reiz.

Der Westen – das war für mich die Cadbury-Schokolade, die GIs der amerikanischen Militärmission uns Kindern aus ihrem Jeep gereicht hatten, und die so unendlich besser schmeckte als die Persipan-Schokolade der DDR. Im Radio hörte ich regelmässig die Schlagerparade von Radio Luxemburg. Allerdings konnte ich die Musik selten klar verstehen, meistens wurde sie von Störsendern unterbrochen oder zu grauenhaft an- und abschwellenden Krachgeräuschen verfremdet. Gespannt hielt ich mein Ohr dicht an das Radio, um keinen Beitrag im täglichen «Echo des Tages» des Nordwestdeutschen Rundfunks zu verpassen. «Tutti frutti» von Elvis Presley hörte ich bei meinem Vetter. Was für eine wilde Musik! Und warum waren solche Früchte in der DDR verboten? Weil da ein Mädchen Elvis verrückt macht? -

Der «goldene Westen» – das waren auch eine kurze Hose aus echtem Leder und eine Platzpatronen-Pistole im Geburtstagspäckchen und der Geschmack von Apfelsinen und von Tiger-Bananen – schwarz gefleckt und zuckersüß nach mindestens einwöchiger Paketreifung. – Ich kannte den Westen sogar von eigenen Besuchen im Ruhrgebiet, am Rhein und in Schleswig-Holstein. Diese Besuche hatten mich zum Träumen inspiriert. «Irgendwann einmal werde ich mit dir in einem VW-Bus durch Italien reisen», versprach ich meiner Mutter. «Ach», antwortete sie, «das werden wir nicht mehr erleben. Aber träumen darf man ja. Ich hatte also durchaus auch unterdrückte Sehnsüchte nach dem «Goldenen Westen», vor allem wegen des ständigen Drucks von oben. Jeden Tag kämpfte ich um eine würdige, eigenständige Position gegenüber den Vorschriften und Denkschablonen der Partei, der Zeitungen, der Lehrer.

Geliehene Messer und Gabeln

Dennoch hatte ich bleiben wollen! Da ich nicht selbst in die Knie gegangen war, fehlte mir ein schlechtes Gewissen, ja ich erlebte

die Flucht nun mit erwartungsvoller Spannung und einer gewissen Freude.

Für «unerlaubten Grenzübertritt» konnte man ins Gefängnis kommen, selbst für den Versuch, sogar für blosser Beihilfe. Eigentlich durfte niemand etwas über derlei Pläne erfahren – die einen, weil man sie für unsicher hielt, die anderen, weil man sie nicht gefährden wollte. Denn nach jeder geglückten Republikflucht wurden Freunde und Bekannte verhört. Trotzdem war eine Flucht häufig ohne das Wissen, die stillschweigende Unterstützung oder die aktive Hilfe etlicher Menschen gar nicht möglich, schon gar nicht eine Flucht von vier Menschen; denn mein 82-jähriger Grossvater sollte nicht allein Zurückbleiben.

Meine Schwester und ihre Freundin waren vor unserer Flucht in Pelzmänteln nach West-Berlin gefahren und ohne zurückgekommen. Auch Familiendokumente und das Silberbesteck gelangten trotz hohen Risikos über die Grenze. Eine Freundin bekam rechtzeitig einzelne Haushaltsgegenstände, damit nicht alles in die Hände des Staates und seiner Nutzniesser fiel. Allerdings wären uns die fehlenden Messer und Gabeln beinahe noch zum Verhängnis geworden. Für die Geburtstagsfeier meines Grossvaters reichte das Besteck nun nicht mehr, und meine Mutter hatte zusätzliche Messer und Gabeln bei Nachbarn ausgeliehen. Ich kam etwas verspätet von der Tanzstunde und musste nachessen. «Aber das ist ja gar nicht unsere Gabel!», rief ich ahnungslos aus.

Meiner Mutter stockte der Atem. Mit der beiläufigen Bemerkung «Ja, ja, unsere haben nicht ganz gereicht», gelang es ihr, die Situation zu entschärfen. Niemand wurde aufmerksam. Oder wenn er doch stutzte, dann dachte er sich seinen Teil und liess sich nichts anmerken.

Abschied

Nachbarn berichteten später, es wäre in unserer Wohnung sehr unruhig gewesen in jener Nacht. Und als sie am anderen Morgen

meinen Grossvater auf dem Bahnsteig stehen sahen, hätten sie sich ihren Reim darauf gemacht. Als Erste fuhr meine Schwester; sie wurde von ihrem in Ost-Berlin lebenden Freund unauffällig begleitet, damit sie an dem ihr unbekanntem Bahnhof Friedrichstrasse die Sektorengrenze passieren konnte – die Grenze zwischen den beiden Weltsystemen.

Mein Grossvater sollte ebenfalls von Freunden über die Grenze gebracht werden. Am Morgen, kurz vor seiner Abreise, in aller Herrgottsfrühe, band er sich mühsam die Schnürsenkel. Dabei zitterten seine Hände. Meine Mutter sah es; ihr kamen die Tränen. War es richtig, dem alten Vater noch einmal eine Flucht zuzumuten?

1920 war er mit seiner Familie geflohen und hatte alles zurückgelassen, als sein Ort in Ostpreussen an Polen fiel. Aber jetzt war es zum Bleiben zu spät. Auf drei verschiedenen Wegen näherten wir uns West-Berlin, dem «Tor zur freien Welt». Wir wagten nicht zu hoffen, uns am Abend oder am anderen Tag in West-Berlin alle wieder in die Arme nehmen zu können.

Als Letzte verliessen meine Mutter und ich meine geliebte Heimatstadt Schwerin mit dem Zug – nicht direkt nach Berlin, aber in südlicher Richtung und mit Halt in Wildpark bei Potsdam. Dort sollten wir in die S-Bahn umsteigen. Nur meine Aktentasche und ein Heft hatte ich mitgenommen, um bei der Grenzkontrolle nicht durch schweres Gepäck aufzufallen. Den Rechenschieber warf ich noch schnell in die Tasche, bevor meine Mutter die Wohnung verliess; wenigstens den würde ich mir im Westen nicht kaufen müssen.

«Die Ausweise, bitte!»

Als der Zug westlich von Berlin längere Zeit hielt, patrouillierten Grenzpolizisten mit Schäferhunden neben den Gleisen. Die Reisenden wurden gründlich kontrolliert. Meine Mutter schwitzte Blut und Wasser. Auch mir war mehr als unwohl, wusste ich doch, dass Oberschüler West-Berlin nicht betreten durften. Uns fiel ein

Stein vom Herzen, als der Zug sich langsam wieder in Bewegung setzte. Auf dem Bahnhof in Wildpark – für uns wildfremd – wollten wir keine Aufmerksamkeit erregen und suchten möglichst unauffällig nach dem Bahnsteig der S-Bahn. Jemanden zu fragen, trauten wir uns nicht.

Dann kam die gefürchtete Kontrolle in der S-Bahn. Mindestens die Hälfte der Reisenden wollte «abhauen», schätzte ich. Dem älteren Bauernpaar mir gegenüber sah ich die Unruhe nicht nur an der Nasenspitze an. Ständig blickten sie mal auf der rechten Seite, mal auf der linken aus dem Fenster. In ihren Augen konnte ich die Frage lesen: «Ist das schon der Westen?»

Endlich: «Die Ausweise, bitte!»

Eine Anweisung in herrischem Ton, der alle widerspruchslos folgten. Alles Weitere sah ich deutlich vor mir: Der Grenzpolizist würde in meinen Ausweis sehen, mich scharf anblicken und sagen: «Schüler? Nach West-Berlin? Ach, kommen Sie doch mal mit raus!» Ich war mir sicher, es konnte einfach nicht gut gehen.

Alle hielten wir unsere Ausweise hoch. Gemächlich ging der Uniformierte durch die Reihen und sah zuerst in die Ausweise und dann in die Gesichter. Langsam näherte er sich mir. Ich bekam Angst, mich durch meinen schnellen Herzschlag zu verraten. War ich auch im Gesicht puterrot? Jetzt überflog der Grenzpolizist vom Mittelgang aus meinen Ausweis und – ging weiter. Ist der blöd? Warum verhaftet er mich nicht? Und die fluchtwillige Hälfte der Passagiere dazu?

Nein, jetzt durfte ich nicht vor Freude aufspringen. Noch konnten sie uns rausholen. Selbst als die modernen Bogenlampen und die bunte Neonreklame den Westen verkündeten, war die Gefahr noch nicht vorüber. Ich wusste: Die S-Bahn gehörte auch im Westen zur Reichsbahn, also zum Osten. Lieber etwas warten. Was machte es, den Sprung, den Tanz ein paar Minuten aufzuschieben, wo doch die Freude bald ewig währen würde?

Nicht erwartet

Erst als meine Mutter und ich das Gebäude des S-Bahnhofs Jungfernheide verliessen, setzten wir die Füsse auf den Boden des freien Westens. Wir fielen uns mehr als erleichtert in die Arme und weinten vor Freude. Nun mussten wir die Wohnung unseres Verwandten in der Olbersstrasse suchen, sie sollte ganz in der Nähe liegen. Als wir klingelten, öffnete niemand. Wir waren enttäuscht. Niemand empfing uns jubelnd. Eine Nachbarin sagte: «Die haben Osterbesuch aus Westdeutschland.» Noch mehr Besuch? Das konnte ja was geben.

Wir mussten uns gedulden und sahen uns ein wenig in der Umgebung um. Mir fielen die Auslagen in den Bäckereien auf. Das Wasser lief mir im Mund zusammen, als mich farbenprächtige Marzipanstücke, Schwarzwälder Kirschtorte und diverse Obstkuchen anlachten; sie mussten einfach gut schmecken, so wie sie aussahen. Natürlich hatte es auch in der DDR Kuchen zu kaufen gegeben, aber doch nicht zu Ostern Erdbeerschnitten! Und selten mit Sahne! Oft hatte der Kuchen in der Auslage wie von der letzten Woche ausgesehen.

«Wir können's ja versuchen», meinte meine Mutter und ging mit mir in den Bäckerladen. «Nehmen Sie auch Ostgeld?», fragte sie. Kopfschütteln – keine Quarksahneschnitte für Ostmark. In einer zweiten Bäckerei blieb sie ebenfalls erfolglos. Trauer befahl uns. Damit hatte ich nicht gerechnet: Endlich im freien Westen, und trotzdem kann man nicht von seinem köstlichen Kuchen probieren.

Meine Mutter musste auf Toilette. Sie traute sich nicht mehr irgendwo zu fragen; sie fürchtete die Schmach, erneut mit ihrem Ostgeld zurückgewiesen zu werden. Wir stiegen in einen Bus in der Hoffnung, dass wenigstens in öffentlichen Verkehrsmitteln unsere Alu-Münzen akzeptiert würden. Der Busfahrer lehnte das Geld gelangweilt ab, wir schlugen beschämt unsere Augen nieder. Da winkte er uns voller Mitleid mit den armen Ostlern durch.

Beim zweiten Anlauf öffnete sich die Tür meines Onkels. Die angeheiratete Tante war zwar erschrocken, aber mein – wenn auch entfernter – Onkel freute sich von Herzen und lief sofort zum Kiosk, um noch etwas zu essen zu holen. Wie wir zu acht in der Ein-Zimmer-Wohnung übernachtet haben, das weiss ich nicht mehr. Gott sei Dank verschwand der Osterbesuch bald, wir mussten eine Woche bleiben. Jedenfalls wurden wir satt. Es gab mir jedoch zu denken, dass mein Onkel und meine Tante im reichen Westen in einer Ein-Zimmer-Wohnung lebten. Plötzlich erschien mir unsere 2½-Zimmer-Wohnung für vier Personen in Schwerin gar nicht mehr so ärmlich.

In den nächsten Tagen durchliefen wir das Notaufnahmeverfahren im Lager Marienfelde. Auch wenn wir bei meinem Onkel sehr beengt untergebracht waren, freute ich mich, nicht in dem Massenquartier des Lagers untergebracht zu sein. Voller Spannung erwartete ich die Befragung durch die westlichen Geheimdienste. Sie fanden bei kurzen Gesprächen nichts Interessantes in meinen Aussagen. Noch eine Enttäuschung. Auch den begehrten C-Ausweis für politische Flüchtlinge mit Aussicht auf einige Vergünstigungen erhielten wir nicht.

«Verweigerter Familienzusammenführung? Sie sind doch ohne grosse Schwierigkeiten rübergekommen, oder? Na also. Sie werden in den nächsten Tagen nach Frankfurt ausgeflogen und kommen dann ins Flüchtlingslager Giessen», meinte der für Flüchtlingsausweise zuständige Beamte.

Zum ersten Mal flogen – ich fuhr voller Erwartung zum Flughafen. Es war keine kleine Maschine, sondern ein modernes, grosses Propellerflugzeug mit vier Motoren, eine Super Constellation der Firma Lockheed. In den Ferien hatte ich früher die Kampfflugzeuge der Roten Armee neben dem Acker meiner Grosseltern bei Parchim bestaunt. Jetzt flog ich selbst mit einem grossen Vogel. Raus aus der Halbstadt, die von der DDR umzingelt war – hinüber in den grossen, weiten, goldenen Westen. Vielleicht würde es dort weniger Enttäuschungen geben als in West-Berlin.

[Wismar, damals DDR – Berlin – Hamburg – Nürnberg – Saarbrücken, Saarland – Königswinter/Rhein, Nordrhein-Westfalen; 1960-1966/1989]

Annemarie Sondermann

Aus Deutsch

Im August 1960, also ein Jahr vor dem Bau der Mauer in Berlin, floh ich aus der DDR in die Bundesrepublik Deutschland. Ich hatte von dem Vorhaben niemandem etwas sagen können, denn Flucht in den «kapitalistischen» Westen galt in der DDR als strafbar, auch Mitwisser konnten belangt werden. Lediglich meiner Mutter vertraute ich mich an. Sie nahm mich schweigend in ihre Arme, versuchte nicht, mich umzustimmen, obgleich Flucht nach drüben eigentlich ein Abschied ohne Wiedersehen bedeutete. Sie hatte sich schon lange Sorgen darüber gemacht, dass ihre Tochter in solch einem totalitären Regime unterrichtete.

Als letzte Diensthandlung im Osten fuhr ich noch im Juli für 14 Tage mit meinen Schülern nach Rügen. Die Lehrer in der DDR waren zu solchen Klassenreisen in den Sommerferien verpflichtet. Diese Fahrt musste und wollte ich noch durchführen, sonst hätte ich noch mehr das Gefühl gehabt, meine Schüler, mit denen ich mich trotz aller staatlichen Bedrängnis gut verstand, im Stich zu lassen.

Letzter Abend mit diesen 28 Jungen und Mädchen eines neunten Schuljahrs: Wir hatten ein Abschiedsbad im Meer genommen, sassen am Strand im Kreis zusammen, schwatzten, sangen. Einer stimmte das Abendlied an:

*«Kein schöner Land in dieser Zeit
als hier das unsre weit und breit*



Das Foto zeigt mich mit Schülerinnen meiner 9. Klasse im Juli 1960 auf der Insel Rügen. Es war meine letzte Klassenfahrt in der DDR vor der Flucht in den Westen.

Nur ich allein wusste, dass ich zwei Tage später für immer dieses Land und diese meine Schüler verlassen haben werde. Solche Augenblicke vergisst man nicht.

Dann sass ich in der S-Bahn, Bahnhof Friedrichstrasse in Berlin. In meiner Wohnung hatte ich alles stehen- und liegenlassen. Um nicht aufzufallen, trug ich nur eine Einkaufstasche. Meine Zeugnisse hatte ich schon vorher nach West-Berlin gebracht. 1960 verkehrten S- und U-Bahnen noch in ganz Berlin. Ich hatte mir die S-Bahnstrecke nach Pankow ausgesucht, sie kam aus dem Ostsektor, fuhr zwei Stationen durch den Westen, dann wieder in den Osten. In Pankow hatte ich mich vorsorglich zu einem Besuch bei Bekannten angemeldet. Nordbahnhof! Aus dem Lautsprecher

schnarrte eine Stimme: «Letzter Bahnhof im demokratischen Sektor von Berlin!»

Volkspolizisten kamen in die Abteile, kontrollierten die Fahrgäste. Jetzt nur nicht auffallen!

Aber wie kann man das, wenn man ein Zittern verbergen muss, wenn das Herz bis zum Hals schlägt?

Endlich! Der Zug setzte sich in Bewegung. Geschafft!

Am Bahnhof Gesundbrunnen stieg ich aus, ich war im Westen. Noch am selben Tag flog ich nach Hamburg. Hoch über den Wolken erfüllte mich ein unendliches Glücksgefühl; eine Last, die ich nicht mehr tragen konnte, fiel von mir ab.

Der Anfang in der Bundesrepublik war dann doch viel schwieriger, als ich erwartet hatte. Natürlich, zunächst berauschte mich einfach das äussere Bild, die bunten Auslagen in den Schaufenstern, das überreiche Warenangebot in den Geschäften, die modernen, gepflegten Häuser, die vielen Autos. Mein gespartes Geld tauschte ich 4:1 um und kaufte erst einmal: Bananen, Apfelsinen, eine richtige Ananas und natürlich Kleidung, Klamotten, möglichst bunt und billig. Nach Jahren mit einem guten Lehrergehalt musste ich plötzlich wieder mit dem Pfennig rechnen.

Dann keimen die Behördengänge, Anträge, Formulare, Schlangestehen auf langen Fluren. Das war für einen DDR-Bürger völlig neu, im Sozialismus regelte fast alles der Staat. Stundenlang sass ich vor diesen Formularen:

Hatten Sie einen Kriegssachschaden?

Ja, wir wurden ausgebombt.

Wann? Wo? Art der Schädigung.

Was besitzt ein elfjähriges Kind im Elternhaus? Soll ich etwa meine Puppen angeben?

Sind Sie Flüchtling¹?

Was meinen die, die Flucht vor den Russen oder jetzt aus der DDR?

Sind Sie Heimatvertriebener?

Diesen Begriff musste ich mir erst erklären lassen.

Nachweis der erlittenen Schäden.

Da passte ich. Der Beamte im Flüchtlingsamt war ohnehin nicht interessiert an meinen komplizierten Angaben. «Heimatvertriebener», erklärte er mir, «das genügt.»

Auch eine Aufforderung, beim amerikanischen Geheimdienst zu erscheinen, erhielt ich. Musste ich der Folge leisten?

Schweren Herzens erschien ich zum angegebenen Termin. Eine Dame in Zivil verlangte zuerst meinen Ausweis. Ich zeigte ihr meinen neuen Bundesdeutschen.

«Haben Sie den aus der DDR nicht bei sich?»

«Den habe ich an mein dortiges Einwohnermeldeamt zurückgeschickt.»

«Was? Warum das?»

«Ich wollte mich ordnungsgemäss abmelden.»

Sie war entsetzt über solch eine Naivität. «Was meinen Sie, welche Agentin jetzt Ihren Ausweis benutzt?»

Solch eine Möglichkeit hatte ich mir nicht vorstellen können. Nach diesem Auftakt verlief auch die folgende Befragung äusserst unerfreulich. Nie hätte ich gedacht, als ich mich zu der Flucht in die BRD entschloss, dass ich in solch eine Situation geraten könnte. Zum Schluss drückte sie mir 5 DM in die Hand.

«Ich will kein Geld.»

«Das ist nur die Rückerstattung Ihrer Fahrkosten.»

Auf der Strasse gab ich es einem Bettler.

Für meine Zukunft am einschneidendsten war meine Vorstellung in der Hamburger Schulbehörde. Sie lief von Anfang an bedrückend für mich. Als ich in einem der Vorzimmer meine Bewerbungsunterlagen abgab, schaute der zuständige Büroangestellte meine Papiere durch, sein Blick blieb fasziniert von meinem Examenzeugnis der Universität Greifswald hängen.

«Diplom für das Lehramt an Oberschulen aus Deutsch». «Aus Deutsch?» Er lachte: «Solch ein Unsinn, spricht man so in der Ostzone?»

Mich hatte diese Formulierung auch gestört, als ich seinerzeit mein Zeugnis überreicht bekommen hatte. Aber jetzt verletzte es mich, dass solch ein Subalterner sich darüber lustig machte. Nicht genug damit, er signalisierte seinen beiden Kollegen im Raum seine interessante Entdeckung über die Sprachgewohnheiten in der «Zone», sie amüsierten sich, feixten. «Und dabei soll sie eine Deutschlehrerin sein!»

Ich stand da wie ein begossener Pudel. Meine sehr guten Zensuren beachtete niemand.



Diplom für das Lehramt an Oberschulen «aus Deutsch» steht auf meinem Examenzeugnis der Universität Greifswald von 1956.

Auch beim Oberschulrat selbst begann das Gespräch mit Ausdrucksschwierigkeiten. Ich hatte in dem Anmeldebogen als Beruf natürlich Oberschullehrerin angegeben.

«Was heisst denn das?» fragte er mich.

Ich war verblüfft, ein Schulrat, der nicht weiss, was eine Oberschullehrerin ist!

«Also sind Sie Studienrätin?»

«Diese Bezeichnung gab es in der DDR nicht.»

Das Ergebnis dieses Gesprächs: Auch ein reguläres Universitätsexamen der DDR wird in der Bundesrepublik nicht anerkannt. Ich muss eine Anerkennungsprüfung für mein Diplom in Deutsch ablegen, ein zweites Fach nachstudieren (in der DDR durfte man zu meiner Zeit nur ein Fach studieren), das Philosophikum nachholen und natürlich eine zweijährige Referendarszeit absolvieren.

«Aber ich habe doch schon vier Jahre lang an einer Erweiterten Oberschule vollberuflich unterrichtet, habe auch schon das Abitur abgenommen! Ausserdem lief die praktische Ausbildung in der Schule in der DDR für Lehrerstudenten vom ersten Semester an neben dem Studium, einer meiner Greifswalder Professoren ist jetzt sogar Ordinarius an der Universität in Köln!»

Der Oberschulrat bedauerte die Härte der Bestimmungen für mich, aber man könne keinen Präzedenzfall schaffen.

Diese Sprachverwirrungen, trotz ein und derselben Muttersprache!

«Ich komme aus der DDR», hatte ich zunächst einfach gesagt, gewohnt an diese Bezeichnung für mein Herkunftsgebiet.

«D-D-R! – da sieht man mal wieder, wer jetzt noch kommt, ist doch kommunistisch», prangerte mich eine junge Kommilitonin an. In der DDR – Entschuldigung, in der Ostzone oder einfach in der Zone oder gar in der Sowjetischen Besatzungszone, in der SBZ – war man entlarvt, wenn man zum Beispiel Russland sagte anstatt Sowjetunion, Kriegsende statt Befreiung, wenn man das Attribut «gross» vergass vor dem Namen Stalin. Aber dass auch im

freien Westen bestimmte Bezeichnungen tabu waren und gleich zu politischen Verdächtigungen führten, enttäuschte mich.

«Haben Sie einen Platz frei in Ihrem Internat?» fragte ich die Leiterin des Europakollegs.

«Was denken Sie, wir sind ein freies Studentenwohnheim!» herrschte sie mich an.

Nichts anderes hatte ich gemeint, nur den in der «Zone» üblichen Ausdruck dafür gewählt. Natürlich erhielt ich dort kein Zimmer.

Mein neuer Professor im Unterseminar schlug vor, die Studentenmassen des ersten Semesters in Arbeitsgruppen einzuteilen. «Kann ich mich eurer ... – nur nicht Brigade sagen, schoss es mir durch den Kopf – eurem Kollektiv anschliessen?» Wieder falsch, Team hiess es hier.

Was mich auch traf, mir bis dahin nicht gekannte Minderwertigkeitskomplexe einbrachte, war die Tatsache, dass ich plötzlich ungebildet erschien. Ich wusste nichts von der Queen, kannte nicht die westdeutschen Leinwand- oder Sportstars, war nicht in Italien oder Griechenland gewesen, konnte kaum Englisch. Für die Grössen der «Zone» interessierte man sich hier nicht, auch kaum für unsere Probleme dort, die wenigen Ostblockländer, in die wir hatten reisen dürfen, waren hier kein Erzählstoff, mein Russisch nicht anwendbar. Moderne Schriftsteller der DDR wie zum Beispiel Erwin Strittmatter, Bruno Apitz, Eduard Claudius oder die russischen Ilja Ehrenburg, Michael Scholochow, Nikolai Ostrowski waren unbekannt. Wohl hatte ich wirklich Bildungslücken, auch als Germanistin. Wir hatten in der DDR kaum Zugang gehabt zu der modernen westlichen Literatur. Mit Heissunger «verschlang» ich jetzt Werke von Kafka, Döblin, Tennessee Williams, Sartre, Orwells «1984» und anderes.

Und dann das Reisen! Ich versuchte nachzuholen, soweit es der Geldbeutel zuließ. Diese Wonne, plötzlich die ganze Welt offen vor sich zu haben: Paris, Rom, Delphi!

Von zu Hause erhielt ich nur spärlich Nachrichten. Der Brief aus Hamburg an meine Mutter, in dem ich ihr offiziell meine Flucht in den Westen mitgeteilt hatte, damit man sie in der DDR nicht der Mitwisserschaft bezichtigen konnte, war erwartungsgemäss nicht angekommen, also wohl in den Händen der Stasi. Zwei Briefe von Schülern aus meiner Klasse erreichten mich über Deckadressen. Daraus erfuhr ich, dass der Direktor am ersten Schultag nach den Sommerferien beim Fahnenappell der versammelten Schülerschaft verkündet hatte: «Fräulein Boeters ist in das Lager unserer Feinde übergegangen!»

Meine Klasse wollte mir gemeinsam einen Brief schreiben, der FDJ-Sekretär der Schule verbot es. Dass meine Sachen beschlagnahmt würden, wusste ich, es machte mir nichts. Aber dass das Fahrrad, das ich insgeheim im Schulkeller abgestellt hatte für eine Schülerin, von der ich wusste, dass sie sich sehnlichst eins wünschte, aber nicht die Mittel dazu hatte, ihr nicht ausgehändigt wurde, ist das nicht einfach gemein von einem Staat, der sich sozialistisch nennt?

Der 13. August 1961

Die Mauer in Berlin wurde gebaut, ein Schlag auch für uns Geflohene. Wir wurden der letzten Wiedersehensmöglichkeit mit unseren Verwandten und Freunden beraubt. Keine S-Bahn konnte nun mehr die Ostdeutschen zu einem Familientreffen mit den Weggegangenen in dieses Zufluchtskleinod West-Berlin bringen.

Ich jobbte neben meinem nun erneuten Studium, klopfte bei VALVO Radoröhren, legte in Nachtschicht bei Springer Reklame in Zeitungen. Das alles fand ich noch interessant, bereicherte meine Erfahrungen. Aber als ich dann mit der Strassenbahn in Hamburg von Endstation zu Endstation fuhr, in eine Tabelle eintragend, wie viele Fahrgäste Ern jeder Haltestelle aus- und zu- stiegen – 3 aus, 4 ein, also Gesamtsumme plus 1 usw., Rechenaufgaben des ersten Schuljahrs! – da packte mich plötzlich die Ver-

zweiflung. War meine Entscheidung zu fliehen wirklich richtig gewesen?

Was hatte ich mir nur eingehandelt! Meine Kollegen standen jetzt wie eh und je vor ihren Klassen.

... Ich war wieder in der DDR, an meinem Schulort. Im Dunkeln irrte ich einsam durch die mir vertrauten Strassen. Plötzlich tauchte eine Gestalt auf. War das nicht mein Schulleiter?

Er verfolgte mich, nein, nicht nur er, von allen Seiten kamen Menschen, hetzten mich, wollten mich ergreifen! Wohin sollte ich mich retten?

Erschauernd erkannte ich: Du kannst hier nicht mehr raus, du bist gefangen! ...

Schweissgebadet wachte ich auf. Gott sei Dank, du bist ja doch im Westen! -

Sechs Jahre dauerte es – vier Jahre Nachstudium mit allen Scheinen und Prüfungen und zwei Jahre Referendarszeit – bis ich wieder in der Position war wie vor meiner Flucht. Nun hatte ich ein Papier in den Händen, das den bundesdeutschen Bestimmungen entsprach: «A u s Deutsch» war ausgemerzt! Die Zensuren waren die gleichen geblieben.

Dann aber, als ich endlich wieder selbstständig vor den Schülern stand, erkannte ich endgültig, dass meine Entscheidung damals für mich richtig gewesen war. Völlig frei und offen mit den Schülern diskutieren zu können, Literatur vermitteln zu dürfen, die nicht vom Staat in einseitiger Ausrichtung zudiktiert worden ist, welch ein Glück!

Allerdings blieb ein gewisses Schuldgefühl, meine Schüler im Osten im Stich gelassen zu haben.

1989! Das Unvorstellbare geschieht: DDR-Bürger demonstrieren gegen das totalitäre SED-Regime, Hunderte, Tausende, schliesslich Millionen. «Wir sind das Volk!» Kein Schuss fällt. Ich sitze gebannt vor dem Fernseher, mit mir Unzählige. Freudenträ-



Eine Erinnerung an meine langjährige Tätigkeit als Studienrätin in der Bundesrepublik, hier mit meiner 6. Klasse des Otto-Hahn-Gymnasiums Saarbrücken 1981.

nen fließen. Der Staatsapparat bricht zusammen, die Mauer wird geöffnet. «Wir sind ein Volk!»

Im Frühjahr 1990 kann ich nach 30 Jahren zum ersten Mal wieder in die Heimat meiner Jugend fahren. Äusserlich hat sich das Bild kaum verändert, alles ist nur noch verfallener. Ich stehe in meinem alten Klassenraum, die Tafel hat noch die gleichen Schrammen, an denen die Kreide immer quietschte. Ich strecke mich aus vor Glück im weichen Sand an der Ostsee; der Strand ist tatsächlich so weiss, wie ich ihn nirgends sonst auf der Welt zu finden gemeint habe. Die Bäume der Alleen sind gewachsen, wie durch einen hellen Tunnel fahre ich, wenn meine Scheinwerfer die Strasse ausleuchten. Ich treffe mich mit alten Freunden, mit ehemaligen Kollegen. Jetzt können wir offen miteinander sprechen über die Probleme des Schulunterrichts damals in der DDR, verstehen uns. Alle sind wir voller Dankbarkeit, dass solch ein fried-

licher Umbruch gelungen ist. Zum ersten Mal sind wir, diese Noch-Kriegsgeneration, ein bisschen stolz auf unser Vaterland.

Drei Jahre später. Im wieder vereinten Berlin Geburtstagsfeier meiner besten Freundin aus meiner ostdeutschen Studentenzeit. All die Jahre der Trennung hatten unserer Freundschaft nichts anhaben können; Briefe, Pakete sind hin- und hergegangen. Jetzt, nach ein paar Wodkas, wird Frust laut, Enttäuschung. Die meisten der Gäste sind Kulturschaffende beim Rundfunk oder Fernsehen in Ost-Berlin gewesen, haben ihren Arbeitsplatz verloren, sind «abgewickelt» worden. Die Vorwürfe konzentrieren sich auf mich, ich gelte jetzt hier als «Wessi», nicht mehr als «Zoni», wie so oft in der Bundesrepublik. Harte Worte fallen. Eine wünschte sich sogar die Mauer zurück.

Was ist bloss los mit den Deutschen?

Können wir nicht diese kostbare kleine Frühlingsblume, die da aufging, als Ost- und Westdeutsche zusammen auf der endlich geöffneten Mauer in Berlin standen, hegen und pflegen, sie trotz zweifellos vorhandener Härten behutsam und verständnisvoll zum Wachsen bringen?

«Sag mir, wo die Blumen sind, wo sind sie geblieben?» sang einst Marlene Dietrich. «Wann wird man je verstehn, wann wird man je verstehn?»

[Pinnow, Kreis Angermünde – Prenzlau – Schwerin-Stern – Eggesin, Mecklenburg – Geltow – Falkensee – Potsdam, Brandenburg, damals DDR – Ost-Berlin – West-Berlin;

1945 – 1966 / 13. August 1960]

Günter Malikowski

Die Zeit ist reif

Es ist Samstag, der 13. August 1960. Auf dem Sachsenring bei Hohenstein-Ernstthal finden die Weltmeisterschaften der Rad-Amateure ihren Abschluss. Die Offiziere des Stabes der 1. Motorisierten Schützen-Division (MSD) der Nationalen Volksarmee (NVA) beeilen sich, ihre Arbeitsunterlagen in der Verschlussstellen des Stabes abzugeben. Der Divisions-Kommandeur der 1. MSD hat den Dienstschluss auf 12.00 Uhr vorverlegt, damit jeder Offizier und Angehörige des Stabes die Übertragung dieses grossen radsportlichen Ereignisses auf dem Gebiet der DDR im Fernsehen oder Rundfunk miterleben kann. Auch ich bin einer von ihnen, Hauptmann der NVA, Politoffizier seit zehn Jahren und jetzt in der Politischen Abteilung der Division. Mir kommt die Vorverlegung des Dienstschlusses wie gerufen – nicht etwa, weil ich teilhaben möchte an einem eventuellen Sieg von Täve Schur, dem Radsportidol der DDR, sondern weil sich dadurch meine Chancen für ein Vorhaben erhöhen, das ich schon seit längerer Zeit geplant habe. Ein Vorhaben, das einem Offizier der NVA, zumal noch einem Politoffizier und Parteifunktionär der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) Kopf und Kragen kosten kann, wenn es misslingt.

Morgen, am 14. August 1960, werde ich 32 Jahre alt. Doch ich bin entschlossen, diesen Geburtstag nicht mehr in der Deutschen Demokratischen Republik zu begehen. Heute, am 13. August

1960, will ich das deutsche Paradies der Arbeiter und Bauern für immer verlassen.

Alles Notwendige habe ich vorbereitet, um an diesem Tage einen Schlussstrich unter meine Tätigkeit als Politoffizier der NVA zu ziehen. Ich kann es mit meinem Gewissen nicht länger vereinbaren, einem Staat zu dienen, der die Diktatur und die Vergewaltigung der freien Persönlichkeit auf seine Fahnen geheftet hat. Wird es mir gelingen?

In meiner Brieftasche befinden sich Urlaubsschein und die Genehmigung zum Betreten und Durchfahren des «Demokratischen Sektors von Berlin». Diese beiden Papiere sind im Moment meine wichtigsten Hilfsmittel. Ohne sie wäre es mir unmöglich, den Standort zu verlassen und nach Berlin zu fahren. Ganz legal habe ich sie erhalten, denn offiziell beginnt nach Dienstschluss der Jahresurlaub für mich, und den will ich laut Urlaubsschein nicht am Stand- und Wohnort Potsdam, sondern in Angermünde in der Uckermark, der Heimatstadt meiner Frau, verleben. Sie und meine zwei Söhne, neun und elf Jahre alt, sind schon seit drei Wochen bei Verwandten dort und warten auf mein Zeichen zum Aufbruch. Besser gesagt, sie warteten darauf. Gestern früh haben sie mein Telegramm erhalten: «Komme morgen zu euch. Herzliche Grüsse, Mali.» Es ist das verabredete Zeichen für sie zum Sprung in die Freiheit. Wenn alles gut gegangen ist, befinden sie sich schon seit gestern Abend auf West-Berliner Boden. So war es ausgemacht. Meine Gedanken sind bei ihnen. Haben sie es geschafft? Sind sie tatsächlich schon jenseits des Brandenburger Torres? Ich hoffe es inständig.

Heute früh war ich wie gewöhnlich zum Dienst in die Kaserne gefahren, wohl wissend, dass sich die Wohnungstür zum letzten Mal geschlossen hatte. Ausser meiner Aktentasche hatte ich ein verschnürtes Paket mitgenommen, in dem sich Zivilkleidung befand. Nun sitze ich in meinem Arbeitszimmer, überlege noch ein-

mal, ob ich auch tatsächlich alles getan habe, was mir zur Flucht unbedingt notwendig erscheint. Da läutet das Telefon. Ich nehme den Hörer ab, melde mich vorschriftsmässig: «Apparat 319, Hauptmann Malikowski.»

«Mali, komm doch mal bitte zu mir!»

Oberst-Leutnant R., der Parteisekretär der Politabteilung, ist am Apparat. Mir ist nach diesem Anruf nicht gerade wohl zumute. Jetzt, kurz vor Dienstschluss, ruft er mich an? Was kann das bedeuten? Sollte ich doch irgendwie unvorsichtig gewesen sein, war etwas über meine Fluchtabsicht bemerkt worden?

Ich schliesse mein Dienstzimmer ab, gehe die wenigen Schritte zu R., innerlich äusserst gespannt. Doch meine Befürchtungen erweisen sich als grundlos. Oberst-Leutnant R., vor Jahren mein direkter Vorgesetzter in einem KVP-Regiment (Kasernierte Volkspolizei, Vorläufer der NVA) in Pinnow bei Angermünde, jetzt Oberinstrukteur für Agitation und Propaganda und ehrenamtlicher Parteisekretär unserer Parteigruppe, erhebt sich bei meinem Eintritt breit lächelnd von seinem Platz und kommt auf mich zu.

«Im Namen aller Genossen der Politabteilung und in meinem eigenen Namen gratuliere ich dir heute schon zu deinem Geburtstag, da du ja am Montag bereits in Urlaub bist. Ich wünsche dir alles Gute. Als Erinnerungsgeschenk überreiche ich dir von der Parteigruppe dieses Buchpräsent.»

Erleichtert atme ich auf, bedanke mich und schaue auf den Titel des Buches. War mir eben noch ein bisschen schwach in den Knien, so vollzieht sich jetzt eine Wandlung. Ich muss an mich halten, um nicht lauthals loszulachen. Wahrlich, abergläubisch bin ich nicht, aber dieser Titel erscheint mir wie ein gutes Omen für meine vorgesehene Flucht! Es ist der Roman von Arnold Zweig «Die Zeit ist reif».

Jawohl, die Zeit war schon mehr als reif, sie war überreif zum Handeln! Am Anfang meiner Tätigkeit als Politoffizier glaubte ich noch an die Ehrlichkeit und Richtigkeit der Politik von Partei und

Regierung, wemgleich ich es mir nicht nehmen liess, auch mal kritisch Stellung zu beziehen. Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Ich war als Sechzehnjähriger am 11. Mai 1945 in Österreich in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten, weil ich zu den jungen Menschen gehörte, die noch die Uniform anziehen mussten und Hitlers Endsieg herbeiführen sollten. Zunächst in einem provisorischen Lager in Aigen gesammelt, wurden wir 14 Tage später in Böhmisches-Budweis der Sowjetarmee übergeben. Nach mehrmonatigen Aufhalten in Österreich, der Slowakei und Rumänien landete ich am 1. Oktober 1945 in Armawir im Kaukasus. Im Kriegsgefangenenlager in Rostow am Don absolvierte ich später zwecks Umerziehung eine antifaschistische Gebietsschule. Nach viereinhalb Jahren Gefangenschaft wurde ich am 17. Oktober 1949 entlassen. Kaum in Frankfurt/Oder angekommen, wurden alle ehemaligen Kursanten dieser Schule namentlich aufgerufen und aufgefordert, zum Schutz der am 7. Oktober neugegründeten DDR der Volkspolizei beizutreten.

Meine Eltern waren nach Kriegsende in Danzig verblieben. Mangels anderer Verwandtschaft in Deutschland nahm ich die Gelegenheit wahr und trug bereits ein paar Tage später die blaue Uniform der Volkspolizeibereitschaft Pinnow bei Angermünde. Obwohl dies ein VP-Bereitschaft war, sah ich hier schon einen sowjetischen Panzer vom Typ T 34, der als Ausbildungsobjekt eingegraben war. Auch die Ausbildung bestand nicht nur aus einer polizeilichen, sondern auch aus einer militärischen. Trotzdem blieb ich, denn nach Danzig, das jetzt zu Polen gehörte, wollte ich schon aus sprachlichen Gründen nicht zurück.

Man setzte mich als Polit-Kultur-Offizier ein. Bereits im August 1950 wurde ich zum VP-Kommissar ernannt und kam dann als Polit-Stellvertreter zu einer schweren Granatwerfer-Kompanie nach Prenzlau. Hier wurde meine kritische Einstellung vom



Diese Aufnahme aus dem Jahr 1949 zeigt mich als VP-Wachtmeister in Pinnow, Kreis Angermünde. Die Uniform war dunkelblau.

Vorsitzenden der Parteikontrollkommission angekreidet und ich als Opportunist bezeichnet. Ich hatte Unverständnis unter anderem zum Verbot von Sendungen westdeutscher Radiosender geäußert. Aufgrund gesundheitlicher Probleme liess ich mich ent-

lassen und arbeitete kurze Zeit als Junglehrer in einer Angermünder Schule. Ich hatte inzwischen in Angermünde geheiratet. Als die SED 1952 den Aufbau des Sozialismus beschloss und auch den militärischen Aufbau forcierte, bekam ich vom Schulamt den Parteiauftrag, zurück zu den bewaffneten Kräften zu gehen. Jetzt wurde aus der VP-Bereitschaft die Kasernierte Volkspolizeibereitschaft (KVP) und die Dienstgrade militärisch. Meiner lautete jetzt Leutnant.

Im Laufe der Jahre arbeitete ich als Polit-Stellvertreter des Kommandeurs einer Panzer-Ausbildungs-Kompanie, dann als Oberinstrukteur für kulturelle Massenarbeit – beides in einem Regiment in Schwerin-Stern-Buchholz. Während dieser Zeit erfolgte auch ein Einsatz während des Aufstandes am 17. Juni 1953 in Berlin, allerdings nur in Reserve stehend. Als ich mich verweigerte anstatt des vereinbarten einen Jahres zwei Jahre an der Polit-Schule in Berlin-Treptow tätig zu sein, bekam ich Ärger mit dem damaligen Kommandeur der Schule Oberst Dickel, der später jahrelang Innenminister der DDR WEIT. Ich setzte mich jedoch durch und wurde als Parteisekretär in das KVP-Regiment Pinnow versetzt und wie üblich einstimmig gewählt.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mehr oder weniger noch an Partei und Regierung geglaubt. Das änderte sich, als mein Schwager, der Bruder meiner Frau, durch eine allgemeine Amnestie nach sechseinhalb Jahren Haft aus der Haftanstalt in Bautzen entlassen wurde. Er war 1947 von den Sowjets wegen angeblicher Mitwisserschaft an Waffen zu zweimal 25 Jahren Haft verurteilt worden und kam als gebrochener und kranker Mann nach Hause. (Mit nur 47 Jahren sollte er später in Stuttgart sterben.)

Zwangsläufig kamen wir ins Gespräch, und zum ersten Mal musste ich erkennen, dass es in der DDR nicht nur positive Verhältnisse gab, sondern hinter der sauberen Fassade auch inhumane und menschenverachtende Zustände. Das hatte ich mir in

meiner Naivität nicht vorstellen können. Nach einem gemeinsamen Urlaub in Sachsen verabschiedete mein Schwager sich in Berlin von mir in Richtung West-Berlin. Ich meldete diesen Vorgang, der aber keine Folgen für mich hatte.

Obwohl Westkontakte für uns verboten waren, wussten wir in der Folgezeit über sein Leben in der BRD Bescheid. In einem seiner Pakete an meine Schwiegereltern waren einmal Zigaretten enthalten, die mein nichtrauchender Schwiegervater mir als Raucher vermachte. Ich nahm die Packung HB mit in die Kaserne nach Pinnow, bot meinem unterstellten FDJ-Sekretär und dem Propagandisten eine Zigarette an, die sie genussvoll inhalierten. Dabei konnte ich es mir nicht verkneifen zu bemerken, dass sie doch besser schmeckten als unsere Sch...-»Turf⁴. Gut ein Jahr später musste ich zwecks erneuter Versetzung in eine andere Dienststelle ins Ministerium nach Strausberg und wurde vom Kader-Offizier mit den Worten empfangen: «Na, schmecken die Westzigaretten immer noch?»

Aber auch dieser Vorgang ging problemlos an mir vorüber, ich wurde als Instrukteur für kulturelle Massarbeit ins «Haus der Offiziere» der 9. Panzer-Division nach Eggesin versetzt. Dort bekam ich Krach mit dem Divisions-Kommandeur, der mir vorwarf, dort «dekadente Westmusik» zugelassen zu haben. – Dabei handelte es sich um Musik des Staatlichen Tanz- und Unterhaltungsorchesters Leipzig unter Leitung von Kurt Henkels mit den Schlagersängern Fred Froberg und Brigitte Rabaltdt, moderiert von Heinz Quermann!

(In der Bundesrepublik konnte ich später feststellen, dass dieser Divisions-Kommandeur Obersturmführer bei der Waffen-SS gewesen war.) All diese Vorgänge fand ich Ende 1959 in meiner Kader(Personal)akte, zu der ich durch puren Zufall Einblick bekam. Darin hiess es, unter anderem, dass der Genosse Malikowski Westzigaretten rauche und sie in der Öffentlichkeit lobe, dass er im Kreise von Genossen politische Witze erzähle, die das Ansehen

von Partei und Regierung schädigten, dass sich seine Frau an keinerlei politischen Aktivitäten beteilige.

Etwa zu derselben Zeit bekam ich trotz der kritischen Beurteilungen Einblick in Unterlagen, die der Geheimhaltung unterworfen waren. Ich war als Instrukteur für Partei- und FDJ-Dokumentation zur Politabteilung der 1. MSD in Potsdam versetzt worden. In meinem Arbeitsbereich verwaltete ich jetzt neben dem Partei- und FDJ-Haushalt alle geheimzuhaltenden Materialien der SED, denn die Politabteilung einer Division fungierte auch als SED-Kreisleitung. Dabei musste ich feststellen, dass Abstand genommen wurde von der bisherigen These, dass die NVA sich nur auf Verteidigungsmassnahmen konzentrieren würde, jetzt wurden auch Offensivmassnahmen möglich, auch als SED-Kreisleitung. Hatte man zuvor indirekt von einem potentiellen Kriegsgegner gesprochen, so wurde nun in aller Offenheit der Soldat der Bundeswehr genannt. Ich fand sogar gedruckte Flugblätter, teils an Bundeswehrsoldaten, teils an die westdeutsche Zivilbevölkerung gerichtet. «An die Bevölkerung des Landes Niedersachsen!», hiess es da zum Beispiel, «Die Armee des ersten Arbeiter- und Bauernstaates in Deutschland kommt zu Euch als Befreier...» Also war ein Angriffskrieg für die DDR-Strategen durchaus denkbar.

Eine derartige Entwicklung wollte ich für mich nicht akzeptieren, ich hatte keine Ambitionen, gegen Deutsche in Deutschland zu kämpfen. So gab letztlich diese Erkenntnis den Ausschlag für mich, mit meiner Frau eine Flucht in die BRD zu erwägen. Wir führten monatelang Gespräche und fassten erst nach reiflicher Überlegung den Entschluss, unser Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Ich gehe in mein Arbeitszimmer zurück, im Stillen lächelnd über diesen unbeabsichtigten Hinweis von Arnold Zweig. Meiner Sekretärin habe ich für den heutigen Tag Urlaub gegeben. Sie würde mich bei meinen Vorbereitungen nur stören.

So kann ich die letzten Handgriffe in Ruhe erledigen, wengleich die Ruhe auch nur äusserlich und vorgetäuscht ist. Ich warte nun darauf, dass die Genossen, die noch im Gebäude sind, nach Hause und zu dem Lastkraftwagen gehen, der uns von und zur Kaserne befördert. Kurz vor 12 Uhr steckt Oberst-Leutnant W, wegen seines fortgeschrittenen Alters Papa W genannt, seinen Kopf durch die geöffnete Dienstzimmertür. Er ist der Vorsitzende der bei allen Parteigenossen unbeliebten SED-Partei-Kontrollkommission.

«Komm, wir gehen, es ist soweit!», fordert er mich auf.

Ich lehne ab: «Muss noch einiges in Ordnung bringen, ehe ich in Urlaub gehen kann. Ich fahre später mit dem Bus.»

Er verabschiedet sich von mir und geht zu den wartenden Fahrzeugen.

Mein Plan ist, mich umzuziehen, sobald sich die LKWs aus der Kaserne entfernt haben, und eine Stunde später mit dem Bus nach Potsdam hinein zu fahren. Ich setze voraus, dass dann keine Offiziere mehr in der Kaserne sein würden und ich in Zivil – die Genehmigung für Zivil habe ich – ungehindert die Fahrt mit dem Bus in die Stadt hineinwagen könnte. Also täusche ich noch Arbeit vor, um die Zeit zu überbrücken. Dass an diesem Tag aus der Politabteilung ausser mir nur zwei weitere Offiziere in der Kaserne sind, begünstigt noch diesen Plan.

Fünfzehn Minuten nach Abfahrt der Offiziere gehe ich in einen Nebenraum, wo das Paket mit meinen Zivilkleidern liegt, das ich öffne, um mich schnell umzuziehen. Im Gebäude ist es still geworden, man hört keine Gespräche und kein Klappern von Schreibmaschinen. Ich entledge mich meiner Uniform und will gerade zur Zivilkleidung greifen, da höre ich Schritte die Treppe zum Stockwerk heraufkommen. Wer mag das sein? Jetzt, fünfzehn Minuten nach Dienstschluss?

Das fehlt mir gerade noch! Ohne Umschweife ziehe ich wieder die Uniformhose an, ergreife den Uniformrock, knöpfe ihn in aller

Eile zu und gehe zur Tür. In diesem Augenblick nähern sich die Schritte. Ein Aktenstück nehmend und in der Hand haltend, öffne ich die nur leicht angelehnte Tür und schaue betont gleichgültig auf den Gang hinaus. Da reißt auch schon mein Gegenüber die Hacken zusammen und legt die Hand an die Feldmütze: «Entschuldigen Sie bitte, Genosse Hauptmann, ich wollte nur die Versiegelung der Türen kontrollieren, denn ich muss Vollzug darüber melden.»

Herrgott, an den Stabsposten habe ich gar nicht mehr gedacht, wie konnte ich den nur vergessen?

«Es ist gut, Genosse Soldat, Sie können den Schlüsselkasten beim OvD abgeben, ich bringe meinen Schlüssel selbst hin.»

Erleichtert stosse ich'diese Worte hervor, froh darüber, dass mir nur der Posten gegenübersteht und kein Offizier. Salutierend macht er kehrt und begibt sich in das Wachlokal des Offiziers vom Dienst (OvD), das sich in einem anderen Stabsgebäude befindet. Damit ist dieses Hindernis beseitigt.

Noch schneller als vorher geht es jetzt ans Umziehen. Die Uniformstücke stecke ich in meine sogenannte Alarmkiste und verschliesse sie. Nachdem das erledigt ist, schliesse ich auch das Zimmer ab, hole nur meine Aktentasche aus dem Arbeitszimmer, schliesse auch dieses ab und begeben mich ins Freie. Die Schlüssel hänge ich zuvor noch an ein Schlüsselbrett am Ausgang des Stabsgebäudes. Von hier aus bis zum Kasernentor sind es keine hundert Schritte, man kann die Bushaltestelle sehen. Und hier beginnt mein Plan ins Wanken zu geraten. An der Bushaltestelle stehen viele Offiziere, die wahrscheinlich die Abfahrt der LKW versäumt haben. Was nun?

Der Weg durch die Wache war ohne Gefahr, denn ein Offizier in Zivil durfte sie ungehindert passieren, zumal er noch einen Urlaubsschein und Zivilerlaubnis vorweisen konnte. Aber würden nicht die Genossen Offiziere an der Bushaltestelle aufmerksam werden?

Ich durfte nichts riskieren und wollte bereits umkehren, da kommt mir ein rettender Engel in Gestalt eines Oberfeldwebels auf einem Motorroller entgegen.

«Halt, Genosse Oberfeldwebel, wo fahren Sie hin?»

«Nach Geltow, Genosse Hauptmann.»

Da wollte ich ja nun nicht hin, aber vielleicht kann ich ihn dazu bewegen, einen kleinen Umweg zu fahren.

«Können Sie mich mitnehmen und über Wildpark fahren? Mein Zug wartet dort auf mich ... Ich fahre in Urlaub», füge ich noch hinzu, um das Fehlen meiner Uniform zu erklären.

«Geht in Ordnung, Genosse Hauptmann, steigen Sie auf!»

Ich nehme auf dem Sozius Platz. Die Posten an der Wache lassen uns grüssend passieren. Geschafft, geht es mir durch den Kopf. Die erste Hürde ist genommen, wir fahren in Richtung Bahnhof Wildpark. Dort angekommen, bedanke ich mich und steige vom Roller. Wie nun weiter?

Ursprünglich wollte ich den Bus von Potsdam nach Falkensee nehmen und von dort mit dem «Sputnik» fahren, einem Zug, der auf dem Berliner Aussenring bis zum Ostbahnhof (früher Schlesischer Bahnhof) fährt, ohne die Westsektoren Berlins zu durchqueren. Doch die Busfahrt nach Falkensee erscheint mir inzwischen nicht schnell genug, so dass ich nach einem anderen Weg suche.

Da fällt mein Blick auf ein gerade ankommendes Taxi. Mein Entschluss ist gefasst, soll es kosten, was es will, lieber einige Mark mehr hinblättern, als die Flucht misslingen zu lassen. Ich winke das Taxi heran, steige ein und gebe das Fahrtziel an. «Nach Falkensee, bitte!»

«Das kostet aber 'ne Stange Geld, Kollege», antwortet mir der Taxifahrer zweifelnd.

«Macht nichts, ich muss schnell da sein, damit ich rechtzeitig zu einer Einladung erscheine.»

Er ist ein gesprächiger Mann, ein guter Fahrer, und so geht die Fahrt nach Falkensee, etwa eine Entfernung von 35 km, schnell vorbei. Ich lege bei der Begleichung der Rechnung noch einige

Mark mehr in seine Hand, und so verabschiedet er sich freundlich von seinem gut zahlenden Fahrgast. Ich habe mich in der Nähe des Bahnhofes absetzen lassen und schlendere langsam dorthin. Bis hierher hat alles geklappt, wird es weiter so gut laufen?

Normalerweise brauche ich bis zur Ankunft in Berlin nichts zu befürchten. Meine Papiere sind in Ordnung. Sie belegen auch die Erlaubnis zum Tragen von Zivilkleidung und zum Betreten und Durchfahren Ost-Berlins. (NVA-Offiziere dürfen sich nur mit Genehmigung in Ost-Berlin aufhalten.) Die eigentliche Gefahr liegt in meiner Aktentasche verborgen, denn ich habe brisantes Material zu den Angriffsplänen der NVA mitgenommen, woraus sich jeder Laie ein Bild davon machen kann, wohin die Reise in Wirklichkeit gehen soll. Zwar habe ich für den Fall einer Gepäckkontrolle durch die Transportpolizei noch einen Dienstauftrag bei mir, der mich als Kurier in Zivil auf dem Weg zum Ministerium für Nationale Verteidigung ausweist, aber würde man sich damit zufriedengeben?

Ich vertraue auf meine bisherige Erfahrung, denn noch nie ist bei einer Zugkontrolle mein Gepäck kontrolliert worden; und so hoffe ich, dass es auch bei dieser Reise so sein wird. Eine halbe Stunde fehlt noch bis zur Abfahrt des «Sputnik». In fünfzehn Minuten erwarte ich meinen Schwager, der mit nach Berlin fährt und mir beim Grenzübergang von Ost- nach West-Berlin behilflich sein soll. Seine Frau, meine Schwägerin Lilo, ist bereits nach Berlin gefahren und erwartet uns. Sie ist die einzige Mitwisserin meines Fluchtplanes gewesen, und erst durch einen puren Zufall hat er auch davon erfahren. Drei Tage vor dem Fluchttermin!

Obwohl er Mitglied und Funktionär der SED ist, beweist er jetzt durch seine Tat, dass die Partei auch aus ihm keinen blinden Gefolgsmann machen konnte, wenn es rein äusserlich auch so ausgesehen hatte. Jahrelang verbargen wir voreinander unsere wahren politischen Gedanken und erst jetzt wurde offenbar, wie

wenig notwendig das gewesen wäre. Die Minuten bis zu seinem Eintreffen vergehen mir viel zu langsam. Immer wieder schaue ich auf die Uhr. Die verabredete Zeit ist längst überschritten. Die Uhrzeiger nähern sich bereits der Abfahrtszeit, da erscheint er endlich. Kaum haben wir uns begrüsst, müssen wir schon durch die Sperre zum Zug eilen. Erst im Abteil kommen wir ins Gespräch. Es ist ein Grossraumwagen, und so können wir alles überblicken. Ausser uns befinden sich noch einige Zivilisten und Offiziere im Wagen. Wir sitzen uns gegenüber und sind gezwungen, leiser als gewöhnlich zu sprechen, damit niemand unsere Worte verstehen kann. Scheinbar ruhig, innerlich jedoch äusserst angespannt, lautet meine erste Frage: «Wie geht es Helga und den Kindern, haben sie es geschafft?»

«Du kannst beruhigt sein, sie sind gut in West-Berlin angekommen. Lilo ist bereits dort gewesen und hat sie gesprochen. Jetzt warten sie auf dich und hoffen, dass dir nichts passiert. Sie drücken alle Daumen.»

Mir fällt ein zentnerschwerer Stein vom Herzen. Die grösste Sorge, ihnen könnte etwas zugestossen sein, ist mir genommen.

Doch schon fährt er fort: «Lilo wartet auf dem Nordbahnhof (ehemals Stettiner Bahnhof) auf uns. Sie geht den Bahnsteig entlang, sobald wir mit der S-Bahn ankommen. Sollte keine Kontrolle sein, steigt sie ein. Ich schaue raus, damit ich es sehen kann. Du kannst dann im Abteil bleiben. Wenn jedoch Kontrolle ist, sage ich es dir und du musst sofort aussteigen.»

Der Nordbahnhof ist auf der geplanten Strecke der letzte S-Bahnhof in Ost-Berlin. Der reibungslose Übergang vom Osten in den Westen war gerade in letzter Zeit durch die unregelmässigen Kontrollen der Grenzpolizei und anderer staatlichen Organe sehr gestört; hier lag die grösste Gefahr. Würde meine Tasche auf solch einem Übergangsbahnhof im Zug kontrolliert, hülfe mir keine Ausrede mehr, wäre ich unweigerlich einem furchtbaren Schick-

sal ausgeliefert. Kein Mensch würde mir glauben, dass ich als langjähriger Politoffizier der Potsdamer Division nicht wüsste, welche S-Bahnhöfe die letzten im «demokratischen Sektor» von Berlin wären. Ja, wenn ich im Besitz eines gültigen Personalausweises für Bürger der DDR wäre!

Die fahren ja zu dieser Zeit – die Mauer ist noch nicht gebaut – ganz ungehindert, wenn auch nicht unkontrolliert, nach West-Berlin. Doch den Vorzug eines Personalausweises genießt man in der Nationalen Volksarmee erst vom Dienstgrad Oberst an. Alles, was darunter liegt, hat seinen Personalausweis abzugeben und besitzt nur seinen Dienstaussweis. Das Ministerium für Nationale Verteidigung weiss schon, weshalb eine derartige Regelung getroffen wurde.

So heisst es also zu vertrauen auf einen gut mit Fahrgästen besetzten S-Bahnzug, auf einen kurzen Aufenthalt auf dem Übergangsbahnhof nach West-Berlin und auf ein bisschen Glück. Meine prall gefüllte Aktentasche liegt über mir im Gepäcknetz. Daneben die Aktentasche meines Schwagers. Auch das ist eine, wenn auch nur geringe Vorsichtsmassnahme. Sollte mein Gepäck tatsächlich zur Kontrolle verlangt werden, wollte ich die Tasche meines Schwagers vorweisen. Die Chance, dass dieser kleine Trick gelang, war nicht gross. Wie würde es ausgehen, wenn die Genossen beide Taschen zur Einsicht haben wollten?

Alles Fragen, die mich quälen und mir die Fahrt wahrlich zu keinem Urlaubserlebnis werden lassen.

«Paul, gib mir bitte eine Zigarette», bitte ich meinen Schwager. Bis zu diesem Augenblick habe ich jahrelang keine Zigaretten mehr geraucht. Doch jetzt beginnen meine ohnehin schon strapazierten Nerven ein wenig zu streiken, denn im Verbindungsgang zu unserem Wagen erscheint, obwohl wir noch lange nicht am Übergangsbahnhof sind, eine der Zugstreifen, die alle Züge kontrollieren, bevor sie das Stadtgebiet von Ost-Berlin erreichen. Es sind drei Transportpolizisten, im Leibriemen die Pistole 08 und in der Hand das Fahndungsbuch.

«Guten Tag Ausweis- und Gepäckkontrolle!»

Mir wird es abwechselnd heiss und kalt, ein kalter Schauer läuft mir den Rücken hinunter. Meine Handflächen werden feucht und ich spüre, wie sich unter meinen Achseln Schweiss bildet. Angstschweiss!

Nervös greife ich zur dargebotenen Zigarette, meine Hände zittern verräterisch beim Anzünden. Tausend Gedanken jagen mir durch den Kopf. Was tun, wenn sie auch mein Gepäck verlangen? Soll ich aufstehen und einen Gang zur Toilette vortäuschen?

Ich finde keinen Ausweg. Unruhig blicke ich immer wieder auf die Polizisten. Die ersten Fahrgäste sind bereits kontrolliert, immer näher kommen sie zu unserem Platz. Hoffentlich verrate ich mich nicht durch mein Benehmen!

Verzweifelt reisse ich mich zusammen und versuche, den Unbeteiligten zu spielen. Um nicht bei der kurz bevorstehenden Kontrolle aufzufallen, indem ich durch fahriges Bewegen die Aufmerksamkeit auf mich lenke, greife ich in die Rocktasche und hole meine Ausweispapiere jetzt schon hervor. Mein Schwager, durch meine Unruhe etwas angesteckt, ist trotzdem bemüht, mir Mut zu machen. Leise spricht er auf mich ein. Belangloses Zeug zwar, seine Taktik jedoch erreicht den beabsichtigten Zweck. Als der Transportpolizist vor uns steht und die Papiere verlangt, hat sich meine Unruhe so weit gelegt, dass ich sie ohne Zittern der Hand hinreiche: Dienstausweis, Urlaubsschein und Berlingenehmigung.

Ein Blick auf die Papiere, ein Vergleichen der Fotografie mit dem vor ihm sitzenden Original, und dann: «Ich wünsche Ihnen einen guten Urlaub, Genosse Hauptmann, auf Wiedersehen!» Grüssend legt er seine Hand an den Mützenschirm und wendet sich dem nächsten Fahrgast zur Kontrolle zu.

Nur ein kurzer Blick hat die Aktentaschen gestreift. Die Gefahr ist vorüber. Ich halte die Ausweise wieder in meinen Händen und möchte am liebsten einen Freudentanz aufführen. Langsam löst sich die angesammelte Spannung. Erleichtert lehne ich mich zu-

rück. Meine Erfahrung mit der Gepäckkontrolle hatte sich bewahrt: Meine Papiere, die mich als Offizier der NVA ausweisen, haben ihre Wirkung auch auf diesen Genossen der Transportpolizei nicht verfehlt. Meine Rechnung ist aufgegangen.

Doch der gefährlichste Weg meiner Flucht, der Übergang in die Westsektoren der geteilten Stadt, steht mir noch bevor. Da helfen mir keine Ausweise mehr, hier darf ich überhaupt nicht kontrolliert werden. Weil es bis dahin noch eine Weile Zeit hat, mache ich meinem Herzen ein bisschen Luft: «So, Paul, das hätten wir erst mal überstanden. Kannst du dir vorstellen, wie mir zumute war? Bin ich froh, dass das vorüber ist. Als er die Kontrolle ansagte, dachte ich, es geht schief.»

«Mir ging es nicht viel besser. Manschetten hatte ich besonders, als der auf unsere Aktentaschen schielte. Stell dir vor, wir hätten sie vorzeigen müssen.»

«Nicht auszudenken. Ob Lilo schon auf dem Nordbahnhof ist?

«Nein, sie will erst kurz vor uns da sein, damit sie keinem neugierigen Polizisten vor die Augen kommt. Du weißt ja, die schnüffeln gerne herum und schauen sich gerade die Leute an, die sich verdächtig lange auf einem Bahnsteig aufhalten.»

Der Zug hat jetzt die S-Bahngleise bei Berlin-Karow unterquert und es dauert nur kurze Zeit, bis wir im Weichbild von Berlin angekommen sind. Die S-Bahnstationen Lichtenberg, Nöldnerplatz, Ostkreuz und Warschauer Brücke gleiten vorüber. Auf der nächsten Station, dem Ostbahnhof, ist Endstation für unseren Zug. Die letzte und gefährlichste Etappe der Flucht beginnt hier. Schon Wochen vorher, so oft ich durch Dienstreisen Gelegenheit hatte nach Berlin zu kommen, war ich stets solche Strecken gefahren, die mich an Übergangsbahnhöfe brachten. Manchmal bin ich stundenlang kreuz und quer durch Berlin gefahren, habe beobachtet und alle Möglichkeiten zum Überwechseln erwogen. Aber immer wieder musste ich feststellen, dass diese für einen Menschen

ohne gültigen Personalausweis nicht gerade üppig vorhanden waren. Kaum, dass ein S-Bahnzug auf einem solchen Bahnhof hielt, waren schon die Genossen von der Transportpolizei, vom Amt für Zoll- und Kontrolle des Warenverkehrs oder von der Grenzpolizei zur Stelle und kontrollierten die Reisenden in den Abteilen. Oft genug habe ich mit angesehen, wie sie anschliessend Fahrgäste aus dem Zug nötigten, um sie einer intensiveren Prüfung in ihren Wachstuben zu unterziehen.

Nachdem wir den «Sputnik» verlassen haben, wechseln wir gleich zum S-Bahnsteig hinüber. Nach wenigen Minuten Wartezeit besteigen wir eine S-Bahn, die über Bahnhof Friedrichstrasse in die Westsektoren von Berlin fährt. Als die Bahn sich bereits in Fahrt befindet, bemerke ich, dass wir uns im letzten Wagen aufhalten. Und im Nu kommt mir eine Idee: «Hör zu, Paul, wir machen es anders. Jetzt sitze ich schon in einer nach West-Berlin fahrenden Bahn, und ich bleibe gleich drin. Ich versuche es über Friedrichstrasse. Klappt es, habe ich alles in einigen Minuten geschafft.»

Ganz entgeistert schaut mich mein Schwager an.

«Mach das nicht. Lilo wartet auf uns auf dem Nordbahnhof da wird nichts schiefgehen. Weisst du, wie es auf dem Bahnhof Friedrichstrasse aussieht?»

Seine Worte klingen eindringlich und einleuchtend. Aber ich weiss nicht, was plötzlich in mich gefahren ist. Für mich steht es fest – ich wage es jetzt schon. Mir ist bekannt, dass die Züge auf diesem Bahnhof zwei Minuten Aufenthalt zur Kontrolle haben. Reicht die Zeit aus, ist es gut. Wenn nicht, bleibt mir immer noch der andere Weg. So setze ich ihm meinen neuen Plan schnell auseinander, stets darauf bedacht, leise zu sprechen, um bei den Mitreisenden keine Aufmerksamkeit zu erregen. Kann ich wissen, wer hinter uns sitzt?

«Pass auf, wir sitzen im letzten Wagen und das halte ich für sehr günstig. Wenn wir in Friedrichstrasse ankommen, steigst du aus und ich komme bis zur Tür mit. Wir können dann sehen, wo

unterhalten wir uns, solange es geht, und eventuell klappt es. Beginnen sie im letzten Wagen, komme ich gleich mit raus.»

«Na gut. Gefallen finde ich zwar keinen daran, aber wenn du meinst, machen wir es so.»

«Anschliessend fährst du allein zum Nordbahnhof, holst Lilo ab und kommst mit ihr herübergefahren. Wir treffen uns dann



1959: Zwei Posten der Transportpolizei der DDR kontrollieren die Ein- und Aussteigenden auf einem S-Bahnhof Richtung West-Berlin.

drüben.» Und ich vereinbare mit ihm einen Treffpunkt.

Je näher wir unserem Ziel kommen, umso mehr steigert sich die Spannung. Wieder beginnt sich in meiner Herzgegend ein verätherisches Gefühl breitzumachen. Mir ist, als ob ich in einer Luftschaukel sitze. Jetzt ist der Moment nicht mehr fern, an dem ich meinen Mut vollends unter Beweis stellen muss. Verstohlen blicke ich auf die anderen Fahrgäste, aber niemand scheint meine innere Verfassung wahrzunehmen.

«Friedrichstrasse! Letzter Bahnhof im demokratischen Sektor von Berlin.» – Laut schallt die Ansage aus dem Lautsprecher, als unser Zug zum Stehen kommt.

Einige Fahrgäste verlassen das Abteil. Wir warten, bis sich niemand mehr zum Ausgang bemüht. Dann erst erheben wir uns. An der Tür stehend, stelle ich fest, dass keine neuen Fahrgäste in unseren Wagen einsteigen, weil er sich ziemlich am Ende des Bahnsteigs befindet. Mein Schwager ist bereits draussen und bleibt neben dem Eingang des Wagens auf dem Bahnsteig stehen. Ich lehne mich aus der Tür und blicke hinaus. Am Anfang des Zuges stehen etwa sieben bis acht Mann von der Grenzpolizei. Noch sind sie nicht in den Abteilen verschwunden. Worauf warten sie eigentlich, wollen sie keine Kontrolle durchführen?

Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen, doch es ist schon zu spät: «Du, Paul, die warten, bis keiner mehr aus- und keiner mehr einsteigt. So ein verfluchter Mist.»

Mir ist klar, dass ich nichts mehr unternehmen kann, wenn ich nicht auffallen will. Ein Teil der Kontrolleure hat sich in die Wagen begeben, zwei Grenzpolizisten stehen auf dem Bahnsteig, der sich inzwischen geleert hat. Jeder, der jetzt noch aussteigt, fällt unweigerlich den beiden Genossen auf dem Bahnsteig in die Arme. Es ist eine ausgeklügelte Taktik der Grenzpolizisten. Was nun?

Mir kann nur noch ein unverschämtes Glück helfen. Ich stehe wie auf Kohlen. Mein Herz macht rasende Sprünge. Soll alles bisher umsonst gewesen sein? Werde ich meine Frau und meine Kin-

der noch zu sehen bekommen? Wenn nicht, was wird dann? Und mein Schwager?

Er steht noch immer bei mir. Auch er ist in Gefahr!

«Paul, hau ab! Ich bleibe allein», flüstere ich ihm zu.

Ich wage nicht mehr hinauszuschauen.

«Ich bleibe hier. Sei ruhig, vielleicht schaffen sie es nicht bis hierher. Da, nimm eine Zigarette.»

«Sind sie noch weit weg von uns?»

«Es geht. Noch vier oder fünf Wagen.»

Herrgott, will denn die Warterei überhaupt kein Ende nehmen?

«Sag, ist das Signal immer noch auf Rot? Haben wir noch keine Ausfahrt?»

«Nein, aber es muss bald soweit sein.»

«Du, Paul, wenn es schiefgeht, grüss alle von mir, hörst du?»

«Red keinen Unsinn. Die machen nicht so schnell wie es scheint.»

«Wo sind sie denn jetzt?»

«Im dritten Wagen von hier.»

Ich schaue auf die Uhr, wage einen Blick hinaus. Gerade erscheint einer der Kontrollierenden aus dem übernächsten Wagen und steigt in den vorletzten. Meine Nerven sind zum Zerreißen gespannt. «Paul, was zeigt das Signal?»

Ich habe diese Frage noch nicht ganz ausgesprochen, da antwortet er mir schon: «Grün!»

Geschafft, ich habe es geschafft. Ich kann es kaum fassen, soll es wahr sein? Ist das Glück tatsächlich auf meiner Seite gewesen? Ich vermeinte bereits zu stürzen und zu zerschellen.

Die S-Bahn rollt. Ich winke meinem Schwager zu und bemerke jetzt erst, dass ich schweissgebadet bin. Blicke aus dem fahrenden Zug auf die uniformierten Gestalten, die mir zum Verhängnis hätten werden können. Ich rolle mit der S-Bahn in die unbekannte Freiheit, in ein neues Leben. Werde ich es bewältigen?

Die Stasi im Nacken

Die Frage war falsch gestellt. Sie hätte lauten müssen: Werde ich mein Leben behalten?

Denn ich hatte ja die Geheim-Dokumente nicht unter Gefahren über die deutsch-deutsche Grenze gebracht, um sie in meiner Aktentasche verschimmeln zu lassen. Mir war bewusst, dass ich auch in der Bundesrepublik gefährdet war. Ich nahm einen anderen Nachnamen an und musste mehrfach mit meiner Familie den Wohnort wechseln. Doch wie akut bedrohlich die Situation für mich tatsächlich noch jahrelang war, erfuhr ich erst 33 Jahre später. Da sass ich am 27. und 28. Januar 1993 beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, kurz Gauck-Behörde genannt. Auf dem Tisch vor mir sieben Ordner mit 1'056 Blättern, die die Stasi über mich zwischen August 1960 und Dezember 1966 zusammen getragen hatte, bis sie endlich – einem Gerücht, ich sei in Kanada, auf den Leim gehend – aufgab.

Erschrocken konstatiere ich beim Aktenstudium, dass sich das Ministerium für Staatssicherheit zum Ziel gesetzt hatte, mich unter allen Umständen in der Bundesrepublik ausfindig zu machen, in die DDR zurückzuholen und dort einer «gerechten» Strafe zuzuführen. Das hätte im schlimmsten Fall auch ein Todesurteil sein können! Denn im Gegensatz zur Bundesrepublik, deren Grundgesetz von Anfang an die Todesstrafe verbot, wurde sie in der DDR bis zum Juli 1987 praktiziert – wenn auch nach den ersten spektakulären Schauprozessen in den frühen Jahren nur noch heimlich und sogar den Angehörigen der Opfer nicht mitgeteilt. «Herzversagen» oder ähnliches wurde als Todesursache eines «in der Haft Verstorbenen» angegeben.

Für mich von allergrösster Bedeutung ist nach dem Studium dieser Akten die Erkenntnis, dass es den Stasi-Agenten trotz Einsatzes von insgesamt 14 Informellen Mitarbeitern in der DDR, in

der Bundesrepublik und in Polen, wo meine Eltern wohnten, nicht gelungen war, meinen Aufenthalt ausfindig zu machen, weil alle Verwandten und Bekannten sich hervorragend verhalten und der Stasi keine Möglichkeit gegeben haben, meine Anschrift zu erfahren. Ich schätze mich glücklich, eine solche Familie, solche Freunde zu haben!

Schon beim Lesen der ersten Akte stelle ich mit Erstaunen fest, dass meine Flucht weit früher als von mir erwartet bekannt geworden war. Das geht aus der Einleitung eines Ermittlungsverfahrens vom 20. August 1960, einem Wohnungsdurchsuchungsbefehl mit gleichem Datum und einem Haftbefehl gegen mich vom 22. August 1960 hervor, alles ausgestellt vom Militär-Staatsanwalt in Potsdam. Ich hatte seinerzeit angenommen, dass meine Flucht erst nach vier Wochen bemerkt würde, weil ich ja am 13. August 1960 offiziell in den Urlaub gefahren war. Doch ich hatte die Rechnung ohne die Amis gemacht, von denen ich nach meinem Eintreffen in West-Berlin in Obhut genommen worden war. Der amerikanische Geheimdienst hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als schon zwei Tage später, am 15. August, an meinen direkten Vorgesetzten Oberstleutnant D. und den Stabschef der 1. MSD, Major Ch., zu schreiben, sich für ihre Hilfe bei meiner Flucht zu bedanken und sie ebenfalls zum Übertritt aufzufordern. Natürlich hatten beide von meiner Flucht nichts gewusst, geschweige mir geholfen! So wurde die Naivität der Amerikaner nicht belohnt, sondern das Gegenteil trat ein: Die NVA-Offiziere meldeten alles sofort den zuständigen Stellen, die ihrerseits aktiv wurden – vier Wochen früher als es mein sorgfältiger Plan vorgesehen hatte!

Agenten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) wurden nach West-Berlin geschickt, die den angegebenen Treffpunkt observierten. Auch in Angermünde wurde von nun an ein IM aktiv. Er sollte über meine Schwiegereltern, die Verwandten meiner Frau und ihre ehemaligen Schulkameraden und Nachbarn unsere

Adresse in der Bundesrepublik und andere aufschlussreiche Fakten ermitteln. Wie die Akten zeigen, war IM «Bodo» allerdings wohl eher ein Versager und in all den Jahren ziemlich erfolglos. Auch andere Ermittlungen verliefen schlampig – zu unserem grossen Glück!

Um ein Haar hätte die Stasi zwei Jahre nach unserer Flucht doch unsere Adresse erfahren: Wie ich einem Bericht vom 22. Mai 1962 entnehmen kann, teilte eine Nachbarin der zuständigen Stasi-Dienststelle mit, sie habe die Handschrift meiner ebenfalls nach dem Westen geflohenen Schwägerin auf einem Brief an ihre Schwester identifiziert. Unvorsichtigerweise hatte meine Schwägerin, die damals mit meinem Schwager in Backnang wohnte, die richtige Adresse angegeben. Nur weil die Informantin bei der schriftlichen Übermittlung einen Schreibfehler machte – sie schrieb «Bagnang» statt «Backnang» – blieben meine Schwägerin und wir unentdeckt. Die Stasi konnte den angegebenen Ort im westdeutschen Städteverzeichnis nicht finden und nahm an, es handele sich um eine Deckadresse.

Meine Flucht, besonders aber das Material, das ich über die Kriegspläne der DDR mitgebracht hatte, sorgte sehr bald schon für grosses Medieninteresse, waren sie doch in dieser Hoch-Zeit des Kalten Krieges ein ernstes Politikum. Nach einer Pressekonferenz der Bundesrepublik erschienen die Zeitungen einen Tag später, am 16. September 1960, mit dicken Schlagzeilen: «Bonn: Volksarmee wird auf einen Angriffskrieg vorbereitet. Enthüllungen eines geflüchteten Zonen-Offiziers» («Die Welt»), «Überläufer der Volksarmee berichtet: Pankow drillt Armee für den Bürgerkrieg» («Bild»), «Geflüchteter Politoffizier: Zone bereitet Angriff vor. Hauptmann Malikowski brachte Flugblätter und Tonbänder mit» («Westdeutsche Allgemeine»).

An der Pressekonferenz hatte ich nicht persönlich teilnehmen können, weil BND und US-Geheimdienst das persönliche Risiko für mich zu hoch erachteten. Deshalb wurde mein Bericht für die



Die Schlagzeilen der Tagespresse vom 16. September 1960 wie auch das Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung vom 10. September berichteten über die brisanten Dokumente, Tonbänder und Flugblätter, die ich bei meiner Flucht aus der DDR geschmuggelt hatte.

BULLETIN

DES PRESSE- UND INFORMATIONSAMTES
DER BUNDESREGIERUNG

Bonn, den 15. September 1960
Z 1960 B

Nr. 176/S. 1677.

Schulung für einen Angriff auf die Bundesrepublik

Einwandfreie Dokumente enthüllen aggressive Absichten der Sowjetzonenmachthaber
Polit-Offizier der „Nationalen Volksarmee“ brachte die Beweise bei seiner Flucht nach dem Westen

Nach seiner Bestallung als Vorsitzender eines Staatrates, die Ulbricht zum Oberhaupt seines städtischen Apparats machte und damit seine Macht als Allgewaltiger der Sowjetzone noch erhöhte, trat dieser am Mikrophon, um sein Programm in folgendem einzigen Satz zu verkünden: „Ich verspreche, daß ich alles in meinen Kräfte Stehende tun werde, um den deutschen Militarismus zu bändigen und die Friedenskräfte in Deutschland zum Sieg zu führen.“ Dieser

Die im Original von Hauptmann Malikowski bei seiner Flucht aus der SBZ in die Bundesrepublik mitgebrachten Flugblätter — besonders augenfällige Beweise für die Aggressionsabsichten des Ulbricht-Regimes — werden von uns nachfolgend wiedergegeben. Sie betreffen Aufmärsche „An die Einwohner von Kiel“, „An Alle“, „An die Bevölkerung des Landes Niedersachsen“, einen Appell „An die Kämpfer“ und Flugblätter, die für Soldaten der Bundeswehr bestimmt sind.

eine Satz ließ aufhören, kündigte er doch in seiner lakonischen Kürze nicht mehr und nicht weniger als Aktionen an, die schon direkte Angriffe sein müßten, um das gestellte Ziel, „die Friedenskräfte in Deutschland zum Sieg zu führen“, überhaupt zu erreichen. Ulbricht hat den Höhepunkt seiner Macht erklommen, um diese nunmehr einzusetzen. Er steht am Ende der Entwicklung seines Machtappells, den er immer systematischer zunächst für die Eroberung der von der Roten Armee besetzten Teile Deutschlands gemäß einem Auftrag Moskaus eingeleitet hat. Die jüngsten Maßnahmen gegen West-Berlin vervollständigen nur die stets verfolgten Absichten, zunächst die von ihm und seiner Partei beherrschte Besatzungszone zu beherrschen, um sie als Ausgangsbasis gegen das übrige Deutschland zu benutzen.

Nur daher ist sein Doppelspiel erklärlich, die Sowjetzone immer konsequenter vor Gesamtdeutschland abzuräumen und zugleich propagandistische Vorstöße im Sinne einer gesamtdeutschen Regelung zu machen, die erklärmaßen unter dem Zeichen von Hammer und Sichel durchgeführt werden sollte. Das sollte zunächst erfolgen über einen „Gesamtdeutschen

Ausschuß“, dann über den Plan einer Konföderation „beider deutschen Staaten“, dann über eine massierte Welle von Schmähungen, Verdächtigungen und Verleumdungen der aus freien Wahlen hervorgegangenen verantwortlichen Regierung der Bundesrepublik Deutschland, deren Mitglieder als „Militaristen“, „Rassenschlächter“ und „Revisionisten“ verschrien wurden, über den Versuch von Eingriffen in die inneren Parteiverhältnisse der Bundesrepublik mit dem Ziel der Bildung einer „Einheitsfront der Arbeiterklasse“ gegen die „Monopolherren“ bis hin zu der verurteilten Behauptung, daß Bonn einen „Blitzkrieg“ gegen die Sowjetzone plane. Diese Propaganda war sowohl nach außen gerichtet, um die Bundesrepublik gegenüber der übrigen Welt zu isolieren, wie auch nach innen, um die Bevölkerung der Sowjetzone gegen die Bundesrepublik zu fanatisieren, und sie zugleich damit weiter innerlich für den Kommunismus und seine militärischen Anstrengungen zu gewinnen. Hand in Hand mit all

Flugblatt „Gesamtdeutsch!“
Fortschrittliches literarisches
Dok.-Nr. 38
1 Ausfertigung

An die Bevölkerung des Landes Niedersachsen!

Die Armee des 1. Arbeiter- und Bauern-Staates in Deutschland kommt zu Euch als Befreiungsarmee.

Der von den Todfeinden des deutschen Volkes, den deutschen Militaristen, entfesselte Atomkrieg, ist nur mit der zuchlosen und angestrebten Zerschmetterung des militaristischen imperialistischen Besatzungsregimes zu beenden.

Die schnelle Vernichtung und Zerschmetterung der „Blitzkriegstruppen“ verhindert weitere sinnloses Opfer.
Daraus, deutsche Landesteile, von Euch hängt es ausschließlich ab, das Ende der Verdrängung und Verderben des deutschen Volkes zu beschleunigen. Wer ein echter Patriot seiner Heimat ist, handelt sich den Befehlen und Anweisungen der Nationalen Volksarmee.

Arbeiter und Angestellte!

— Seid wachsam, schützt Eure Betriebe vor der Zerstörung
— Verhindert Sprengungen von Brücken, Eisenbahnstrecken und anderen lebenswichtigen Einrichtungen.

Werkstätige Bauern!

Nehmt Eure Feldarbeiten wieder auf. Ihr seht dadurch die Ernährung des Volkes.

Angehörige der Intelligenz!

— Setzt durch Eure Mitarbeit an der Costalung eines neuen Deutschlands, daß ihr die Leben aus 5 Kriegen gesungen habt.

Werkstätige!

— Schafft normale Verhältnisse
— Wehrt Terroristen, Faschisten, Kriegsverbrecher und Elemente, die die Herstellung demokratischer Verhältnisse sabotieren, der Nationalen Volksarmee.

Rechnet mit allen Feinden unseres Volkes ab. Keine Gnade den Schändlichen der Aggression.

Deutsche Landesteile!
Die beste Zukunft liegt vor Euch.
Eure aktive Unterstützung für die kämpfende Arbeiter- und Bauern-Armee, wird sie schneller verwirklichen.

Druck: Jung Gerd

INHALT

Schulung für einen Angriff auf die Bundesrepublik	S. 1677
Die Gegenmaßnahmen gegen die Wirkkräfte der Zonenmachthaber	S. 1681
Empfang des Bundesanzenministers durch Präsident Lopez Mateos	S. 1682
Bundesmittel für Maßnahmen der Landschaftspflege	S. 1682
Änderung grundsätzlicher Vorschriften	S. 1683
Das Hauptanliegen im 1. Halbjahr 1960	S. 1684
Die Botschafter der Westmächte beim Stellvertreter des Bundeskanzlers — „Eine ernste Angelegenheit“ — Zur Antwort Sacharows — Besuch aus Kamerun — Zum Tode von Curt Goetz — Präsident Gerstenmaier an den Deutschen Juristenkongress — Glückwünsche für Ina Seidel — Kräftige Erhöhung der Einzelhandelsumsätze — Wahlkonkurrenz von Paraguay in Bremen — Schaumweinabsatz saisonbedingt geringer	

Journalisten als Fernseh-Interview über Monitor zugeschaltet. Dass das dem Staatssicherheitsdienst nicht gefallen konnte, versteht sich von selbst. Trotz emsiger Bemühungen war ihm dennoch kein Erfolg beschieden. Nachdem die Stadt einhalb Jahre

in der DDR und in Westdeutschland ohne Ergebnis nach mir gefahndet und meinen Aufenthalt nicht hatte herausfinden können, erinnerte sie sich meiner Angehörigen in Danzig. Die Anschrift der Eltern entnahmen sie meiner Kaderakte, der Personalakte also. Von Februar 1962 bis zum August 1965 dauerten ihre Bemühungen, mit Hilfe des polnischen Geheimdienstes meiner habhaft zu werden. Auch hierbei zeigte sich der Stellenwert, den sie meiner Flucht beimessen, denn der oberste Stasi-Chef Erich Mielke persönlich bat den Innenminister der Volksrepublik Polen, Wladyslaw Wicha, um Amtshilfe, wie aus einer Anfrage vom 23. Februar 1962 zu ersehen ist. Aber auch die Polen konnten keine Erfolgsmeldung abliefern, weil Vater und Mutter von mir keine definitiven Angaben über meinen Aufenthalt in der Bundesrepublik hatten. In einem persönlichen Schreiben des polnischen Innenministers an Mielke wird dann dieser Misserfolg mitgeteilt.

Wie es der Zufall so will, geschah dann doch noch etwas Bemerkenswertes. Meine Mutter betreute das Kleinkind einer Nachbarin. Ihr hatte sie von meiner Flucht erzählt, nachdem das ohnehin durch internationale Presseberichte bekanntgeworden war. Und diese Nachbarin hatte in Greifswald in der DDR einen Bruder, der ebenfalls Hauptmann der Nationalen Volksarmee war. War es nun Vorsatz, Berechnung oder Klatschsucht der Frau – sie teilte ihm jedenfalls meine Flucht mit. Ihr Bruder berichtete sofort den zuständigen Stasi-Stellen von dieser Beziehung. Die witterte eine Chance zu meiner Ergreifung, betrachtete den Hauptmann fürs erste als «KP» (Kontaktperson) mit dem erklärten Ziel, ihn später als «IM» zu verpflichten, und schon bekam er seinen ersten Auftrag. Er, der bislang nie eine Genehmigung zum Besuch seiner Schwester in Polen erhalten hatte, wurde unter dem Vorwand einer Besuchsreise nach Danzig geschickt, um bei meinen Eltern Recherchen anzustellen und meine neue Adresse in der Bundesrepublik herauszufinden. Er stellte sich Mutter und

Vater als mein Freund vor und verschwieg natürlich seine wahren Motive. Aber ausser ein paar für sein Vorhaben uninteressanter Briefe von mir, die meine Mutter ihm im guten Glauben zu lesen gab, erreichte er nichts. Was auch nicht möglich war, da meine Eltern tatsächlich nicht wussten, wo genau ich mich mit meiner Familie aufhielt.

Während ich in den sieben prall gefüllten Ordnern der Gauck-Behörde die gesamten Massnahmen und Anstrengungen der Staatssicherheit innerhalb von sechseinhalb Jahren studiere, begreife ich, dass sie nach meiner Flucht bis zum 13. Dezember 1966 mit allen Mitteln versucht hat, mich zu entführen und in der DDR vor ein Gericht zu stellen. Das hätte in meinem Fall ohne Wenn und Aber die Todesstrafe in der Haftanstalt Leipzig bedeutet, wird mir dabei klar. Ich wäre kein Einzelfall gewesen, nachweisbar haben mehrere NVA-Offiziere dieses Schicksal erlitten. Nicht auszu-denken, wie es meiner Familie danach ergangen wäre!

Zu unserem grossen Glück finde ich in den Akten eine grosse Menge Beweise für schlampige Stasi-Recherchen. Es ist nicht auszuschliessen, dass die Bearbeiter froh waren zu hören, ich sei nach Kanada ausgewandert. So konnten sie unter ihre erfolglosen Aktionen einen Schlusstrich ziehen und den «Operativen Vorgang» schliessen. Wäre allerdings bekannt geworden, dass der Mitarbeiter der «Deutschen Gesellschaft für Sozialbeziehungen», der sich in den Jahren bis zum Fall der Mauer im Auftrag der Bundesregierung um geflüchtete Angehörige der sogenannten bewaffneten Kräfte der DDR kümmerte, mit jenem Hauptmann Malikowski identisch war, so hätte die Stasi-Jagd jederzeit erneut beginnen können. Doch mit den Jahren veränderte sich mein Ausseres, ich hatte einen neuen Namen und – nochmals sage ich es voll Dankbarkeit – alle Verwandte, Freunde und Bekannte schwiegen eisern. Sie haben einen grossen Anteil daran, dass meine Frau, meine Kinder und ich wohlauf und am Leben sind.

[Berlin-Mitte, Ost-Berlin – Berlin-
Marienfelde, West-Berlin;
August 1961]

Ingrid Eisenbart

Der Koffer von Marienfelde

Wie eine Reliquie steht er da, der berühmte Koffer, die Beschläge glänzen in der Sonne. Eine illustre Gesellschaft hat sich am 28. November 2005 um diesen Koffer versammelt, dabei sieht er nicht so aus, als ob er noch einmal eine grosse Aufgabe zu erfüllen hätte. Doch Herr Fiss und der Verein «Erinnerungsstätte Notaufnahmehaus Marienfelde» wollen ihn nochmal mit Leben füllen: Der Koffer soll stellvertretend die Zeit der Flucht von Millionen Menschen aus der DDR und dem damaligen Ostblock symbolisieren, die für die meisten von uns Versammelten wohl das Wichtigste im Leben war. Der Koffer ist damit ein Grundstein für das Haus, das zukünftige als Museum dienen soll, in dem auch Ausstellungen gezeigt werden. Ich bin froh, dass der Originalkoffer in ein Glashäusle kommt. So wie Schneewittchen, denn auch für unseren Koffer hat sich ein Prinz gefunden, der ihn wachgeküsst hat. Es ist Hans-Dietrich Genscher, ein besserer Mäzen hätte sich wohl kaum finden können.

Die Veranstaltung zur Grundsteinlegung nimmt ihren Lauf: Politiker, Zeitzeugen, Geldgeber halten ihre Reden. Der Koffer wird sogar von der Polizei bewacht. Mich machen die Musik – für meine Ohren sehr gewöhnungsbedürftig –, die Reden und die Frühjahrs-sonne etwas dösig. Ich hänge meinen Gedanken nach, und meine eigene Koffer-Geschichte kommt mir in den Sinn:



Am 25. November 2005 wurde auf Initiative des Vereins «Erinnerungsstätte Notaufnahmehager Marienfelde» vor dem Ausstellungsgebäude der Erinnerungsstätte ein Denkzeichen enthüllt. Modell für den Bronzeguss des Bildhauers Marco Flierl war der Koffer, mit dem das Lehrerehepaar Dubrow aus Berlin-Köpenick nach ihrer gelungenen Flucht im Januar 1957 im Notaufnahmehager Marienfelde ankamen. Ihr Fluchtkoffer erinnert stellvertretend an die rund vier Millionen Menschen, die zwischen 1949 und 1990 die DDR in Richtung Bundesrepublik verliessen. Das Notaufnahmehager bildete die Anlaufstelle für etwa 1,35 Millionen Menschen, die über West-Berlin aus der DDR in die BRD flüchteten. Heute befindet sich hier eine Ausstellung «Flucht im geteilten Deutschland».

*

Ich stehe an der Bushaltestelle Kieler Strasse/Ecke Scharnhorststrasse. Es ist der 8. August 1961, ich bin 24 Jahre alt und habe soeben meine Nachtschicht als Krankenschwester im Krankenhaus der Volkspolizei beendet. Neben mir steht ein kleiner Koffer, er darf nur sehr unauffällig sein. Gott sei Dank sind schon alle wichtigen Sachen in West-Berlin, auch meine Mutter ist be-

reits dort. Gestern, am 7. August, hatte ich sie in Staaken abgeholt. Sie war aus Klötze angereist. Man durfte die Bahnsteigtreppe nicht hinuntergehen, das war die Grenze. Ich sah meine Mutter durch die Sperre gehen, sie fiel mir gleich auf, weil nur wenige Menschen in den Sperrbereich gelangten. Meine Mutter zeigte einen Schein vor und durfte passieren. Es war ein feuchtschwüler Augusttag. Meine Mutter trug einen Pelzmantel unter dem Arm, eine Tasche mit Wintersachen, einen Koffer und eine Handtasche.

Als wir in der S-Bahn saßen, sagte sie erleichtert: «Wenn ich diesen Schein nicht gehabt hätte, hätten sie mich zurückgeschickt! Alle, die nach Berlin wollten, mussten zurück. Nur wer zur Arbeit nach Berlin fuhr, konnte weitergehen.»

Der Schein war also das «Sesam-öffne-dich»! Ich selbst hatte ihn mit folgendem Inhalt ausgestellt:

Da im VP-Krankenhaus zur Zeit Urlaubssperre ist, besucht mich meine Mutter für eine längere Zeit. Ich bitte um zügige Abfertigung!

Darunter Stempel der VE Unterschrift, Verwaltungsleitung, Unterschrift OMW der VE

Ich war nur Zivilangestellte der Volkspolizei.

Meine Mutter war weiter nach Steglitz zu einer Freundin gefahren, dort übernachtete sie (und ich dann später auch). Ich aber fuhr weiter ins VP-Krankenhaus und machte noch eine letzte Nachtwache. Ich habe mich später oft gefragt, warum ich nicht gleich mit meiner Mutter abgehauen bin, ich kann es mir nicht erklären.

Nach und nach hatten wir Tischdecken, Bestecke und Papiere mit grossem Aufwand und erheblichem Risiko nach «drüben» geschmuggelt. Noch waren die Grenzen offen, aber nicht mehr lange. Man spürte, dass sie bald geschlossen würden. Und im VP-Krankenhaus wusste man es noch besser.

Versicherungs

Name und Sitz des Betriebes (auch Verwaltung, selbst. Gewerbe, freier Beruf, Haushalt) (Stempel)	Beginn der Tätigkeit	Unterschrift des Betriebes; b. Selbständigen des Finanzamtes
Freier Deutscher Gewerkschaftsbund Feriendienst und Kuren		icl.
Genesungsheim u. Sanatorium für Werktätige Friedrichshagen	1.58	Böhm
Genesungsheim u. Sanatorium für Werktätige Halle/Saale	1.59	icl. Böhm
Freier Deutscher Gewerkschaftsbund Feriendienst und Kuren	1.1.	
Genesungsheim u. Sanatorium für Werktätige Krankenschwester	1.1960	icl. Böhm
Krankenhaus der Volkspolizei Berlin N4, Scharnhorststraße 10	1.11.60	Kuchla
Krankenhaus der Volkspolizei Berlin N 4 Scharnhorststr. 10	1.161	Kuchla

verhältnis

Genauere Bezeichnung der Tätigkeit	Beitragspflichtiger Gesamt- arbeitsverdienst d. Beschäftigt. Einkommen aus selbst. Tätigk. Grundbeitrag bei Landwirten Jahresverd. b. unständ. Beschäftigt. [100 Tausend in Worten]	Ende der Tätigkeit	Unterschrift d. Betriebes; bei Selbständigen d. Finanzamtes
Schwester	Dienlohnsumme — 041.49 —	31.12.58	icl. Böhm
"	Dienlohnsumme — 4698.34 —	31.12.59	icl. Böhm
"	Dienlohnsumme — 4161.40 —	29.9.60	icl. Böhm
Schwester	— 960. —	31.12.1960	Kuchla
Kranken- schwester		8.8 61	

In meinem Sozialversicherungsausweis der DDR ist als letzte Arbeitsstelle das Krankenhaus der Volkspolizei in der Ost-Berliner Scharnhorststrasse eingetragen, in dem ich seit November 1960 als Krankenschwester arbeitete.

«Haut ab», sagte ein Offizier unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu uns jungen Schwestern, «sonst seid ihr hier fünfzig Jahre eingesperrt.»

Die letzte Nachtwache war ruhig. Mein Arbeitsplatz war die Aufnahme in dem grossen Haus. Es gab viel Büroarbeit, aber auch Unfälle und Geburten. Ich hatte mir Privatkleidung mitgenommen, auch meine letzten Habseligkeiten, und brauchte nicht mehr zurück ins Schwesternheim. Ich wartete noch den Bus ab, mit dem alle Nachtwachen nach Hause fahren. Ich hatte sie ja gerade beim Rapport gesehen und hätte womöglich nur unnütze Fragen nach meinem Gepäck beantworten müssen.

Der Koffer enthält letzte zusammengeraffte Sachen, natürlich ein Bild meiner Grosseltern und ein weiteres Bild, das ich noch schnell aus dem Rahmen genommen habe. Es stellt den Zinnberg aus meiner Heimat, der Altmark in Klötze, dar. Eine lange vorbereitete Aktion findet nun ihr Ende. Ein letztes Mal fahre ich die Scharnhorststrasse, die Chausseestrasse und die Friedrichstrasse entlang. Der Bahnhof Friedrichstrasse ist voller zurückgewiesener Flüchtlinge. Man raunt mir zu, nach Westen fahren keine Züge mehr. Also kaufe ich vorsichtshalber eine Fahrkarte nach Klötze. Auf dem Bahnsteig patrouillieren jede Menge Polizisten, die Züge halten, aber niemand steigt ein.

Ein merkwürdiges Summen im Kopf nimmt mir fast jeden klaren Gedanken, automatisch trete ich auf den diensthabenden Offizier zu, zücke meinen Dienstaussweis vom VP-Krankenhaus und frage ihn, ob ich nicht nach Klötze über Staaken fahren kann. Ich sage ihm, dass ich in der Altmark meine Mutter besuchen wolle. Meine Grosseltern leben dort, sie hatten uns nach einem Bombenangriff auf Hildesheim aufgenommen. Damals musste man, um dahin zu kommen, durch West-Berlin fahren.

Der Offizier bahnt mir lächelnd eine Gasse durch die Menge, das Summen im Kopf ist lauter geworden. Ich betrete die S-Bahn

und habe nun keine Erinnerung mehr... bis eine besorgte männliche Stimme fragt: «Mädchen biste abgehauen?»

Ich frage: «Fährt der Zug schon?»

«Ja», sagt die Stimme, «wir sind schon in Bellevue.»

Der Mann sagt nun zu seiner Frau: «Kiek mal, die Kleene is eben abgehauen und fragt den Vopo nach dem Weg. Det is aber mutig!»

Plötzlich ist das Summen in meinem Kopf weg, mein Koffer? Wo ist mein Koffer?

Ich hatte ihn abgestellt, als ich mit dem Offizier verhandelte. Doch der Mann beruhigt mich und sagt: «Keene Sorge, kleenet Frollein, allet nachgereicht von die Volkspolizei, da steht er. Mädchen hast du ein Glück! Und wo soll es nun hingehen? Nach Marienfelde?»

«Ja, natürlich nach Marienfelde, meine Mutter ist schon da», antworte ich.

Im Lager Marienfelde

Am 13. August 1961 sassen im Flüchtlingslager Marienfelde meine Mutter, 48 Jahre alt, und ich um elf Uhr am Radio und hörten die Nachrichten. Das Gerät, ein DDR-Transistorradio, stand bei bestem Sommerwetter draussen auf dem Gartentisch. Der Empfang war nicht besonders. Dass in der Nacht mit dem Bau einer Mauer quer durch Berlin begonnen worden war, wussten wir schon. Wir frühstückten. Die Rotkreuz-Schwestern hatten viel zu tun, denn am 12. August waren etwa 4'000 Menschen geflohen und ein Grossteil davon hierher ins Lager Marienfelde gekommen. Das Transistorradio quakte, der Reporter erzählte unter anderem, dass immer mehr Flüchtlinge trotz Absperrung Marienfelde erreichten. Mutter und ich waren seit dem 8. August im Lager gemeldet, hatten aber nur diese Nacht hier verbracht. An diesem Sonntag sollten wir uns zum Ausfliegen bereithalten.

Wegen meiner Tätigkeit im VP-Krankenhaus hatte ich stundenlang drängende Fragen der alliierten Geheimdienste über meine Fluchtgründe über mich ergehen lassen müssen. Sie wollten nicht glauben, dass wir in der DDR nicht verfolgt worden waren, sondern einfach nur nach Hildesheim ziehen wollten. Zwischenzeitlich dachte ich schon, die wollen mich wieder nach Ost-Berlin bringen. Das passierte zum Glück nicht. Wir erhielten eine Aufenthaltserlaubnis «aus Ermessensgründen». Darin hiess es:

«Zu seinem Notaufnahmeantrag erklärte er (der Antragsteller), er habe das sowjetisch besetzte Gebiet verlassen, weil er sich mit den dortigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen sowie den sonstigen Lebensbedingungen nicht abfinden wollte.»

Was der «C»-Schein wert war, haben wir erst später erfahren. Sicher hätten wir eine Fluchtlüge erfinden können, wollten aber nicht mit einer Lüge neu beginnen.

Nun sassen wir im Bus nach Tempelhof, es war etwa 13 Uhr und die Strassen sonntäglich leer, viele Berliner in den Ausflugsgebieten unterwegs. Auch der Flughafen machte keinen hektischen Eindruck. Fast alle waren noch nie vorher in einem Flugzeug gewesen. Im Flugzeug teilte uns eine Stewardess mit, wir befanden uns auf dem eingewiesenen Luftkorridor nach Hamburg. Luftkorridor wurden die Flugrouten genannt, die alle vier Alliierten für den Luftverkehr zwischen West-Berlin und der Bundesrepublik ausgehandelt hatten, denn es musste ja über das Gebiet der DDR geflogen werden.

Plötzlich kam vom Piloten eine Durchsage: Wir sollten nicht erschrecken, an unserer rechten Seite tauche soeben ein russischer Mig-Jäger auf. Der hätte aber kein Recht, uns zur Landung zu zwingen. Das sei nur eine Drohgebärde. Ich sass am Bullauge und sah sekundenlang ein höhnisches Gesicht, eingeklemmt in einer Ledermaske.

In unserer Gruppe hatten alle etwas Westgeld. Sie wurden in Uelzen abgeholt oder übernachteten in Hotels. Mutter und ich fuhren mit dem Zug weiter nach Hildesheim. Obwohl Niedersachsen als Aufnahmeland gesperrt war, durften wir dorthin. Meine Mutter war in Hildesheim ausgebombt worden. Sie hatte den Bombenschaden gemeldet, von der DDR aus natürlich illegal, und so bekamen wir dort eine Bleibe. Ein Jahr lang hatten wir unsere Flucht vorbereitet. Sie war im letzten Moment geglückt, wir hatten das Lager hinter uns. Schon am 1. September hatten wir beide Arbeit, meine Mutter als Verkäuferin und ich als Krankenschwester.



Das Foto zeigt mich, links, im September 1961 im städtischen Krankenhaus Hildesheim.

[Berlin-Marienfelde,
30. Juli 1952 – 1. Juli 1990]

Bettina Altendorf

Das Notaufnahmelager Marienfelde in Berlin

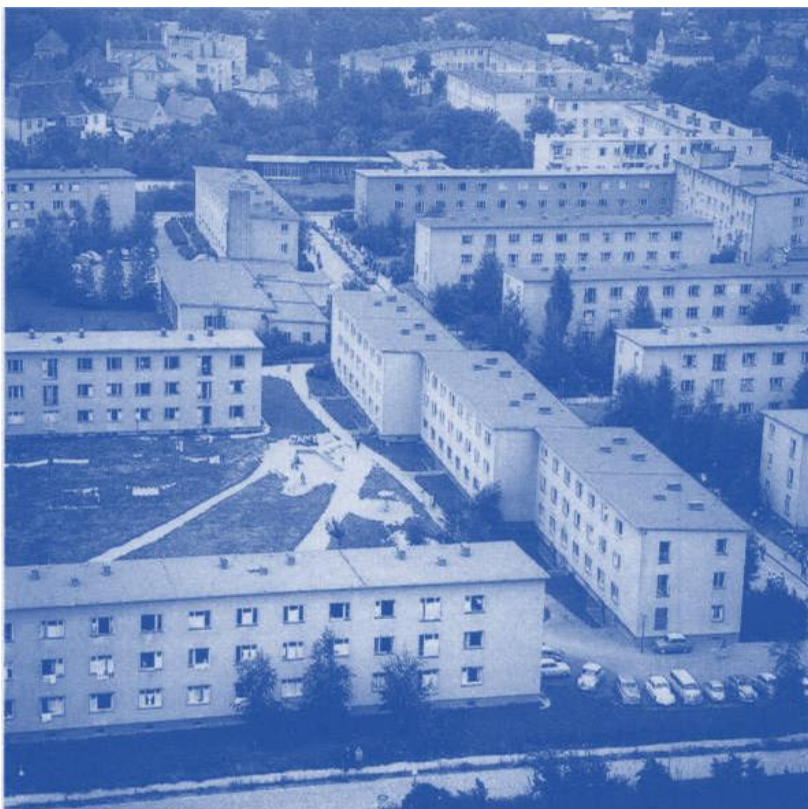
Fast 40 Jahre lang war das Notaufnahmelager Marienfelde die erste Anlaufstelle für DDR-Flüchtlinge und Übersiedler, deren Fluchtweg über West-Berlin führte. Es WEIT ein Ort, der vor allem in den 1950er Jahren im nationalen wie internationalen Rampenlicht stand, als die Anzahl der Flüchtlinge die Millionengrenze überstieg. Es war aber auch ein Ort des privaten Umbruchs im Leben von Millionen Menschen. Heute befindet sich an diesem historischen Ort die Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde.

Fluchtpunkt Berlin

Schon vor der Gründung der DDR im Oktober 1949 zeichnete sich eine Abwanderung der Bevölkerung in Richtung Westen ab. Bereits im November 1948 richteten West-Berliner Behörden im Arbeitsamt Charlottenburg daher die erste Meldestelle für Flüchtlinge aus Ost-Berlin und der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands ein. Im Januar 1949 folgte die «Zentrale für politische Ostzonenflüchtlinge» in Charlottenburg, um einerseits die Flüchtlinge zu beraten und zu betreuen, andererseits aber die von Kriegszerstörung noch stark gezeichnete Stadt nicht durch tausende zusätzliche Wohnungssuchende zu belasten.

Der Bau eines zentralen Aufnahmelagers sollte Ordnung in das Nebeneinander von Meldestellen, Hilfsangeboten und Zuzug brin-

gen. Die politisch und rechtlich besondere Situation Berlins nach dem Zweiten Weltkrieg verlangte allerdings zunächst die Übernahme des bundesdeutschen Notaufnahmegesetzes von 1950. Erst nach der Klärung aller offenen Fragen wurde am 30. Juli 1952 in Marienfelde der Grundstein des Notaufnahmелagers gelegt. Innerhalb eines Jahres entstanden 15 dreistöckige Wohnhäuser, ein Kinderhort und ein Eingangshaus für 1.000 Flüchtlinge. Eine Besonderheit der Planung war, dass auch die Büros



Die Wohn- und Verwaltungsgebäude des Notaufnahmелagers Marienfelde, um 1960.

der am Notaufnahmeverfahren beteiligten Behörden vor Ort untergebracht wurden, und zwar in der «Ladenpassage» des Wohnblocks und in Wohnungseinheiten, denn das Lager sollte jederzeit in eine Wohnsiedlung verwandelt werden können.

Noch während der Bauarbeiten zeichnete sich ab, dass das neue Notaufnahmelager dem anhaltenden Ansturm von Flüchtlingen nicht gewachsen sein würde, und so wurde nach der Eröffnung des Lagers im August 1953 weiter gebaut. Bis 1955 entstanden elf weitere Gebäude. Das mit strenger Hausordnung und Eingangskontrollen ausgestattete Notaufnahmelager Marienfelde hatte nun Platz für 2.800 Personen, doch auch dies reichte nicht aus: Tausende mussten immer noch in anderen Unterkünften untergebracht werden.

Das Notaufnahmeverfahren

Das Gesetz über die Notaufnahme von Deutschen in das Bundesgebiet legte fest, dass sich jeder Übersiedler oder Flüchtling deutscher Herkunft dem Notaufnahmeverfahren stellen musste. West-Alliierte, bundesdeutsche und Berliner Dienststellen befragten ihn nach seinem Leben in der DDR, seinen Gründen zur Flucht, suchten Informationen über die DDR zu erhalten oder Hinweise darauf, ob es sich bei dem Flüchtling um einen Spion oder flüchtigen Straftäter handelte. Erst nach ärztlichen Untersuchungen, polizeilicher Überprüfung und politischen Befragungen entschied der Aufnahmeausschuss über seine Anerkennung als politischer Flüchtling und die Erlaubnis zum Aufenthalt in der Bundesrepublik. Ein Umgehen des Verfahrens blieb zwar straflos, doch nur wer es erfolgreich durchlief, erhielt die Aufenthaltsgenehmigung, Anspruch auf Wohnung und Arbeitsvermittlung. 90% der in West-Berlin aufgenommenen Flüchtlinge wurden in die Bundesrepublik in jene Regionen ausgeflogen, in denen Arbeitskräfte gebraucht wurden. Nur wer ortsansässige Familie, einen



Aufgenommene Flüchtlinge warten auf ihren Abflug ins Bundesgebiet, 1960.

Arbeitsplatz oder einen Studienplatz nachweisen konnte, durfte bei der Wahl des zukünftigen Wohnorts mitbestimmen.

Abgelehnte Antragsteller hatten zwar das Recht, Klage gegen ihre Nicht-Anerkennung zu erheben und eine erneute Prüfung zu verlangen, verblieben aber in der Zwischenzeit in Übergangsheimen und ohne das Recht auf Arbeitsaufnahme. Die Bundesregierung erhoffte sich durch die eingehenden Prüfungen, dass die DDR nur verliesse, wer berechnete Sorge um sein Leben und seine Freiheit haben musste, denn einerseits waren Anfang der 1950er Jahre die wirtschaftlichen Verhältnisse auch in der Bundesrepublik noch schwierig, andererseits sollte die Opposition in der DDR nicht in den Westen abwandern, sondern innerhalb der DDR weiter aktiv bleiben.

Erst mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in der Bundesrepublik und nach dem gescheiterten Aufstand in der DDR am 17.

310 Bettina Altendorf: Das Notaufnahmelager Marienfelde



Innenansicht des zentralen Speisesaals, 1956.

Juni 1953 wurde die Aufnahmepraxis bei weiterhin geltender Rechtslage gelockert: Der hohen Anzahl von über 60% Ablehnungen Anfang der 1950er Jahre folgten ab Mitte der 1950-er Jahre über 90% Anerkennungen.

Alltag im Notaufnahmelager Marienfelde

Solange die Bewohner des Lagers ihr Notaufnahmeverfahren durchliefen, waren Unterkunft und Verpflegung für sie kostenlos. Alle Mahlzeiten wurden von der Bezirksküche Neukölln geliefert und zentral im grossen Speisesaal verteilt, denn auch in den Küchen der Wohneinheiten standen mitunter Betten. 1954 erhielten Familien ein Taschengeld von 4,00 DM in der Woche, alleinstehende Erwachsene 1,50 DM. Ab Oktober 1957 wurden Geschirr, Waschsüsseln, Bettwäsche und Decken leihweise zugeteilt. Wer über dieses Lebensnotwendigste hinaus Unterstützung wie etwa

Kleidung, medizinische Hilfen oder einfach nur Zuspruch brauchte, erhielt Hilfe vom Senat oder von zahlreichen im Lager ansässigen Hilfseinrichtungen, die auch Gutscheine für Schwimmbad- oder Kinobesuche ausgaben oder Spenden aus der West-Berliner Bevölkerung weiterleiteten.

Die Anzahl der bis zum Mauerbau 1961 monatlich ins Lager strömenden Menschen lag zwischen 4.000 und 21.000. Die Stationen des Aufnahmeverfahrens korrekt zu durchlaufen erforderte in Zeiten grossen Andrangs daher oft stundenlanges Warten. Gerade für die Kinder war die Situation dann besonders belastend, da der stete Wechsel von Neuankömmlingen und Abreisenden ihnen kaum ermöglichte, Freundschaften zu schliessen und geeig-



Praktische Hilfen boten die christlichen Kirchen an, hier im Lager Askanierring 1960.

nete Spielkameraden zu finden. Hinzu kamen etliche Lager-Vorschriften zum Schutz der Bewohner vor Spionage, die zu grosser Zurückhaltung und Vorsicht bei jeglicher Kontaktaufnahme führten.

Nach dem 13. August 1961 verebbte der Flüchtlingsstrom fast vollständig. Der Senat liess einen Grossteil der Gebäude in normale Wohnungen umwandeln. Das Notaufnahmelager Marienfelde bot nun nur noch 600 Menschen Platz, und dennoch blieben viele Betten leer. Mitte der 1960er Jahre wurde Marienfelde daher zusätzlich die zentrale Anlaufstelle des Landes Berlin für deutschstämmige Aussiedler aus Osteuropa.

Die letzten Jahre

1989 herrschte in Marienfelde noch einmal ein ähnlicher Andrang wie in den 1950er Jahren: 51.000 Übersiedler aus der DDR und 11.806 Aussiedler meldeten sich allein in West-Berlin. Am 9. November, der Nacht der Maueröffnung, stellten in Marienfelde 400 Menschen einen Antrag auf Aufnahme, und bis zum Jahresende 1989 waren es mehr als 23.000. Um der Herausforderung Herr zu werden, beschloss der Senat, nur noch Übersiedler aus Ost-Berlin aufzunehmen, doch der Weg zur deutschen Einheit machte bald alle Notfallplanungen hinfällig: Am 1. Juli 1990, dem Tag der deutschen Wirtschafts- und Währungsunion, erlosch das Gesetz zur Notaufnahme. Bis zu diesem Tag hatten insgesamt rund 1,35 Millionen Flüchtlinge und Ausgereiste aus der DDR Antrag auf Notaufnahme im Lager gestellt.

Bisher erschienen in der Reihe ZEITGUT

	Erscheinungsjahr	
Band 1	Gebrannte Kinder, Kindheit 1939-1945	1998
Band 2	Nachkriegs-Kinder, Kindheit 1945-1950	1998
Band 3	Stöckchen-Hiebe, Kindheit 1914-1933	1998
Band 4	Pimpfe, Mädels & andere Kinder, Kindheit 1933-1939	1998
Band 5	Wir wollten leben, Jugend 1939-1945	1998
Band 6	Schlüssel-Kinder, Kindheit 1950-1960	1999
Band 7	Gebrannte Kinder. Zweiter Teil, Kindheit 1939-1945	1999
Band 8	Und weiter geht es doch, 1945-1950	1999
Band 9	Täglich Krieg, Deutschland 1939-1945	2000
Band 10	Hungern und hoffen, Jugend 1945-1950	2000
Band 11	Von hier nach drüben, Grenzgänge, Fluchten 1945-'61	2001
Band 12	Wir sollten Helden sein, Jugend 1939-1945	2001
Band 13	Heil Hitler, Herr Lehrer! Kindheit 1933-1939	2000
Band 14	Lebertran und Chewing Gum, Kindheit 1945-1950	2000
Band 15	Zwischen Kaiser und Hitler, Kindheit 1914-1933	2002
Band 16	Getäuscht und verraten, Jugend 1933-1939	2002
Band 17	Halbstark und tüchtig, Jugend 1950-1960	2002
Band 18	Deutschland – Wunderland, 1950-1960	2003
Band 19	Mauer-Passagen, Grenzgänge, Fluchten 1961-1989	2004
Band 20	Der Traum ist aus, Jugend 1944-1945	2005
Band 21	Also packten wir es an, Deutschland 1945-1947	2006
Band 22	Morgen wird alles besser, Deutschland 1947-1952	2008
Band 23	Schicksalstage 1945, Kriegsende in Deutschland	2010
Band 24	Schwarz über die grüne Grenze 1945-1961	2011
Band 25	Mauerzeit 1961-1989	2011

Kleine Taschenbücher

Kinder des Jahrhunderts (Taschenbuch zum Kenneniemen)	
2004 Unvergessene Weihnachten, Bd. 1, 2, 3, 4, 5 und 6	2004-2009
Unvergessene Schulzeit, 1921-1945. Bd. 1	2005
Unvergessene Schulzeit, 1945-1962. Bd. 2	2005
Unvergessene Schulzeit, 1914-1945. Bd. 3	2007
Unvergessene Ferienzeit, 1923-1962. Bd. 1	2005
Wo morgens der Hahn kräht, 1912-1945. Bd. 1	2006
Wo morgens der Hahn kräht, 1945-1968. Bd. 2	2006
Gegessen wird immer, 1916-1975. Bd. 1 (Originalausgabe)	2009

Weitere Informationen unter www.zeitgut.de.

Verfasser

Seiten

Barwich, Brunhild

S. 74

geb. 1930 in Berlin, lebt in Leverkusen, Nordrhein-Westfalen.

Beruf / Tätigkeiten: Berufsberaterin für Behinderte, Diplom-Verwaltungswirtin, im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: in Anthologien, Zeitschriften und im Heimatkalender von Wittenberg; «Rosinen und Sauerkraut», Autobiographie 1930-1948, Drei Kastanien Verlag, Wittenberg 2003.

Beyerlein, Luise, geb. Herold

S. 71

geb. 1925 in Georgensmünd, lebt in Neustadt/Aisch, Bayern.

Beruf / Tätigkeiten: Lehrerin, im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: «Jahrgang 1925», «Normalverbraucher», beide Verlag Degener & Co., Neustadt/Aisch 1996 und 2000; «Grenzerfahrungen», im Eigenverlag 2009; Beitrag in ZEITGUT Band 11.

Doerfel, Dr. Marianne

S. 78

geb. 1930 in Königsberg, lebt in Dillendorf, Rheinland Pfalz.

Beruf / Tätigkeiten: Politologin, Publizistin.

Bisherige Veröffentlichungen: Beiträge im PARLAMENT seit 1986-2003 (Politik, Geschichte); zahlreiche Veröffentlichungen zur Schulgeschichte, u.a. in: «Geschichte in Wissenschaft und Unterricht», H. 7/1986; Nordost-Archiv, Lüneburg, H. 86/87, Jg. 20, 1987 und H. 93/1988; «Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte», H. 3/1989; «Handbuch der Geschichte des bayerischen Bildungswesens, 1. Bd., 1989/90»; zwei Beiträge in ZEITGUT Band 19.

Eisenbart, Ingrid, geb. Kraass

S. 298

geb. 1937 in Berlin, lebt in Berlin.

Beruf / Tätigkeiten: Krankenschwester, im Ruhestand.

Fritzsche, Claus

S. 154, 212

geb. 1923 in Wormsleben, lebt in Moritzburg, Sachsen.

Beruf / Tätigkeiten: wissenschaftl. Mitarbeiter, Bauphysiker im Ruhestand.
Bisherige Veröffentlichungen: zwei Fachwörterbücher Deutsch-Russisch und Russisch-Deutsch; «Das Ziel – überleben», VDM Heinz Nickel 2001; «Bord-schütze», EKSMO Verlag 2006; «Notlandung. Aufzeichnungen eines deutschen Kriegsgefangenen», Sabashnikovyh Verlag 2006; Beitrag in «Unvergessene Weihnachten. Band 6»; «Bau und Klau in der DDR. Mein sonderbarer Ausserplanbau in Magdeburg 1992», demnächst im Zeitgut Verlag.

Grünberg, Alfredo

S. 239

geb. 1926 in Leipzig, Sachsen, lebt in Kassel, Hessen.

Beruf / Tätigkeiten: Postangestellter, Lehrer, Transportarbeiter, Sachbearbeiter zur Vorbereitung von Buchmessen / im Westen: CID-Investigator, Kriminaltechnischer Angestellter, im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: «Kantonesisch für Globetrotter» mit Audio-Kassette, Peter-Rump-Verlag, Bielefeld 1986; Beiträge in «Südost-Asien mit öffentlichen Verkehrsmitteln». Jens Peters Publikationen, Berlin 1977-1985; Beiträge in «hessische polizeirundschau». 1983; Beiträge in ZEITGUT Band 8 und 18.

Hagenbücher, Ingrid, geb. Wende

S. 120

geb. 1944 in Dramburg, Pommern, lebt in Karlsfeld bei München, Bayern.

Beruf / Tätigkeiten: staatl. gepr. dipl. Dolmetscherin und Übersetzerin.
Bisherige Veröffentlichungen: Roman «Der Hausmeister», Mauer Verlag 2001; Kurzgeschichten in der Anthologie «In Sturm und Stille», Semikolon-Verlag, Berlin 2000; «ZIMAK und andere böse Geschichten», Tredition-Verlag, Hamburg 2008; «Chot-Fieber», Magic-Buchverlag, Vierkirchen 2011.

Hardt, Walter

S. 105

geb. 1925 in Bettenhausen, Thüringen, verstorben 2008, lebte zuletzt in Bettenhausen.

Beruf / Tätigkeiten: Landwirt.

Kaufmann, Dr. Jürgen

S. 100, 128

geb. 1934 in Hirschberg/Saale, lebt in Bayreuth, Bayern.

Beruf / Tätigkeiten: Maurer, leitender Arzt (Radiologie), im Ruhestand.

Klein, Helmut

S. 204

geb. 1943 in Berlin, lebt in Berlin.

Beruf / Tätigkeiten: Gas- und Wasserinstallateur, Sanitärtechniker, im Ruhestand.

Kühnast, Erich,

S. 284

geb. 1939 in Dessau, lebt in Freiburg, Baden-Württemberg.

Beruf / Tätigkeiten: Bergmann, Werkzeugmacher, Prüffeldtester, Archivar (Deutsches Volksliedarchiv Freiburg, ABM).

Malikowski, Günter,

S. 271, 291

geb. 1928 in Danzig, Westpreussen, lebt in Baden-Württemberg.

Beruf / Tätigkeiten: DDR – Offizier / BRD – Sozialbetreuer für geflüchtete Angehörige der NVA, Volkspolizei.

Osbar, Ingeborg, geb. Selek

S. 53

geb. 1919 in Hamburg, lebt in Hamburg.

Beruf / Tätigkeiten: kaufmännische Angestellte, im Ruhestand.

Schmidt, Ewald

S. 26

geb. 1928 in Wohlmirstedt, Sachsen-Anhalt, lebt in Bad Sachsa / Tettenbom, Niedersachsen.

Beruf / Tätigkeiten: Landwirtschaftsgehilfe, Tischler, Betriebsschlosser, Technischer Zeichner und Ausbilder, Maschinenbau-Techniker, Ingenieur, Konstruktionsleiter, im Ruhestand. Mitbegründer des Zusammenschlusses der gewerblichen Ausbilder im Südharz 1983; ehrenamtliche Tätigkeiten als Schöffe am Amtsgericht, Gemeinderatsmitglied.

Schwenzfeier, Bernd Udo

S. 225

geb. 1941 in Berlin, lebt in Berlin.

Beruf / Tätigkeiten: Kriminalbeamter beim LKA Berlin, Dozent an der Polizeischule für Kriminalogie, Kriminaltechnik und Kriminalistik, im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: «Der Feind in meinem Haus», 2003; «Einladung zum Mord», 2006; «Der Mittelmachtsmörder» 2009 alle Titel im Militzke Verlag Leipzig; «Kälter als Eis», Schardt-Verlag, Oldenburg 2008; Gedichte und Fachaufsätze in Fachzeitschriften der Polizei.

Schröder, Meinhard

S. 252

geb. 1943 in Schwerin, Mecklenburg, lebt in Berlin.

Beruf / Tätigkeiten: Studium der Theologie, Soziologie und Pädagogik, Umschulung zum Informationselektroniker, Betriebsleiter, im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: «Frauen an den Herd!», 2006; «Drei Zimmer für Zwei», 2007; «Das Kamel in meinem Garten», 2008; «Nach Süden», 2009; «Taj Mahal und Currysauce», 2010; alle MyStory Verlag Berlin; Beiträge in ZEITGUT Band 19, 25, in «Barfuss übers Stoppelfeld» und in «Damals bei Oma und Opa».

Sondermann, Annemarie, geb. Boeters

S. 260

geb. 1931 in Bublitz, Hinterpommern, lebt in Königswinter, Nordrhein-Westfalen.

Beruf / Tätigkeiten: Lehrerin, im Ruhestand.

Bisherige Veröffentlichungen: «Bittersüsse Pom(m)eranzen. Erlebte Geschichten aus Ost und West», im Eigenverlag 2004, 2. Auflage 2007; Beiträge in «Unvergessene Weihnachten. Band 2» und «Unvergessene Schulzeit. Band 2».

Wanke-Kreh, Udo

S. 165

geb. 1944 in Dessau, Sachsen-Anhalt, lebt im Wendland, Niedersachsen.

Beruf / Tätigkeiten: Elektromonteur, Ingenieur, Redakteur für Fachzeitschriften.

Bisherige Zeitgut-Veröffentlichungen: «Das erste Leben». Erinnerungen eines Nichtangepassten 1947-1972, Sammlung der Zeitzeugen, Zeitgut Verlag, Berlin 2003; Beiträge in «Unvergessene Schulzeit. Band 2».



Schwarz über die grüne Grenze
Als Flucht noch möglich war. 1945–1961
21 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
320 Seiten mit vielen Abbildungen,
Chronik und Ortsregister, Band 24
Gebundene Ausgabe
ISBN 978-3-86614-193-3, EUR 13,90
Taschenbuch-Ausgabe
ISBN 978-3-86614-158-2, EUR 10,90

Mauerzeit. 1961–1989
Als fliehen tödlich sein konnte.
34 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
320 Seiten mit vielen Abbildungen,
Chronik und Ortsregister, Band 25
Gebundene Ausgabe
ISBN 978-3-86614-192-6, EUR 13,90
Taschenbuch-Ausgabe
ISBN 978-3-86614-159-9, EUR 10,90



Von hier nach drüben
Grenzgänge, Reisen und
Fluchten 1945–1961
40 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
352 Seiten mit vielen Abbildungen,
Ortsregister, Chronologie. Band 11
Gebundene Ausgabe
ISBN 3-933336-13-9, EUR 12,90

Mauer-Passagen
Grenzgänge, Fluchten und Reisen
1961–1989
46 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
368 Seiten mit vielen Abbildungen,
Chronik und Ortsregister, Band 19
Taschenbuch-Ausgabe
ISBN 978-3-86614-171-1, EUR 9,90



Zeitzeugen-Erinnerungen gesucht



ZEITGUT ist eine zeitgeschichtliche Buchreihe besonderer Prägung. Jeder Band beleuchtet einen markanten Zeitraum des 20. Jahrhunderts in Deutschland aus der persönlichen Sicht von 35 bis 40 Zeitzeugen. **ZEITGUT** ergänzt die klassische Geschichtsschreibung durch Momentaufnahmen aus dem Leben der betroffenen Menschen.

Die Reihe ist als lebendiges und wachsendes Projekt angelegt. Herausgeber und Verlag wählen die Beiträge unabhängig und überparteilich aus. Die Manuskripte werden sensibel bearbeitet, ohne den Schreibstil der Verfasser zu verändern. Die Reihe wird fortgesetzt und thematisch erweitert. Im Jahr 2011 war ein Umfang von 25 Bänden erreicht.

Sammlung der Zeitzeugen

Die **Sammlung der Zeitzeugen** faßt autobiografische Einzelbücher zusammen, die ebenfalls das Leben in Deutschland im 20. Jahrhundert beschreiben. Die Bände ermöglichen einen tieferen Einblick in das Schicksal der Verfasser und gestatten es, deren Leben über längere Strecken zu verfolgen.

Manuskript-Einsendungen sind jederzeit erwünscht.

www.zeitgut.de

Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14, D-12107 Berlin
Tel. 030 - 70 20 93 0
Fax 030 - 70 20 93 22
E-Mail: info@zeitgut.com

Zeitgut Verlag GmbH Klausenpass 14, D-12107 Berlin Tel. 030 –
70 20 93 0 Fax 030 – 70 20 93 22 www.zeitgut.de E-
Mail: info@zeitgut.com